

Bericht

über

meine Reise durch verschiedene Theile

Südeuropa's, Nordafrika's

und

Westasiens,

vom 27. September 1872 bis zum 18. Mai 1873.

Von

Peter Stehres,

Waltpriester und Ehrendirektor des Progymnasiums zu Diefich.

Luzemburg.

Druck und Verlag von Peter Brüd.

1875.

Vorwort.

Nicht nur von meinen Bekannten und Freunden, sondern auch von andern hochachtbaren Personen, deren geäußerte Wünsche für mich gleichsam Befehle sind, wiederholt ersucht, habe ich mich bestimmen lassen, diese Reisebeschreibung abzufassen und durch den Druck zu veröffentlichen. Freilich that ich es nicht ohne gewisse Bedenklichkeiten; denn mit Recht muß ich befürchten, daß die bloße Erzählung meiner Erlebnisse auf der achtmonatlichen Wanderung das erhoffte Interesse nicht bieten werde. Gelehrte Abhandlungen über die vielen Merkwürdigkeiten, die ich gesehen und bewundert, liegen aber außer meinem Plan und würden auch übrigens das Maß meiner Kräfte übersteigen. Ich habe zwar die für Alterthumsfreunde anziehendsten Länder und die für katholische Christen zugleich heiligsten Orte besucht und aufmerksam betrachtet; allein die engen Grenzen, welche der bescheidene Umfang meines Berichtes erheißt, gestatten mir eine vollständige Beschreibung derselben nicht. Nebstdem ermangele ich der hierzu erforderlichen Kenntnisse und ich mag nicht, nach dem Vorgange mancher Reisebeschreiber, flüchtige Anschauungen für wissenschaftliche Forschungen hinstellen oder mir ein

selbständiges Urtheil über Dinge anmaßen, die gründliche Fachmänner, trotz ihrer vieljährigen Studien, nicht zu erklären vermochten und noch viel weniger die Rolle eines Plagiarius spielen, was meiner und meiner verehrten Leser unwürdig wäre. Ich bin somit hauptsächlich auf meine persönlichen Begebenheiten angewiesen und werde von Dertlichkeiten und Volksfitten nur so viel hineinflechten, als ich zum nähern Verständnisse des Erzählten für nothwendig erachte. Da bezweifle ich nun sehr, ob es mir gelingen wird, den billigen Forderungen des Lesepublikums Genüge zu leisten.

Indeß wird mein eben so treuer als schlichter Bericht deutlich beweisen, wie wunderbar mich die Fürsorge Gottes beschützt und dann und wann ganz unverhofft in die angenehmsten Verhältnisse gebracht hat. Manchen, welche die nämliche Reise zu unternehmen wünschen, aber vor den vermeintlichen Beschwerden, Gefahren und Geldauslagen zurückschrecken, wird derselbe zur Beruhigung gereichen und sie vielleicht zur Ausführung aufmuntern, indem er zugleich Winke und Anweisungen enthält, wie man sich benehmen muß, um ohne zu große Anstrengungen und Gefahren und überschwänglichen Kostenaufwand das gelobte Land zu besuchen und dessen Heiligthümer zu verehren. In dieser Hinsicht möchte also gegenwärtige Veröffentlichung wohl nicht bloß eine unschuldige Neugierde befriedigen, sondern auch eine praktische Seite darbieten und von Manchen nicht ohne Nutzen gelesen werden.

Der Verfasser.

I. Beweggründe und Vorkehrungen.

Bereits seit mehreren Jahren drängte mich ein lebhaftes Verlangen, eine unabweißbare Sehnsucht, jenes altherwürdige Land, welches schon in meiner ersten Jugend mir die Phantasie mit den reizendsten Bildern erfüllt und das kindlich fromme Gemüth mit geheimnißvollen Ahnungen durchschauert hatte, noch vor dem Hinscheiden aus dieser Welt zu besuchen; die durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes, durch seine himmlischen Lehren und Wunderthaten, durch sein bitteres Leiden und Sterben, durch seine glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt gesegneten, verherrlichten, ewig denkwürdigen Orte mit meinen Augen zu sehen, mit meinen Füßen zu betreten, mit meinen Lippen zu berühren und bei gehöriger Verrichtung der vorgeschriebenen Andachtsübungen die daselbst vertriehenen Abflüsse zu gewinnen. „Und warum“ sprach ich auch zu mir, „sollen denn wir Erdenöhne den Planeten nicht ein wenig durchwandern und erforschen, auf welchem wir im unermeßlichen Weltall herumkreifen, bis der allmächtige Schöpfer ein anderes Blatt seines unendlichen Werkes vor unsern Augen aufrollen wird?“

Als ich nun nach einer zwei und vierzigjährigen Leitung des Diekircher Progymnasiums mich in den Ruhestand zurückgezogen hatte, reizte mich desto heftiger meine lang gehegte Lieblingsneigung: ich konnte ihr nicht mehr widerstehen und traf die zu ihrer Befriedigung nöthigen Vorkehrungen. Vor Allem empfahl ich mich dem Schutze meines allgütigen Gottes; denn ich verhehlte mir nicht die Gefahren und Beschwerden, denen ich mich auf der

beabsichtigten Reise aussetzen mußte. Ich wagte mich ja bei meinem vorgerückten Alter in die weite Welt und unter Menschen, deren Sprachen und Sitten ich nicht kannte, und zwar ganz allein, ohne, im Falle der Noth auf die treue Unterstützung und Pflege eines begleitenden Freundes rechnen zu können. Dieser Gedanke hielt mich zwar von meinem Vorhaben nicht ab, erzeugte aber in mir ein um so lebhafteres Bedürfniß, meine Blicke zum Himmel emporzurichten und dorthier Hülfe und Beistand zu erbitten.

Da ich ferner nicht wußte, ob mir das Glück und der Trost bescheert sei, mein Heimathland und die Theueren meines Herzens je wiederzusehen, so suchte ich ebenfalls meine materiellen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Jetzt kam die Reihe an die Beschaffung des nöthigen Reisegeldes. Durch die Erfahrung belehrt, wie beunruhigt man reist, wenn man seine ganze Baarschaft bei sich trägt oder im Koffer aufbewahrt, verschaffte ich mir durch die Vermittelung unserer Internationalbank eine hinreichende Anzahl Billets der großen Londoner Bank von 250 Fr., die ich in einer unter der Weste angebrachten Tasche leicht verstecken und in allen bedeutenden Städten der fünf Welttheile einlösen konnte. Ueberall wurde mir später der Nominalwerth in französischem Golde richtig bezahlt, ausgenommen zu Nizza, Cairo und Jerusalem, wo die Wechsler, das hohe Agio des französischen Goldes vorschüßend, ohne Berechtigung ein Procent abzogen. So war ich, ob schon stets ohne beträchtliche Baarschaft, doch niemals in pecuniärer Verlegenheit.

Um nicht durch vieles Gepäck belästigt zu sein, beschränkte ich mich auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke und etliche Bücher, wozu ein mittelmäßiger Reisekoffer hinreichte. Endlich nahm ich Abschied von meinen Verwandten und hiesigen Freunden und schickte mich zur weiten, abenteuerlichen Pilgerfahrt an.

II. Von Dickirch nach Genf.

Am 27. September fuhr ich nach Luxemburg, um mir daselbst den unentbehrlichen Paß ausstellen zu lassen und einigen befreundeten Personen einen Abschiedsbesuch abzustatten. Das kirchliche Attestat, dessen ich ebenfalls bedurfte, erhielt

ich aus der Hand unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs nebst einem besondern Empfehlungsschreiben an alle katholische Geistliche, denen ich mich vorstellen würde. Als er mir seinen Segen spendete und mich sodann liebevoll umarmte, ward ich so gerührt, daß heiße Thränen meinen Augen entquollen und ich nicht vermochte, ihm für diesen Beweis zärtlicher Wohlgenommenheit ein Wort des schuldigen Dankes zu stammeln. Ein stets dienffertiger Herr erwies mir die Freundschaft, mich des Abends auf den Bahnhof zu begleiten und bis zur Abfahrt, die um Mitternacht Statt finden sollte, zu unterhalten.

Allein erst gegen ein Uhr kam der ersohnte Expresszug herangebraust. Wir wünschten uns ein herzliches Lebenswohl, und ich vertraute mich dem schnaufenden Dampfrosse an, das mich in sechs Stunden nach Straßburg beförderte. Diese Stadt hatte ich früher schon zweimal besucht und besichtigt; indessen trieb mich die Neugierde zum hohen Münster. Ich wollte mich von den Beschädigungen, welche das letzte Bombardement angerichtet hat, mit eigenen Augen überzeugen und fand zu meiner Freude, daß sowohl am berühmten Thurme, als an der übrigen Gebäulichkeit, die sichtbaren Spuren der Verwüstung fast gänzlich verschwunden und auch wohl von den Zeitungsschreibern übertrieben worden waren. Mit dem Zehn Uhr-Zuge fuhr ich nun über Mühlhausen, Basel und Narau nach Zürich, wo ich des Abends halb neun Uhr glücklich ankam und im guten bürgerlichen Hotel „zum Storch“ abstieg.

Des andern Morgens, es war Sonntag, las ich um halb acht Uhr die Frühmesse in der katholischen Kirche, welche weder Thurm noch Glocken hat. Sie war von frommen Gläubigen dicht angefüllt; nach dem Gottesdienste theilte ich mehrere hl. Kommunionen aus. Hierauf durchwanderte ich bis zum Abend hin die handels- und gewerbreiche Stadt sammt ihrer anmuthigen Umgegend und ergöhte mich sehr an dem regen Leben der Schweizer, sowie an ihrer lobenswerthen Gefälligkeit gegen die Fremden. Ich war müde und legte mich früh zu Bette. Montags, um acht Uhr des Morgens, schiffte ich mich auf dem Züricher See ein, und ein flinkes Dampfboot brachte mich nach Rapperschwyl, einem Städtchen auf einer Halbinsel des See's, über den hier eine 4800 Fuß lange hölzerne

Brücke führt. Ohne mich weiter aufzuhalten, miethete ich einen zweispännigen Wagen und erreichte so gemächlich in zwei Stunden Maria Einsiedeln, einen der berühmtesten und besuchtesten Wallfahrtsorte der katholischen Christenheit. Nach Einsiedeln strömen seit mehr als tausend Jahren im Durchschnitte jährlich 150,000 bis 160,000 Pilger aus der Nähe und Ferne, um all dort vor dem wunderreichen Gnadenbilde der Gottesmutter ihre Andacht zu verrichten, die verlienen Ablässe zu gewinnen und durch die mächtige Vermittlung der glorwürdigen Himmelskönigin in ihren Trübsalen Linderung und Trost zu finden: an einem Tage werden manchmal gegen 12,000 hl. Kommunionen gespendet. Ich kehrte in den sehr empfehlenswerthen Gasthof zu den „drei Herzen“ ein, labte mich mit etwas Speise und Trank (es war gegen ein Uhr des Nachmittags) und begab mich sodann eilends zur prachtvollen Kirche hinauf, um der Vesper, die eben beginnen sollte, beizuwohnen. Das Salve regina wurde in der Kapelle des Gnadenbildes gesungen; die schöne eigenthümliche Melodie desselben beflügelte meine Andacht und gewährte meinem Herzen einen überschwänglichen Wonnegenuß. Das besondere Kapellchen ist ein selbständiges Kirchlein in der großen Kirche unweit des Haupteinganges; im dämmernden Heiligthume befinden sich etliche Bänke und ein Altar, worüber sich das reich geschmückte Gnadenbild, Ehrfürcht gebietend, erhebt. Nach Vollendung des Gottesdienstes ließ ich mich beim Vorsteher des Klosters (der Abt war verreist) anmelden. Er empfing mich sehr liebevoll, zeigte mir das ganze Kloster sammt dem großartigen Beringe und führte mich sodann zu einem frommen Beichtvater, bei dem ich meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung setzte. Des andern Morgens hatte ich die hohe Gnade und Freude, auf dem privilegierten Altar der Gnadenkapelle das Messopfer darzubringen. Hier empfahl ich mich nun dem Schutze unserer glorreichen Landespatronin und betete: „Sei gegrüßt, o Königin und Mutter der Barmherzigkeit, Du unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung! Wende zu mir Deine milden Blicke und bereite mir einen sichern Weg, auf daß ich, ob schon scheinbar allein, doch nicht allein, und ob schon ohne

sichtbaren Begleiter, doch von der besten Begleiterin bewacht und beschirmt, meine weite Reise glücklich vollbringe!" So betete ich, und sie schien mir von der Lichthöhe ihres himmlischen Thrones den ersuchten Beistand huldreich zuzuwinken.

Im Herzen neu gestärkt und von freudigem Vertrauen erfüllt, setzte ich also wohlgenuth meine Reise fort und fuhr im Postwagen über Schwyz bis Brunnen, wo ein Dampfboot mich aufnahm und über den reizenden Vierwaldstätter See wohl erhalten nach Luzern beförderte. Während der Seefahrt hatte ich die Ehre, mit dem Herrn Weihbischof Caspar zu Chur Bekanntschaft anzuknüpfen; er unterhielt sich längere Zeit mit mir, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden unsers lieben Bischofs, den er persönlich kennt, und bat mich, ihn seinerseits herzlich zu grüßen. Gegen fünf Uhr des Abends lehrte ich im Gasthose „Mont Gotthard“ ein, der etwas vornehm und theuer ist, sich aber durch gute Bewirthung und höfliche Aufmerksamkeit der Dienerschaft auszeichnet.

Luzern, am Fuße des hohen Berges Pilatus und am Ausflusse der Reuß aus dem Vierwaldstättersee, hat eine höchst malerische Lage, bietet jedoch sonst wenig Merkwürdiges. Am folgenden Tage las ich in der Hauptkirche die hl. Messe und fuhr gegen zehn Uhr per Dampfboot nach Witznau, wo mich in einer Stunde die kühne aber sichere Rigibahn auf die sogenannte Staffelhöhe brachte. Hier hörte damals die Bahn auf; jetzt ist sie bis zur höchsten Spitze vollendet. Die übrige Strecke, welche nur an zwei Stellen etwas steil nirgends aber gefährlich ist, legte ich, gemüthlich spazierend, in einer Stunde zu Fuß zurück und gelangte so gegen ein Uhr auf Rigi-Culm oder dem letzten Höhepunkte an. Hier eröffnet sich dem Beschauer eine prachtvolle Rundsicht, welche an 100 Stunden im Umkreise sich ausdehnt, obgleich der Rigi eine Höhe von nur 1800 Meter hat, d. h. nicht gerade sechsmal so hoch ist, als der Herrenberg bei Dietrich. Welch erhabenes Schauspiel! Fern im Osten beginnt die an 40 Stunden lang sich hinziehende schneebedeckte Alpenkette, welche im Westen mit dem düster blickenden Pilatus ihren Abschluß findet. Berge thürmen sich auf Bergen; nordwestlich ragen der

Eiger, der Mönch, die Wetter- und Schreckhörner in den blauen Aether hinein; über allen aber thront die riesige, fast 14,000 Fuß hohe Jungfrau. Die Sonne schleudert ihre Strahlen gegen jene stolzen Gipfel, an den schneebepanzerten Abhängen prallen sie machtlos ab und rinnen in breiten Strömen nieder. Schweift das Auge nach dem westlichen Horizont, so erblickt es die bläuliche Jurakette; auch einige Spitzen der Vogesen ragen empor, und es erstreckt sich nach Norden hin der Schwarzwald mit seinen Fichtenhöhen. Zu unsern Füßen breitet sich eine offene Landschaft aus: Wiesen entfalten ihren grünen Teppich, in welchen dunkle Gebüsche eingewirkt sind; durch die lachende Flur zieht die Emme ihren Silberfaden; freundliche Dörfer blicken zwischen dem Grün hervor; sinnend liegt der Zuger See zwischen hohen, steil sich hebenden Bergen; sanft schlummert der in sein Felsenbett eingezwängte Vierwaldstätter See; zwischen ihnen zeigt sich die durch die Volksfage allbekannte Hohlgaße mit der Telskapelle; Geschichte und Mythos umzaubern den entzückten Betrachter und erhöhen den Eindruck, welchen ein so herrlicher Anblick gewährt.

Ich wollte im Gasthof auf Rigi-Culm übernachten, um mir den Genuß des wunderschönen Sonnenaufgangs zu verschaffen; allein gegen Abend fing der Himmel an, sich mit trüben Wolken zu überziehen und Regen oder Schnee zu verkündigen. Ich fand es daher rathsam, auf das ohnehin zweifelhafte Vergnügen zu verzichten; denn bei der vorgerrückten Jahreszeit (es war der 2. Oktober) ist es dort mit dem Wetter eine mißliche Sache: die Reisenden werden oft längere Zeit auf dem Rigi zurückgehalten, weil bei ungünstiger Witterung die Fahrten dahin eingestellt werden müssen, und man auch wohl nicht zu Fuß hinuntersteigen kann. Ich fuhr also noch denselben Abend nach Luzern zurück.

Am Donnerstag, den 3. Oktober, besichtigte ich das Innere so wie die Umgebung der Stadt und rüstete mich dann zur Weiterfahrt. Gepäck, wie jeder Reisende aus Erfahrung weiß, ist ein lästiger Begleiter; ich sandte daher meine Kiste poste restante nach Genf voraus, wo sie bis zu meiner Ankunft aufbewahrt und gegen den Empfangschein abgeliefert wurde. Dieses Verfahren ist sehr zu empfehlen: die Transportkosten sind in der Schweiz äußerst gering und es ist ein höchst angenehmes Gefühl, aller Gepäckorgen

überhoben, frei und frank Bahnhof oder Dampfboot verlassen zu können. So fuhr ich nun, bloß ein frisches Hemd und ein Paar Strümpfe in der Reisetasche, über den Vierwaldstätter See nach Alpnach und von da mit der Post nach Sarnen. Ich wählte mit einer werthgeschätzten englischen Familie, deren Bekanntschaft ich unterwegs gemacht hatte, den „goldenen Adler“ zur Nachtherberge. Wir wurden sehr bescheiden bewirthet, bei der Rechnung aber hatte der Wirth sich nicht vergessen.

Des andern Tages las ich die hl. Messe in der ziemlich entlegenen alterthümlichen Pfarikirche, besuchte dann mit meinen lieben Engländern die im Stadthause von Sarnen aufgestellten Porträte der Landammänner von Obwald in Lebensgröße sammt dem Bildnisse des hochverehrten St. Nikolaus von der Flüe, und wir setzten alsdann in einem besondern Beiwagen unsere Reise unter traulichem Gespräche fort. Wir fuhren über den 4000 Fuß hohen Brünig, stiegen, Dank den vielfachen Krümmungen, ziemlich sanft hinauf, aber das Hinuntersteigen war jäh und grausenhaft. Im raschen Galopp ging es abwärts; der Sturz eines Pferdes oder sonst ein Unfall hätte uns in den in unmittelbarer Nähe gährenden Abgrund begraben. Ich war recht froh, als wir das Thal glücklich erreicht hatten. Von da brachte uns ein Dampfboot über den Brienzer See nach Interlaken (so genannt, weil es zwischen zwei Seen liegt, dem Brienzer- und Thunersee, welche nur drei Viertelstunden von einander entfernt sind). Wir kamen ein Viertel auf sechs des Abends dort an und lehrten im Hotel Ritschard ein, wo wir ganz gut aufgehoben waren.

Interlaken, mit einer Molketur, hat eine der interessantesten Lagen der Schweiz und ist deswegen ein Lieblingsort für die Fremden; auch ich hatte mir vorgenommen, einige Tage daselbst zu verweilen und die malerische Umgegend zu durchstreifen. Allein das Wetter war trübe; schwarze und graue Wolken, welche gleich düstern, unheimlichen Drachen die Berge langsam umschwärmten und nicht von denselben weichen wollten, verschlossen den neugierigen Blicken die gewünschte Aussicht. Beim Anbruche der Nacht fing es sogar an stark zu regnen, was die Ausflüge noch mehr erschwerte, wenn nicht unmöglich machte. Hierzu kam noch ein Umstand, der mich bestimmte, Interlaken zu verlassen. In der

Terne, wie in der Heimath, ermahnte mich die Pflicht, jeden Sonn- und Feiertag eine hl. Messe zu lesen oder zu hören. Es war Samstag, und in diesem durch und durch protestantischen Orte war die katholische Kapelle, welche bloß während des Sommers geöffnet und von einem dahin delegirten Priester bedient wird, geschlossen; kein katholischer Priester befand sich in der ganzen Umgegend. Gegen ein Uhr des Nachmittags nahm ich also die Eisenbahn bis zum Thuner See, dann das Dampfschiff bis Thun und fuhr von hier wieder per Eisenbahn weiter nach Bern, wo ich gegen halb sechs Uhr anlangte und in dem empfehlenswerthen Gasthof „der Bäcker“ abstieg.

Sobald ich gehörig installirt war, ließ ich mich vom Hausknechte zum katholischen Pastor führen: Herr Perroulaz, so heißt dieser vortreffliche Mann, empfing mich mit einer überraschenden Freundlichkeit; er gestattete mir nicht nur, am andern Tage die hl. Messe zu lesen, sondern bat mich, das Hochamt zu halten und sein Gast zu sein. Seine Leutseligkeit hatte mich so eingenommen, daß ich ihm Beides bereitwilligst zusagte. Außerdem hat mich der herzensgute Herr Perroulaz durch einen andern, sehr wesentlichen Dienst zum innigsten Danke verpflichtet. Wir Luxemburger haben nämlich in keinem der Länder, welche ich durchwandern sollte, politische Agenten, noch stehen wir unter dem officiellen Schutze irgend einer auswärtigen Regierung; ich wußte somit nicht, an welche fremde Gesandtschaft ich mich behufs Legitimation meines Passes wenden noch welche diplomatische Vermittlung ich nöthigen Falles in Anspruch nehmen dürfe. Ich klagte ihm meine Verlegenheit und bat ihn um Rath. — „O,“ antwortete er, „da glaube ich Ihnen helfen zu können: ich bin mit dem hiesigen französischen Gesandten innig befreundet, hoffentlich wird er Ihren Paß legitimiren, und dann stehen Sie unter französischem Schutze.“ Gleich nach dem Mittagmahl eilte er mit meinem Passe zur Gesandtschaftskanzlei, brachte mir ihn mit dem gehörigen Visa versehen zurück und zugleich die frohe Botschaft, der Herr Gesandte habe sich wegen meines Zutrauens zu seiner Regierung geschmeichelt gefühlt; die Franzosen liebten uns Luxemburger sehr; ich möchte fortfahren, mich unter ihr Protektorat zu stellen, und zum Voraus von der besten Aufnahme überzeugt sein.

Das that ich auch, und wie sehr ich Ursache hatte, mir dazu Glück zu wünschen, wird der Verlauf meines Berichtes lehren. Ich will aber hier schon die dankbare Bemerkung machen, daß alle französischen Consuln, an die ich mich wandte, nach dem Beispiel des Gesandten in Bern, meinen Paß gratis visirten, mich liebreich aufgenommen und gleichsam miteinander in Artigkeit und Zuborkommenheit gewetteifert haben.

Nach der Vesper schweifte ich bis zum Abend in der Stadt umher, die durch ihre auf Arkaden errichteten Häuser und die zahlreichen an den Thoren und auf den öffentlichen Plätzen aufgestellten Bären eine eigenthümliche Physiognomie hat. Der Brunnen mit dem Kindlifresser zieht besonders die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Eine verzerrte, gräßliche Figur ist im Begriffe, ein armes Kind zu verpeisen, während in Gürtel und Tasche noch mehrere stecken, welchen das nämliche Schicksal bevorsteht. Das trübe Wetter entzog mir alle Aussicht in die Ferne.

Montags hielt ich in der schönen Pfarrkirche eine Stillmesse, nahm von meinem lieben, um mich wohlverdienten Herrn Perroulaz Abschied und befand mich schon um halb zwölf Uhr des Vormittags im „hôtel des merciers“ (Krämer-Gasthof) zu Freiburg. Das Wetter war stets trübe und zugleich etwas kalt. Ich machte dennoch einen Spaziergang durch die Stadt und ihre nächste Umgebung, ging über eine der zwei schwebenden Brücken, welche über ein tiefes Thal geschlagen sind, bis zur Voretokapelle, wo Freiburg fast denselben Anblick bietet, wie Luxemburg vom Fetschenhof aus. Das schönste und größte Gebäude ist das frühere Jesuitenkloster, welches, wenn ich nicht irre, die Regierung in Beschlag genommen hat. Die gothische Hauptkirche mit dem höchsten Thurme der Schweiz ist vorzüglich durch ihre große Orgel berühmt, die 67 Register und 8700 Pfeifen besitzt. Des Abends zwischen sieben und acht Uhr wird sie gespielt; der Eintrittspreis ist ein Franke. Die Neugierde trieb mich dahin und wurde über alle Erwartung befriedigt: der Zauber der Orgel fesselte und entzückte mich eine Stunde lang. Welch unbefchrpbliche Harmonie! Bald klangen süße Engelstimmen, bald ein liebliches Vögelgezwitscher, bald ein Löwengebrüll, bald das Rollen eines gewaltigen Donners; besonders schön war die Nachahmung des

Wiederhalles, der sich oft verdoppelte, sogar verdreifachte und in weiter Ferne kaum noch hörbar sich zu verlieren schien. Beim Schlusse entstand ein nervenerfütterndes Rauschen, welches allmählig matter und sanfter wurde und zuletzt ganz verstummte. Ich verließ in feierlichster Stimmung das dunkle Gotteshaus: ich hatte eine selige, unvergeßliche Stunde genossen.

Am 8. Oktober fuhr ich über Lausanne nach Genf, nahm hier den vorausgeschickten Koffer in Empfang und stieg in der mir mit Recht angepriesenen Pension Picaud ab. Ich traf daselbst eine sehr anständige Gesellschaft; der gutmüthige Gastwirth so wie seine zärtliche, fromme Gattin erwiesen mir eine vorzügliche Aufmerksamkeit; sie behandelten mich mehr als Hausfreund, denn als Fremden. Eines Abends kam ich von einem Ausfluge an den Genfer See ziemlich ermüdet zurück und legte mich, weil ich übrigens auch keinen Appetit hatte, ohne Etwas gegessen zu haben, sogleich zu Bette. Als die sorgsamten Leute mich beim Nachtessen vernüßten, kam der Herr ängstlich in mein Zimmer und fragte, was mir fehle, ob man mir Thee, Chokolade oder eine warme Fleischbrühe heraufbringen sollte. Ich versicherte ihn, mir fehle gar Nichts und ich sei auch nicht hungrig, ich möchte nur einmal von meiner Reise recht ordentlich ausruhen. Bald darauf erschien der Kammerdiener und sagte: „Madame zweifelt an Ihrer Be-theuerung; Sie müssen Etwas zu sich nehmen, um dieselbe zu beruhigen.“ So ließ ich mich denn bewegen, einen Teller Fleischbrühe zu verlangen, die ich zu ihrer großen Befriedigung hinunterschürfte. Sonntags hatte ich in der St. Josephskirche das Hochamt gesungen und vom Herrn Pastor eine Einladung erhalten, was dem alten, gottesfürchtigen Ehepaar so gut gefiel, daß es bald hierauf den ganzen Pfarrclerus zu einem Mittagsmahl einlud. Tafel und Weine waren ausgezeichnet; aber noch kostbarer waren für mich die treuherzigen Gespräche und die höfliche Aufmerksamkeit, deren ich von allen Mitgliedern der Gesellschaft gewürdigt wurde. Herr und Frau Picaud werde ich stets in süßem Andenken bewahren.

Am ersten Tage nach meiner Ankunft stattete ich dem rühmlich bekannten Bischof Vermillod einen Besuch ab und überbrachte ihm einen freundschaftlichen Gruß von Seiten unsers

hochwürdigsten Herrn Bischofs. Der ebenso leutselige als fromme und gelehrte Kirchenfürst erfreute mich mit dem liebsten Empfange, hieß mich neben ihm auf dem Sopha Platz nehmen und brachte eine lange Weile in vertraulichem Gespräche mit mir zu. Am folgenden Tage ward mir die unverdiente Ehre zu Theil, an seine Tafel gezogen zu werden. Die Unterhaltung des wackeren Prälaten war höchst interessant und belehrend; sie verrath einen durch und durch wissenschaftlich gebildeten und für die Sache Gottes begeisterten Mann. Seine Verfolgung hatte bereits begonnen; indessen vertheidigte er sich heldenmüthig durch Wort und Schrift und war voll Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit seiner Sache. Auf seine Bitte wiederholte ich meinen Besuch und erhielt beim Abschied seinen Kuß und Segen mit auf den Weg. Der seeleneifrige, um die Kirche hochverdiente Oberhirt lebt jetzt in der Verbannung, weggerissen von seiner vielgeliebten und ihm treu ergebenen Heerde, welche ihn mit ihren Gebeten und Seufzern begleitet. Möge der allgütige Gott ihn bald zu den Seinen zurückführen, damit er sie wieder durch sein Wort und seine Segenspendungen belehre, tröste und heilige.

Meinen neuntägigen Aufenthalt in Genf benutzte ich zur Besichtigung der Stadt und Umgegend, in so weit es das trübe und regnerische Wetter gestattete. Die Altstadt mit ihren schlichten Häusern, engen, krummen und hügeligen Gassen ist unansehnlich, aber die Neustadt mit den palastartigen Gebäulichkeiten und den funkeln den Juwelenläden an den Quais ist prachtvoll. Sechs Brücken verbinden die beiden Ufer der Rhonausströmung und den Verkehr der zwei Stadttheile. Besonders merkwürdig ist der englische Garten am See, ein Lieblingspaziergang für die Einheimischen wie für die Fremden. Etwas unterhalb desselben befindet sich das Inselchen Rousseau's mit dem Standbilde des seltsamen Mannes der Paradoxie; er ist in Lebensgröße, sitzender Stellung und in ein tiefes Nachdenken versunken dargestellt.

Ungefähr eine Stunde von Genf liegt in einer üppigen, wohlangebauten Hochebene zwischen dem Jura und den Alpen der Marktflecken Ferney, wohin den ganzen Tag hindurch Omnibus fahren. Ich konnte meinem Wortwize die Befriedigung nicht versagen, den gewöhnlichen Aufenthaltsort Voltaire's, jenes

satirischen Schriftstellers zu besuchen, der Gott und die Menschen mit der beißenden Lauge seines schneidenden Witzes und Spottes übergossen hat. Das niedliche Schloß, umgeben von einem anmuthigen Parke, liegt auf einer kleinen Anhöhe, die bei heiterm Wetter eine vollkommene Aussicht auf den Mont Blanc gewährt. Ich hatte diesen gewaltigen Riesen der Alpenwelt, welcher sein 5000 Meter hohes Haupt über die Wolken erhebt, und dessen Fenden mit ewigem Schnee umgürtet sind, bereits an verschiedenen andern Punkten staunend betrachtet. Hier zeigte er sich mir ganz in seiner furchtbaren Majestät, und ich hielt es für unnöthigen Zeitverlust und Kostenaufwand, im theuern Postwagen nach dem noch 17 Stunden entlegenen Chamouny zu fahren, um denselben aus der Nähe zu schauen, besonders da die ungünstige Jahreszeit selbst dessen theilweises Ersteigen unmöglich machte. Das Erklimmen der höchsten Spitze würde mehrere Wochen erfordern und könnte nebstdem nur von jungen, kräftigen Männern während des Sommers unternommen werden. Dieses Wagniß gelang zuerst 1787 dem unerschrockenen de Saussüre nach sieben und zwanzigjährigen Versuchen und unter den schrecklichsten Gefahren und Abenteuern.

Das Schloß von Ferney ist zwar bewohnt, aber nicht sorgfältig unterhalten. Unten auf dem Erdgeschoß, wohin eine massive steinerne Treppe führt, war Voltaire's Wohnzimmer und neben diesem sein Schlafgemach; hier steht noch sein Bett. In ersterem hat man ihm ein Grabmal errichtet, in welchem sein Herz aufbewahrt wird; die marmorne Tafel trägt die Inschrift: „Son esprit partout, son cœur ici.“

Besonders gern und behaglich lustwandelte ich an den reizenden Ufern des bläulichen See's und am Ausflusse der Rhone, deren Gewässer, wie ein aus langer Haft befreiter Gefangener, dem See eilig entströmen.

III. Von Genf nach Nizza.

Den 17. Oktober, um 7 Uhr des Morgens, nahm ich den Postwagen und fuhr durch ein wellenförmiges fruchtbares Thal zwischen dem Berge Saleve und dem Jura nach Nunech in

Saboyen. Um die liebliche Gegend besser zu sehen, hatte ich einen Platz im Coupé genommen. Meine Gesellschafter waren ein Handelsmann und eine sehr anständig gekleidete Dame mit einem kleinen Kinde; anfangs herrschte unter uns ein beobachtendes Stillschweigen, das aber allmählich in gemüthliche Plaudereien überging. Zuletzt schenkte mir der Handelsmann ein solches Vertrauen und eine solche Zuneigung, daß er auf dem französischen Zollamte mich freundschaftlich auf eine Flasche Wein einlud, wofür ich ihm jedoch bestens dankte. Unterwegs fiel mir hauptsächlich auf das entsetzliche Schwanken der über dem Wachtelthal (vallée de la Caille) schwebenden Brücke, welche 213 Meter hoch und 207 lang ist; es war uns auf der Mitte derselben, als stürzten wir mit ihr in den tiefen Abgrund.

Schon um halb ein Uhr erreichten wir Anney, und ich kehrte beim braven und gefälligen Inhaber des Genferhofes (hôtel de Genève) ein, der mich zu billigem Preise gut bewirthete und beherbergte. Nach dem Mittagessen besuchte ich den Almosenier und die Oberin des Klosters der Visitation und ersuchte sie um die Erlaubniß, am nächstfolgenden Tage in ihrer Kirche die sehr verehrenswerthe Heiligthümer in sich schließt, die hl. Messe zu lesen, was sie mir herzlich gern gestatteten. So wurde mir nun die hohe Gnade und Freude zu Theil, an der Grabstätte des hl. Franz von Sales dem Allerhöchsten das unblutige Opfer des neuen Bundes darzubringen. Der gefällige Sakristan führte mich hierauf eine Treppe hoch hinter dem Hauptaltar, zu dem unverweslichen Leichnam des hochseligen Bischofs, der oben unter einem gläsernen Sargdeckel in seinem Pontificalornate mit Mitra und Stab, wie er bei großen Festlichkeiten an den Altar schritt, zur Beschauung ausgestellt ist. Auf einem Nebenaltar befindet sich, ebenfalls in einem gläsernen Sarge, die irdische Hülle der hl. Johanna Franziska von Chantal, zu der ich vermittels einer Leiter gelangte. Sie ist mit einem schwarzseidenen Rocke angethan, und ihr Haupt schmückt eine saubere, glänzend weiße Haube. Der hl. Franz muß ein großer, stattlicher Mann gewesen sein; sie hingegen war eine kleine, schwächliche Person. Ziemlich lange betrachtete ich, lebhaft gerührt

und in tiefer Andacht versunken, die beiden Heiligen und empfahl mich ihrer Fürbitte bei Gott.

Annecy, mit nur 9000 Einwohnern, hat einen bedeutenden Handel und einige wichtige Industriezweige; ist jedoch eine stille, gemüthliche Stadt, deren Inneres zwar etwas düster aussieht, die aber am See deselben Namens schöne Kunstanlagen, freundliche Spaziergänge und ansehnliche Gebäulichkeiten besitzt. Die Umgegend ist romantisch, das Klima milde und gesund, und der Charakter der Bürger, so viel ich bemerkt habe, sehr liebenswürdig. Ich begreife daher recht wohl, warum der rühmlich bekannte Bischof Dupanloup, wenigstens früher, sich jedes Jahr mehrere Wochen dahin zurückzog, um von seinen schweren Amtsgeschäften und literarischen Arbeiten auszuruhen und für die fernern Kämpfe und Anstrengungen seines rastlosen Lebens neue Kräfte zu sammeln. Den 10. Juni 1861 wurde ich sogar mit einem Schreiben aus Annecy von ihm beehrt.

Den 18. Oktober, um zwei Uhr Nachmittags, sagte ich dem lieben Städtchen Lebewohl und fuhr auf der Eisenbahn nach Chambery, wo ich nach drei Stunden eintraf und das mittelmäßig gute „hôtel de France“ bezog. Da der darauffolgende Tag ein Tag des Herrn war, so gebot mir die Pflicht, denselben der stillen Ruhe und Andacht zu widmen; dazu benutzte ich für den Morgen- und Abenddienst die nahe gelegene Pfarrkirche. Chambery besitzt an sich wenig Merkwürdiges: etliche gefällige Straßen mit Arkaden, die Fontaine mit dem Standbilde des Generals de Boigne und den vier Elephantenköpfen, aus deren Rüsseln Wasserstrahlen in ein großes Becken schießen. Montags las ich die hl. Messe in der alterthümlichen Kathedrale und setzte meine Reise um zehn Uhr nach Turin fort. Bis zur Isera ging es durch ein ziemlich breites Thal, das von da ab, von hohen Bergen eingeschlossen, beständig enger und wilder wird. Einige dieser Berge waren mit Schnee bedeckt und fast alle in graue Wolken eingehüllt. Unter fortwährenden Regengüssen fuhren wir längs dem reizenden Bergströme Gasc hinauf über St. Michel nach Modane, wo das Gepäc durchsucht und die Pässe abgefordert wurden. Hier entstand plötzlich ein furchtbares Gedränge und ein solches Lärmen in verschiedenen Sprachen, daß es mir schien, als wäre ich während der Zungenverwirrung beim Thurme Babel. Ich hörte und verstand mich selbst nicht mehr: es war

ein Spektakel sonder Gleichen. Ich hätte gern ein kleines Tabak zu mir genommen, aber unmöglich: der Speisesaal war von Esbegierigen überfüllt. Nachdem die gesetzlichen Formalitäten geregelt waren, erreichten wir bald, in einem Halbkreise stark hinauffahrend, den drei Stunden langen Tunnel des Mont Genis, welcher jedoch irrthümlich so heißt. Er läßt diesen Berg wenigstens 6 Kilometer zur linken Hand und durchschneidet in Wirklichkeit den Berg Frejus. Er gleicht einem großen Kirchengewölbe und hat ein doppeltes Geleise. Während der Durchfahrt brausten zwei Züge an uns vorüber. Als ich den Eingang desselben erblickte, befiel mich eine gewisse Aengstlichkeit, jedoch mit Unrecht: er war freundlich hell erleuchtet, die Luft so rein, wie unter freiem Himmel, und der Rauch gar nicht belästigend. Unser Schnellzug flog in 27 Minuten hindurch; die gewöhnlichen Trains brauchen dazu 36 Minuten. Am Ausgange befanden wir uns in einem hohen, sumpfigen Bergkessel und mußten noch durch 27 längere und kürzere Tunnels hinabfahren, bevor wir die Ebene Piemonts erreichten. Gegen sieben Uhr gelangten wir zu Turin an. Ich fuhr sogleich in einem Fialer nach dem vornehm eingerichteten „Ligurischen Hofe“ (Albergo di Liguria), ließ mir warmen Thee mit Milch, Butter und Brod auftischen und zog mich ohne Weiteres in mein Zimmer zurück.

Des andern Tages durchwanderte ich die Stadt und empfand viel Wohlgefallen an ihren schönen öffentlichen Plätzen, ihren großartigen Gebäuden, ihren breiten, regelmäßigen Straßen mit hübschen und bequemen Hallenreihen an beiden Seiten. Der Po war stark angeschwollen, und die untern Theile der Stadt standen unter Wasser. Die schlimme Witterung bewog mich, die Abfahrt nach Nizza, dem Hauptziel der hier unternommenen Rundreise, zu beschleunigen, und ich fuhr schon um vier Uhr des Nachmittags über Asti und Alessandria nach Genua; die häufigen Uberschwemmungen verzögerten die Ankunft des Zuges, so daß wir erst gegen 9 Uhr ankamen. Ich bezog den von der ordentlichen Bürgerklasse bevorzugten französischen Gasthof hôtel de France und war dort gut aufgehoben. Es regnete die ganze Nacht und die fürchterlichen Donnerschläge gestatteten mir nicht die gehörige Ruhe. Den folgenden Morgen eilte ich auf den belebten Stapelplatz und bewunderte

von da aus wiederum die amphitheatralische Lage dieser stolzen Handelsstadt, so wie den von einer unzähligen Menge großer und kleiner Schiffe vollgepfropften Hafen. Mehrere der prächtigen Paläste und reichlich geschmückten Kirchen hatte ich bereits vor sieben Jahren in Augenschein genommen.

Indessen fühlte ich mich in einer sehr mißlichen, verhängnißvollen Lage: versperrt war mir die Weiterreise sowohl zu Wasser als zu Land, und ich war, wie ich später einem Freunde scherzweise schrieb, kein zweiter Dädalus, um mir mit künstlich angebrachten Flügeln eine Bahn durch die Luft zu eröffnen. Das wild tobende Meer duldete durchaus kein Schiff auf seinem Rücken, und die anhaltenden Regengüsse hatten an vielen Stellen die Eisenbahn stark beschädigt. Dessen ungeachtet wurde gegen Mittag der Abgang eines Zuges angekündigt; im Vertrauen auf meine himmlische Schirmerin löste ich ein Fahrbillet und wagte mich in die Gefahr. Die Bahn schlängelt sich in kühnen Krümmungen der Küste entlang; die hochgethürmten Wogen wälzten sich bisweilen an die Räder der Waggonen heran und schienen sogar die Berge erklimmen zu wollen. Der Zug bewegte sich sehr langsam; denn Unheil und Verderben drohte uns von allen Seiten her, und nur in den Tunneln, deren wir viele antrafen, fühlten wir uns sicher und behaglich. Die Bergströme hatten zwei Brücken fortgerissen; hier mußten wir absteigen und durch tiefen Roth und über hölzerne Gerüste auf die entgegengesetzte Seite hinübersetzen, wo uns ein anderer Zug in Empfang nahm. Das Ab- und Wiederaufladen des vielen und schweren Gepäcks verursachte lange und lästige Verzögerungen. Ein Franzose, der vor mir saß, ward ungeduldig und sprach: „Man muß doch in Italien reisen, um dergleichen Dinge zu sehen.“ — „O ja“, erwiderte ihm schnell ein Genueser, „wir sind allerdings noch weit hinter euch zurück; wenn wir aber einmal eine Lektion über Civilisation bekommen haben, wie ihr kürzlich von den Preußen, dann wird es auch bei uns besser gehen.“ Der Franzose hätte ihm leicht mit gleicher Münze heimzahlen können, verschmerzte jedoch stillschweigend den beißenden Spott. Ich äußerte ebenfalls meinen Mißmuth in Betreff der abenteuerlichen Fahrt. „Nur Courage, lieber Abbe“, rief mir

derselbe Genuese zu, „in ein paar Stunden sind wir in Ventimiglia, und da wollen wir Beide einen dicken Fisch miteinander verspeisen.“ — „Aber, bester Herr“, versetzte ich lächelnd, „vielleicht hat uns, ehe wir dort ankommen, ein dicker Fisch schon verschlungen.“ Beim Anbruche der Nacht schienen alle feindseligen Elemente sich gegen uns verschworen zu haben. Ein gräßliches Ungewitter kam herangezogen und entlud sich über und um uns herum: die wüthenden Windstöße drohten, den Zug in's Meer zu werfen; die krachenden Donnerschläge erschütterten die hoch über uns emporragenden Berge; die zuckenden Blitze versetzten die wild tobenden Wellen in Feuer und Gluth, und zuweilen plagten die Wogen zusammen, wie gewaltige Riesen gegen einander stürmend, und schleuderten ihren flammenden Gischts bis zu den Wolken hinauf. Es war ein schauerliches Vorbild des jüngsten Tages.

In Ventimiglia befindet sich das französische Mauthbureau, und der Aufenthalt dauerte eine gute halbe Stunde. Im Stationsbüffet ließ man uns zwar keinen dicken Fisch auf, aber genug, um uns hinreichend zu erquicken. Nach allerlei Verspätungen und oft bangen Sorgen erreichten wir endlich gegen drei Uhr des andern Morgens wohlhalten den Bahnhof von Nizza, während wir unter gewöhnlichen Umständen schon zwischen sieben und acht Uhr des vorigen Abends angekommen wären. Dem Himmel für die Rettung aus den hundert Gefahren, die mich umringt hatten, innigst dankend, ließ ich die Kiste auf der Station zurück und wanderte mit Herrn Jos. Ferraro, dem oben erwähnten Genueser, zu Fuß nach dem Gasthof „der zwei Welten“ (hôtel des deux Mondes), wo ich mich einer guten Bedienung und vortrefflichen Gesellschaft erfreute. Man wies mir ein schönes Zimmer zur Mittagssonne an, und ich genoß ein paar Stunden süßer Ruhe. Beim Erwachen fühlte ich mich neu gestärkt, vollkommen frisch und munter. Vor Allem wünschte ich, die hochachtbaren, theueren Personen, deren Bekanntschaft ich vor sieben Jahren gemacht hatte, wieder zu sehen und mich neuerdings ihrer freundschaftlichen Wohlgetogenheit zu empfehlen. Es waren der Bischof Sola, sein Canonicus und Geheimschreiber Kayser aus Dürren, der niederländische Consul Flores und die fromme polnische Gräfin Chodakowska, eine intime Freundin des hochseligen

Fräuleins Josephine von Blochhausen, deren englische Tugenden sie beständig preiset und deren zu frühes Hinscheiden sie heute noch innig betrauert. Unbeschreiblich war meine Freude, da ich sie Alle im besten Wohlfsein wiederfand und der Fortsetzung ihrer werthgeschätzten Freundschaft gewürdigt wurde. Fast jeden Tag machte ich, vom Wetter begünstigt, einen Ausflug in die Auge und Herz entzückende Umgebung, und es lächelte mir entgegen ein Theil des schönen Landes, „wo“, wie der Dichter singt, „die Citronen blühen; wo in dunkeln Laub die Goldorangen glühen; wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht; wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.“

Ich drang bis Monaco und Mentona vor, wo ich viele Fremde antraf, die dort Vergnügen oder Linderung ihrer Brustleiden suchten. Mein Lieblingsplatz war jedoch der belebte englische Spaziergang zwischen der Stadt und dem Meeresufer. Am Abend des Allerheiligentages, nach den beiden Vespers, denen ich in der Kapelle der Charité beigewohnt hatte, lustwandelte ich daselbst langsam und gemüthlich umher und lauschte den Gesprächen der an mir zahlreich vorübergehenden Gruppen. Mein Ohr vernahm die verschiedensten Sprachen, deutsch, französisch, englisch, italienisch, russisch u. s. w. Das amüsrte mich sehr und erinnerte mich an die Worte des hl. Johannes, welche ich des Morgens in der Messe gebetet und des Nachmittags in der Vesper singen gehört hatte: „Ich sah eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, aus allen Nationen, Stämmen, Völkern und Sprachen.“ Eines Abends (28. Oktober) wurde ich überaus angenehm überrascht. Als ich mich von der Tafel erhob, rief mir von einem Nebentische des Saales eine wohlbekannte Stimme auf französisch zu: „Wie, Herr Stehres, Sie auch hier? Seien Sie uns herzlich willkommen!“ Ich schaute nach der Seite hin und sieh, es saßen da Herr Jacminot, Richter am Tribunal erster Instanz zu Arlon, und seine liebenswürdige junge Ehegattin, welche von ihrer Vermählungsreise nach Italien zurückkamen. Wir machten noch zusammen einen Spaziergang durch die prächtvolle Neustadt bis an's Meer, plauderten viel und vertraulich mit einander und nahmen bei unserer Rückkehr an der englischen Promenade eine gute Tasse Kaffee mit Cognac. Es war für mich ein glücklicher Abend.

Eines andern Tages führte mich der freundliche Herr Domkapitular Kayser in's Kloster zum guten Hirten und ließ mir die ganze innere Einrichtung desselben zeigen. Hier traf ich nun eine Ordensfrau Namens Heynen, gebürtig aus Martelingen. In ihrer Jugend wohnte sie längere Zeit zu Wilz; sie war hoch erfreut, wieder einmal ihre Muttersprache zu hören, welche sie beinahe vergessen hat. Sie erkundigte sich nach den Herren Rauen und Mehring, weiland Vikare in Wilz, und übersandte ihnen durch mich ihren ehrerbietigen Gruß.

IV. Von Nizza nach Rom.

Nachdem ich während 18 Tagen unter dem milden Himmelsstriche der Seealpen-Küste meine Gesundheit bedeutend gestärkt und zugleich recht genüßreiche Stunden verlebt hatte, entschloß ich mich zur Weiterreise. Ich sehnte mich nach Rom, um noch einmal meine Augen an den altherwürdigen, erhabenen Denkmälern der ewigen Stadt zu ergötzen, mein Herz an ihren wundervollen Heiligthümern zu erbauen und, wo möglich, durch den apostolischen Segen Seiner Päpstlichen Heiligkeit begnadigt und beglückt zu werden. Die zur Abfahrt nöthigen Vorkehrungen wurden getroffen, der Koffer war verpackt, der Gastwirth bezahlt, von den guten Personen, die mich zu warmem Danke verpflichtet hatten, rührender Abschied genommen. Mein Freund Kayser gab mir zwei Briefe mit nach Rom, den einen an die Gräfin von Salm und den anderen an den Canonicus Grana.

Den 18. November, um neun Uhr des Morgens, verließ das Dampfboot den Hafen von Nizza und schlug die Richtung nach Genua ein. Anfangs zeigte sich das Meer ruhig, es erlaubte uns, gemüthlich auf dem Verdecke hin- und herzuspazieren und die romantischen Ausläufer der Seealpen nach Herzenslust zu beschauen; nachher aber erhoben sich starke Wellen, die uns zwangen, die Cabinen aufzusuchen. Es war fünf Uhr des Abends, als wir zu Genua ankamen. Die zahllosen Lichter, welche vom Hafen bis zu den Höhen ihren Glanz über die amphitheatralische Stadt verbreiteten, so daß man die lezten von den am blauen Himmel schimmernden Sternen nicht mehr unterscheiden konnte,

gewährten einen geheimnißvollen, wahrhaft bezaubernden Anblick. Hier wurden nun die Passagiere und das Gepäck auf ein anderes Schiff gebracht, eine Operation, die viele Umständlichkeiten und eine große Aufregung veranlaßte. Sobald ich übergedelt war und meine Kiste in Sicherheit wußte, streckte ich mich sorglos auf das mir angewiesene Bettchen und erwartete ruhig die Abfahrt, welche gegen neun Uhr erfolgte. Das Meer trieb hohe Wellen und als wir vor den Hafen kamen, begann das Dampfboot stark zu schwanen. Gleich entstand um mich herum ein jämmerliches Geulzen und Stöhnen, dem unmittelbar Erbrechungen folgten. Noch erklingen wir in den Ohren die ächzenden Worte: „O mon Dieu, mon Dieu; Iddio mio, Iddio mio“ (O mein Gott, mein Gott)! Gemüthlich auf mein Bettchen hingestreckt, spürte ich nicht das mindeste Unwohlsein und überzeugte mich neuerdings, wie bei einer frühern Fahrt nach London, daß ich das Meer vortrefflich ertragen kann. Das Brausen der anprallenden Wellen und das gewaltige Schaukeln des Schiffes amüsirten mich sogar; nur beim besonders tiefen Sinken desselben wurde ich unheimlich berührt; denn es kam mir vor, als wäre es auseinander gefahren und wir verjanken in den Abgrund der Fluthen. Als ich um drei Uhr aufstand, um eine Tasse schwarzen Kaffee zu nehmen, verspürte ich einen gewissen Dusel, der jedoch keine weiteren Folgen hatte und bald gänzlich verschwand. Um halb fünf Uhr ankerten wir im geräumigen Hafen von Livorno; Freude und Heiterkeit strahlte auf allen Gesichtern; das überstandene Ungemach schien durchaus vergessen. Wegen der noch herrschenden Dunkelheit stiegen wir nicht sogleich an's Land; erst beim Anbruche des Tages kamen kleine Ruderbarcken in Menge, uns abzuholen, und brachten uns zum Zollamte. Alsobald machte sich das Bettelwesen und die Presssucht der Italiener fühlbar. Die Durchsuchung meines Koffers, ob er gleich nichts Zollpflichtiges enthielt, mußte mit einem Franken bezahlt werden. Ein anständig gekleideter Mann, der sich für den Patron des New-Yorker Hotels ausgab, bot mir seine Dienste an, besorgte alle Formalitäten und ließ meine Kiste in den Gasthof tragen, während wir die kurze Strecke dahin zu Fuß zurücklegten. Ich hatte seit meinem Frühstück in Nizza Nichts mehr gegessen, und der Hunger stellte sich ein. Nach einer bescheidenen

Mahlzeit nahm ich die Stadt flüchtig in Augenschein und fuhr schon gegen zehn Uhr mit dem Wagen des Hotels nach dem Bahnhof. Der angeblüchte Wirth gab sich den Schein, mich dahin aus Gefälligkeit zu begleiten; allein zuletzt stellte es sich heraus, daß er bloß ein Commissionär war: er verlangte für die geleisteten Dienste eine Vergütung von zwei Franken. Als ich ihn nun laut einen Betrüger nannte und nach der Polizei fragte, begnügte er sich mit einem Franken und verschwand schnell in der Menge. Um elf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; nach einer Stunde aber kamen wir auf eine Stelle, wo kurz vorher das Wasser eine lange Strecke des Schienenwegs sammt einer Brücke weggeschwemmt hatte. Wir wurden in Omnibus und sonstigen Fahrzeugen drei Viertelstunden weit nach einem andern Zuge gebracht, der uns endlich gegen halb neun Uhr nach Civita-Vecchia beförderte. Ungeachtet der langen Fahrt und der Strapazen auf dem Meer fühlte ich mich gesund und munter; da ich jedoch der Ruhe bedürftig zu sein glaubte und nebstdem nicht bei später Nacht in Rom ankommen wollte, so beschloß ich, hier zu übernachten. Ich ließ die Kiste im Stationsbureau stehen und empfahl sie der Obhut eines in Uniform stolzirenden Beamten. Er brachte sie in Sicherheit und fragte sodann höflich, in welches Hotel ich einzufahren gedächte. Ich versetzte, der Gasthof „Orlando“ sei mir als der beste anempfohlen worden. „Das ist wahr“, erwiederte er; „warten Sie gefälligst ein wenig, so will ich selbst Sie dahin führen; derselbe ist ziemlich weit entfernt und der Weg nicht leicht zu finden.“ Als wir ankamen, streckte er die Hand hin und erbat sich eine mancia (Trinkgeld): er habe eine Frau und fünf Kinder zu ernähren, wofür sein Gehalt nicht ausreiche. Ich drückte ihm einen Franken in die Hand und hatte wieder Gelegenheit gehabt, die bettlerische Beamtenwelt der italienischen Regierung kennen zu lernen. Das Hotel Orlando ist zwar das erste und beste in Civita-Vecchia, aber dennoch gemein, schmutzig und im Verhältniffe zur Bedienung sehr theuer. Am 20. November beförderte mich die Dampfkraft in zwei und einer halben Stunde nach der ersehnten ewigen Stadt, wo ich gegen zehn Uhr des Morgens ankam. Von Nizza aus hatte ich dem Herrn Pater General des Redemptoristen-Ordens, der mir bereits vor sieben

Fahren manche Gefälligkeit erwiesen, gemeldet, daß ich bald mich ihm vorzustellen die Ehre haben würde, und zugleich angefragt, ob ich in seinem Hause ein monatliches Unterkommen finden, oder, wenn nicht, wo ich sonst bei braven Leuten mich einquartiren könne. Unmittelbar nach meiner Ankunft ließ ich mich durch einen Fiaker zur nahe gelegenen Villa Caserta, seiner Wohnung, bringen. Der Kutscher aber machte einen ungeheueren Umweg, den ich mir erst erklären konnte, als es sich herausstellte, daß die Straßen, welche direkt dahin führen, aufgerissen und unfahrbar waren.

Ich fand bei den frommen, gastfreundlichen Vätern die herzlichste Aufnahme und Alles zu meinem Empfange in bester Bereitschaft. Ein vollkommen möblirter Saal mit einem schönen und gesunden Schlafzimmer zur Morgen- und zur Abendsonne war mir zur Verfügung gestellt. Die dienstbeflissenen Brüder wetteiferten mit den vortrefflichen Vätern, um mir den Aufenthalt bei ihnen möglichst angenehm zu machen. Meinen Kammerdiener Stefano, der mich mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit pflegte, werde ich mir stets in dankbarster Erinnerung vergegenwärtigen. Ich speiste regelmäßig allein; der rüstige Pater Haringer leistete mir gewöhnlich Gesellschaft und verstand es herrlich, die Mahlzeit durch seine witzigen Einfälle und spassigen Anekdoten zu würzen. Dreimal erwies mir der durch Herzensgüte wie durch Frömmigkeit und wissenschaftliche Bildung ausgezeichnete Pater General die hohe Ehre, mich während des Mittagessens zu unterhalten und mit mir den Kaffee zu trinken.

Am Feste des hl. Nikolaus, dem Namenstag des Pater Generalis, und an dem der unbefleckten Empfängniß Mariä wurde ich zur gemeinschaftlichen Tafel geladen. Beim erstern Festessen genoß ich einer höchst delikaten und erfreulichen Ueberraschung. Vor unserm gefeierten General stand ein niedliches Zuckertürmchen und ein hübscher Blumenstrauß mit dem Dankzettel: „Vivat Nicolaus!“ Die Tischgespräche waren lebhaft und herzlich; die ganze Gesellschaft bezeugte eine ungetheilte Heiterkeit und brachte am Schlusse des Mahles dem hochgeachteten und vielgeliebten Nikolaus ein begeistertes Lebehoch. Jetzt ließ dieser das Bouquet vor mich hinstellen, indem er jagte, es gelte auch meinem hoch-

würdigsten Bischof. Seiner artigen, zartgefühlten Aufmerksamkeit folgte ein allgemeines Beifallklatschen und der Saal erscholl von Freudenrufen: „Hoch lebe der Bischof Nikolaus von Luxemburg!“ Ich danke, so gut ich es vermochte, im Namen unsers hochwürdigsten Oberhirten und fügte hinzu, ich sei stolz und entzückt, von verschiedenen Seiten zu vernehmen, daß Seine Bischöflichen Gnaden in Rom so ehrenvolle Erinnerungen zurückgelassen hätten.

Schon den zweiten Tag nach meiner Ankunft überreichte ich Ihrer Durchlaucht, der Gräfin von Salm, das Schreiben des Canonicus Kayser. Dieselbe ist eine sehr vornehme, kirchlich gesinnte und einflußreiche Dame; sie empfing mich in ihrem reichlich geschmückten Salon mit der leutseligsten Herablassung, unterhielt sich eine längere Weile mit mir und erkundigte sich angelegentlich nach unserm lieben Bischof Adames, den sie persönlich kennt und hochschätzt.

Die hl. Messe las ich fast ausschließlich im Kloster und betheiligte mich jeden Tag an der Abendandacht, die mit der Ertheilung des sakramentalischen Segens beschlossen wurde.

Indessen war meine heißeste Sehnsucht noch nicht gestillt: dem ruhmgekrönten Pius IX. hatte ich meine ergebenste Huldigung noch nicht dargebracht und von Seiner Heiligkeit noch nicht den apostolischen Segen empfangen. Eine öffentliche Audienz konnte mir der Herr Pater Generalis sicherlich verschaffen; ob es ihm aber für eine Privataudienz gelingen werde, das wollte er versuchen, konnte es mir jedoch nicht verbürgen. Da trat, wie so oft auf meiner Reise, ein unverhoffter Umstand ein, durch den recht bald und auf eine ganz schmeichelhafte Weise mein innigster Wunsch befriedigt wurde.

Am 23. November fuhr ich zum Vatikan und erkundigte mich, ob und vermittels welcher Formalitäten mir gestattet werden könne, dem Cardinal Antonelli meine Aufwartung zu machen. Der Bediente bat mich einfach um eine Visitenkarte und kam bald zurück, indem er sagte: „Seine Eminenz kennt Sie ja schon und ist bereit, Sie sogleich zu empfangen.“ Wirklich hatte ich vor sieben Jahren die hohe Ehre gehabt, von ihm auf's Herzlichste empfangen zu werden. Er ist, wenn es sich bloß um

Höflichkeitsbezeugungen handelt, leicht zugänglich und sehr redselig, während er bei politischen Besuchen, wie mir später bemerkt wurde, behutsam sich zutröpft. Damals plauderte und spaßte er lange mit mir und bot mir zu wiederholten Malen seine Dienstgefälligkeit an, die ich jedoch dankbar ablehnte mit der Versicherung, ich sei in Rom vollkommen glücklich; es bleibe mir Nichts zu verlangen übrig. Die Erzählung, wie der Papst von meiner faccia contenta (zufriedene Miene) gesprochen und mich durch seinen Ober-Feldkaplan und vertrauten Freund Sebastian Liebl, bei dem ich wohnte, habe fragen lassen, ob ich je ein arrabiamiento (eine Zorngluth) gehabt, amüßte ihn außerordentlich. Als ich beim Abschiede ihm den Cardinalsring küssen wollte, zog er die Hand eilig zurück und sagte scherzend: „Was geht Sie an? Ich müßte vielmehr Ihre Hand küssen: Sie sind ja eine heiligere Person als ich; Sie dürfen Messe lesen, ein Recht, welches ich, als bloßer Diakon, nicht besitze.“ Er begleitete mich bis zum Wartesaal, drückte mir freundlich die Hand und wiederholte, daß es ihm dennoch ein Vergnügen machen würde, mir in Rom irgend einen Gefallen erweisen zu können. — Diesmal litt er an einem Natarrh und lästigen Husten, weshalb er mich nicht, wie früher, im gewöhnlichen Audienzzimmer, sondern in seiner Schreibstube empfing. Er wies mir einen Platz neben sich auf dem Canapé an und erkundigte sich zuerst nach unsern kirchlichen Zuständen, von denen ich ihm nur Erfreuliches mittheilte. Hierauf bezeugte er mir seine große Zufriedenheit mit den Bischöfen Deutschlands wegen ihrer Zusammenkunft in Fulda und der daselbst gemeinschaftlich abgefaßten Denkschrift und sagte: „Wenn je das feste Zusammenhalten der Katholiken nothwendig gewesen, so ist es in diesen schwierigen Zeiten der Fall. Nicht allein der Papst, sondern seine ganze Umgebung ist hier eingeschlossen und der freien Luft und Bewegung beraubt; daher fühlen wir uns Alle unwohl, ausgenommen Seine Heiligkeit, die sich einer eisernen Gesundheit erfreut. Wie gefällt Ihnen dermalen Rom?“ — „Die ewige Stadt“, erwiderte ich, „erregt jetzt, wie früher, durch ihre wunderbaren Denkmäler, Kunstsammlungen und Heiligthümer noch immer mein Erstaunen und meine Erbauung; allein auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ist es mir nicht so geheuer: hier begegne ich Gesichtern

und Costümen, die mir ein unheimliches Gefühl einflößen.“ — „Da haben Sie Recht“, versetzte er, „ziehen Sie durch eine auffallend geistliche Tracht die Aufmerksamkeit nicht zu sehr auf sich und lassen Sie Ihre Tonsur wachsen; sie ist übrigens den fremden Priestern hier nicht vorgeschrieben. Sie müssen selbstverständlich mit diesem Publikum in Berührung kommen und laufen. daher, wenn man Sie als katholischen Geistlichen erkennt, große Gefahr, verunglimpft oder sogar mißhandelt zu werden.“ Denselben wohlgemeinten und weisen Rath hatten mir schon die Herren Patres ertheilt. — „Nebstdem“, fügte ich zuletzt hinzu, „bin ich jetzt nicht so vollkommen glücklich in Rom, als das vorige Mal, wo ich die Ehre hatte, von Eurer Eminenz empfangen zu werden: damals erfreute ich mich des päpstlichen Segens, einer Gnade, die mir noch fehlt, und von welcher ich nicht weiß, ob ich sie erlangen kann.“ — „Gi“, sprach er alsdann, mich freundlich anlächelnd, „so will ich Ihnen heute eine Gefälligkeit anbieten, die Sie mir gewiß nicht abschlagen werden. Wo wohnen Sie?“ Ich sagte: „in der Villa Caserta bei den Vätern des allerheiligsten Erlösers.“ — Sogleich merkte er sich meine Adresse und reichte mir huldreich die Hand mit der Versicherung, daß ich für die ersten Tage auf eine Privataudienz Seiner Heiligkeit rechnen dürfe. Entzückt über diesen schmeichelhaften Empfang, kehrte ich in einem Omnibus zu meinem Kloster zurück und hatte nichts, Eiligeres zu thun, als mich bei den lieben Patres zu rühmen, daß Seine Eminenz der Cardinal Antonelli sich erboten habe, mir eine Audienz beim Heiligen Vater zu vermitteln. Sie staunten und sagten: „O dann sind Sie wirklich ein besonderer Günstling des Cardinals; er kümmert sich ja sonst nie um solche Sachen.“

Schon am 25. erhielt ich die schriftliche Einladung, den folgenden Tag des Abends um halb sieben Uhr bei Seiner Päpstlichen Heiligkeit zu erscheinen. Außer mir vor Freude, lief ich in einen wohl assortirten Laden und kaufte mehrere Rosenkränze, Kreuzchen und Medaillen, um sie bei dieser Gelegenheit segnen zu lassen und bei meiner Rückkehr nach Diekirch als fromme Andenken auszuthellen.

Genau zur festgesetzten Stunde fand ich mich im Saale des Oberkammerers ein und zeigte diesem meine Einladungskarte vor.

Er half mir den Ueberrock ausziehen, den er auf einen nahen Tisch legte, und führte mich, weil vom Cardinal Antonelli empfohlen, nicht in's Wartezimmer, sondern unmittelbar in's Cabinet Seiner Heiligkeit. Hier saß in seinem schlichten Lehnstuhl der Thüre gegenüber der erhabene Statthalter Jesu Christi, weiß angethan, hinter einem schwarzen Pulte, worauf ein kleines Crucifix und ein Madonnabildchen standen. Nach dreimaliger Kniebeugung lag ich zu seinen Füßen und wollte ihm den Pantoffel küssen; allein er reichte mir denselben nicht hin, sondern die rechte Hand zum Zeichen, daß ich aufstehen möchte. Ich sollte die kurze Rede, welche ich einstudirt hatte, an ihn richten; aber schon bei den ersten Worten unterbrach er mich und fragte nach dem Wohlbefinden des Bischofs Adames. Als ich Ihm versicherte, Seine Bischöflichen Gnaden befänden sich recht wohl und sprächen öfter mit großer Begeisterung von Seiner Heiligkeit, bezeugte er, anmuthig lächelnd, seine hohe Zufriedenheit. Darnach geruhte der hehre Greis, sich längere Zeit im vertraulichsten Gespräche mit mir zu unterhalten über die jetzigen traurigen Zeitumstände und über die Verfolgungen der hl. Kirche in Italien und anderen Ländern. „Rom selbst“, sagte er, „ist heutzutage ein Herd der Gottlosigkeit und Empörung. — Verharret, ihr guten Luxemburger, in eurem Gebete für die Befreiung der Kirche aus ihren gegenwärtigen Trübsalen und seid überzeugt, daß der Himmel euch erhören wird.“

Hierauf sprach ich von meiner Reise nach Jerusalem und erbat mir von Seiner Heiligkeit den apostolischen Segen zur glücklichen Vollendung derselben. Sogleich hielt er mir die Rechte zum Kusse hin; ich berührte sie ehrfurchtsvoll mit den Lippen und kniete vor Ihm nieder. Der glorreiche Pius erhob seine hellstrahlenden Augen gen Himmel und segnete mich mit der ihm eigenthümlichen Würde und Salbung. Jetzt stand er auf, öffnete einen neben ihm stehenden Schrank und brachte mir zwei allerliebste Medaillen vom feinsten Silber, die eine die unbefleckte Empfängniß Mariä vorstellend, die andere auf einer Seite mit seinem erhabenen Bildnisse und auf der andern mit dem doppelten Kopfbilde der Apostelfürsten Peter und Paul geziert. Ich nahm eine davon und stellte mich damit zufrieden; er aber sagte mich hold anlächelnd: „No, tutte le due, tutte le due,“ (nein, alle beide, alle beide),

was ich auch herzlich gern that. Als ich mich, wieder dreimal knieend, zurückzog, rief er mir, mit der Hand winkend, inzwischen beständig zu: „Addio, caro mio, addio caro mio!“ (Gott empfohlen, mein Lieber, Gott empfohlen, mein Lieber)!

Das war für mich ein gnadenreicher, seliger Abend, an den ich mich mein Leben lang mit lebhafter Rührung und Freude erinnern werde, und der allein mich schon für meine weite Reise vollkommen entschädigt hätte. In feierlichem Hochgefühl lief ich die hohe und breite Marmortreppe des Vatikans hinab zu meinem Wagen, der mich gegen halb acht Uhr in die Villa Caserta zurücklieferte. Der liebe Pater General, dem ich mich beeilte, diese ausgezeichnete Gulderteilung zu erzählen, freute sich sehr und pries mich glücklich.

Am 8. Dezember, dem Feste der unbefleckten Empfängniß, hatte ich die Gnade und Freude, in der Sixtinischen Kapelle einer Stillmesse des heiligen Vaters beizuwohnen. Er war angethan wie ein einfacher Priester, hatte aber an jeder Seite zwei Assistenten in weißen Chorröcken. Ungeachtet seines hohen Alters betete der immer noch kräftige und für die Ehre Gottes hochbegeisterte Pius IX. mit seiner lieblichen Silberstimme so laut und verständlich, daß ich mitten in der langen Kapelle jedes Wort genau vernahm. Wegen seines Beinleidens fiel ihm das Knieen sehr schwer; er stemmte sich dabei mit dem linken Vorderarme ganz fest auf den Altar und wandte den Körper auffallend nach der rechten Seite hin. Während des Messopfers theilte er an mehr als 100 Gläubige die hl. Communion aus, was ihn außerordentlich ermüden mußte. Da ich noch nüchtern war, so wandelte auch mich die Lust an, dem Tische des Herrn zu nahen, indem ich bei mir dachte: „Messe kannst du jeden Tag lesen, aber nie mehr wirst du die Gelegenheit haben, aus der Hand des Nachfolgers Petri den Heiland in dein Herz aufzunehmen.“ Indessen zweifelte ich, ob ich es schicklich thun dürfe, und hatte wohl Recht es zu unterlassen; denn, wie ich später hörte, darf kein Priester die päpstliche Communion anders empfangen als in Chorröckel und Stole und nach vorheriger Anfrage und Ermächtigung. Der Papst, welcher strenge auf diese Verordnung hält, hätte mich sicherlich abgewiesen, eine schmerzliche Demüthigung,

die mir dem fernern Aufenthalt in Rom verleidet haben würde. Durch den apostolischen Segen neuerdings gestärkt, eilte ich froh und zufrieden in's Redemptoristen-Kloster zurück und las in der dortigen Kirche meine Messe vor dem Gnaden- und Wunderbilde der Madonna del perpetuo soccorso (Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hülfe). Unter diesem Titel wird dajelbst die seligste Jungfrau als Hauptpatronin verehrt, und unter diesem Namen hat die Helferin der Christen schon viele Nothleidenden erhört, viele Betrübten getröstet. Ich glaube, hier erwähnen zu müssen, daß die Verehrung der glorwürdigen Engelskönigin in den Ländern, die ich bereist habe, nicht nur unter den Katholiken, sondern auch unter den Andersgläubigen und selbst unter den Muhammedanern allgemein verbreitet ist. Alle Stellen und Orte, die an irgend eines ihrer Lebensereignisse erinnern, sind im frömmsten Andenken erhalten, werden von den Eingeborenen hochgeschätzt und mit tiefer Ehrerbietung den Fremden gezeigt. Nirgends aber genießt unsere ruhmreiche Landespatronin einer ausgezeichneten Verherrlichung als in Rom. Da sind ihr, nach meiner Aufzählung, vier prachtvolle Basiliken oder Domkirchen, 87 gewöhnliche Kirchen und 11 Kapellen unter allerlei Namen gewidmet. In den meisten derselben werden ihr zu Ehren alle Abende feierliche Andachten gehalten, woran viele Gläubige jeden Geschlechtes, Alters und Standes sich betheiligen. Unser so wunderbar regierender Papst Pius IX. hat sie zum Gegenstande seiner vorzüglichen Verehrung gemacht und, vom hl. Geiste erleuchtet und geleitet, vor einigen Jahren der ganzen katholischen Welt ihre unbefleckte Empfängniß verkündigt und ihr, zum bleibenden Denkmal dieses kirchlichen Glaubenssatzes, zu Rom auf dem Spanischen Platze (Piazza di Spagna) eine hohe Marmorsäule errichten lassen, auf welcher das majestätische Bildniß der makellosen Gottesgebärerin, gleich einem himmlischen Genius, die ewige Stadt beherrscht und beschirmt. Und wie wunderbar bekundet sich wiederum hier das richtige religiöse Gefühl unsers gottinnigen Papstes! Kann nämlich eine Verehrung und Verherrlichung Gott angenehmer und uns erspriesslicher sein, als die des unübertrefflichen Meisterwerkes seiner Schöpfung? Ist die höchstselige Jungfrau Maria nicht das auserlesenste Gefäß seiner göttlichen Gnaden, das einzige Adamskind

ohne Erbsünde und wirkliche Sünde, die würdige Braut des hl. Geistes, die wahre Gottesmutter, die lebendig sprudelnde Quelle unsers Heils und Glückes? Thront sie im Reiche der himmlischen Verkörperung nicht als Königin der Engel und Erzengel, der Cherubim und Seraphim? Steht sie nicht mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit in engster Verbindung? Könnte der Allmächtige, wenn er auch wollte, eine begnadigtere, vollkommene, mit ihm näher verwandte, enger verbundene Kreatur hervorbringen? Möchte doch der Gedanke an diese unvergleichbaren Vorzüge in den Herzen aller Gläubigen die Liebe und Andacht zu der glorreichen Jungfrau Maria immer mehr und mehr beleben und in ihnen das Vertrauen befestigen, daß sie an ihr stets die mächtigste Fürsprecherin, die beste Mutter der Barmherzigkeit finden werden!

Viele meiner geehrten Leser möchten gewiß Etwas über den Gesundheitszustand und die jetzige Lage unsers vielgeliebten heiligen Vaters erfahren. Diesem natürlichen und wohlgemeinten Wunsche will ich denn auch in einer kurzen Einschaltung entgegenkommen. Seit mehreren Jahren leidet der hochgeehrte Vater der Christenheit an einem Fußübel, das ihm manchmal heftige Schmerzen verursacht und überhaupt das Gehen und Knien erschwert; doch ist sein übriger Körper, wie sein großer Geist, trotz des Alters von 83 Jahren, noch recht gesund und unge schwächt. Seit den sieben Jahren, da ich ihn zum ersten Mal sah, hatte er wenig geändert; nur schien er mir diesmal etwas beleibter, und sein Mund etwas nach der linken Seite hin verzogen, was ich ebenfalls an den neuesten Photographien desselben zu erkennen glaubte. Von hartem Strohlager und Mangel an gehöriger Nahrung kann selbstverständlich keine Rede sein: in dieser Hinsicht ist gewiß nicht die geringste Veränderung seiner frühern Lebensweise eingetreten, und man hat offenbar Unrecht, dergleichen Uebertreibungen und Albernheiten in die Welt hinauszustreuen. Indessen sind er und die ihm treugebliebene Umgebung, gleich Gefangenen, im Vatikan eingeschlossen und dürfen, ohne Gefahr beschimpft oder mißhandelt zu werden, keinen Tritt herauswagen. Bis unten an der Hallentreppe, welche zum päpstlichen Quartier führt, sind Wächterposten der italienischen Regierung aufgestellt; bloß 160 wackere Schweizer und einige ergebene Gardisten behüten

das kostbare Leben Seiner Heiligkeit vor Ueberfall und Mord. Jedem, der sich zum Einlasse meldet, schauen diese treuen Beschirmer ängstlich in's Gesicht und wehren ihm den Eintritt, wenn er sich nicht befriedigend legitimirt. So kann nun der milde, liebestrahlende Pius IX. Rom nicht mehr seine theure Stadt nennen, nicht mehr, wie er sonst fast täglich that, dasselbe unter dem Jubelrufe: „Evviva Pio nono, evviva il Papa re“ nach allen Seiten hin Segen spendend durchwandern und beglücken. Statt dieses freudigen Zujuchzens erdonnert jetzt bisweilen unter dem Fenster seines Wohnzimmers das Wuthgeschrei eines wilden Böbels: „Morte al Papa, morte ai preti!“ (Tod dem Papste, Tod den Priestern!) Den größten Theil des Tages widmet er den kirchlichen Angelegenheiten; indessen geht er, um frische Luft zu schöpfen und sich die erforderliche Bewegung zu verschaffen, regelmäßig von halb elf bis halb zwölf in den innern Gärten des Palastes spazieren. Mittags ertheilt er öffentliche Audienzen und weiß einem Jeden etwas Passendes und Wohlgefälliges zu sagen. Des Abends, gegen 6 Uhr, gewährt er den einzelnen, ihm dazu besonders empfohlenen Personen den Zutritt in sein Privatkabinet. Hier unterhält er sich dann längere Zeit mit ihnen und entzückt sie durch seine gemüthliche, salbungsvolle Unterhaltung. Verhindert ihn das eine oder andere Mal seine Fußgicht, das Zimmer zu verlassen und sich dem neugierigen Publikum zu zeigen, alsdann posaunen mit höllischer Freude seine erbosten Gegner in die weite Welt hinaus, der Papst sei schwer erkrankt, sei am Sterben, während er übrigens sich recht wohl befindet. Sein klarer, durchdringender Blick, seine helle, lieblich klingende Stimme, sowie die majestätische Haltung seines schönen Körperbaues, flößen eine tiefe Ehrfurcht ein; seine väterliche Herablassung und seine geistreichen, oft mit witzigen Einfällen gewürzten Worte fesseln Alle, die das Glück haben, ihm vorgestellt zu werden und mit ihm in nähere Berührung zu kommen. Alle sind von seiner Seelengröße und Herzensgüte so bezaubert, daß sie nicht umhin können, ihn zu lieben und zu bewundern. Und dennoch muß dieser mit den vorzüglichsten Eigenschaften eines würdigen Statthalters Jesu Christi und gemeinschaftlichen Vaters der Christenheit geschmückte Greis fast täglich mit dem königlichen Propheten seufzend ausrufen:

„O mein Gott, wie zahlreich sind meine Feinde; wie Viele empören sich gegen mich und sprechen: für ihn ist keine Hilfe bei Gott!“ Aber er tröstet sich auch täglich mit den Worten des verfolgten David: „Du, o Herr, bist mein Schild und Ruhm, Du hebst mein Haupt empor! Du bist der Völker Richter; auch mich richtest Du nach meiner Unschuld und Gerechtigkeit! Hat Unrecht meine Hand besleckt; vergalt ich Böses denen, die mich liebten, oder drängte ich die, welche ohne Ursache mir Feinde waren, dann mögen meine Widersacher mich verfolgen, ergreifen, zu Boden treten, in den Staub hinstrecken!“

Wir wollen, wie er uns väterlich ermahnt, in unserm Gebete eifrig verharren und hoffen, daß der, welcher über den Sternen thront und der eiteln Anschläge der Menschen spottet, uns unsern höchst preiswürdigen und innigst geliebten Pius noch lange Jahre gesund und geistesstark erhalten und Ihm die Gnade und den Trost bescheeren wird, den Triumph, der so ritterlich, heldenmüthig streitenden Kirche zu schauen, bevor er Ihn im Reiche der ewigen Vergeltung mit dem unverwelklichen Strahlenkranz der himmlisch Verklärten belohnt.

So hatte ich nun den Hauptzweck meiner Romreise erreicht; ich war von meinem obersten Seelenhirten huldvoll empfangen und durch seinen Segen zur muthigen Fortsetzung meiner Pilgerfahrt gestärkt worden. Indessen verweilte ich noch einige Wochen in der ewigen Stadt, um neuerdings ihre Heiligthümer, ihre Alterthümer und Kunstwerke zu besichtigen und zu bewundern. Nichts Fremdes überraschte mich; Alles stellte sich meinen Blicken wieder dar, wie ich es vor sieben Jahren gesehen und meinem Gedächtniß eingeprägt hatte. Ich fand aber nochmals meine große Freude daran; denn das wahrhaft Schöne und Erhabene gefällt immerdar. Rom ist unstreitig die interessanteste Stadt der Erdkugel hinsichtlich seiner kirchlichen, antiquarischen und artistischen Bedeutung, und da sämmtliche civilisirte Völker der alten und der neuen Welt ihre Beiträge zur Ausstattung und Verherrlichung desselben geliefert haben, so verdient es mit vollem Rechte den Namen einer Universalstadt, die nicht ausschließlich den Italienern, sondern der ganzen gebildeten Menschheit und vorab der gesammten Christenheit angehört. Nebstdem ist es die Pulsader des katholischen Glaubens

und die handgreifliche Geschichte des christlich-religiösen Lebens von den Aposteln an bis auf den heutigen Tag.

Das Lieblingsziel meiner Spaziergänge waren der Montorio (das alte Janiculum, worauf der hl. Petrus gekreuzigt wurde), der Pincio, das Capitol und der Palatin, lauter Punkte, auf welchen ich so recht nach Herzenslust das majestätische Rom mit den vielen Palästen, Kirchen und himmelwärts strebenden Kuppeln überschauen und anstaunen konnte. Vom Pincio aus, einer der reizendsten und großartigsten Promenaden Europa's, zeigt sich wohl der Vatican mit dem St. Petersdome im vollsten und schönsten Glanze; auch ist diese Höhe das vorzügliche Rendez-vous aller Klassen der Bürgerschaft.

Manche Punkte haben jedoch seit meinem ersten Besuche Veränderungen erlitten. Der Palatin ist jetzt in einen gefälligen Spaziergang umgewandelt, und viel Sehenswerthes ist daselbst inzwischen an's Tageslicht gefördert worden; die Ueberreste sind so zahlreich und merkwürdig, daß kein Alterthumsfreund sich mit einem Besuche begnügt. Derselbe gehört dermalen den Franzosen und führt gewöhnlich den Namen Monte dei Cesari (Berg der Cäsaren). Ferner wird fleißig an der Ausgrabung des sonst verschütteten Forum Romanum gearbeitet, und das Werk ist bereits so weit gediehen, daß man sich eine richtige Vorstellung seiner frühern Größe und Herrlichkeit machen kann. Wer die Menge von Ueberresten sieht, welche sich an öffentlichen Plätzen vorfinden und noch beständig entdeckt werden, so wie die, welche in den Staats- und Privatmuseen aufbewahrt sind, der muß wirklich über die außerordentliche Pracht des alten Rom staunen und sich eingestehen, daß es nie eine Stadt seines Gleichen gegeben hat, noch je geben wird. Auf dem Esquilin prangt ein neues Stationsgebäude, das aber noch seiner Vollendung entgegensteht; auf den Höhen des Quirinalis und des Viminalis, besonders an der Via nazionale, ist man fleißig beschäftigt, palastartige Häuser von fünf bis sechs Stockwerken zu erbauen; die Straße vom Forum Trajanum und die vom Pincio nach St. Maria Maggiore und dem Bahnhof werden stark redressirt durch Einschnitte und Ausfüllungen, um ihre Fahrbarkeit zu erleichtern. Bei den Diocletianischen Thermen sind Anstalten getroffen, den schönsten Theil der Stadt anzulegen.

Die kolossalen Ueberreste dieser Thermen haben im Laufe der Zeit manche Verwandlungen erfahren; vorzüglich bemerkenswerth ist jedoch die darin erbaute Kirche der hl. Maria der Engel (Chiesa di Santa Maria degli Angeli) in griechischer Kreuzform mit ihren acht dicken und hohen Granitsäulen aus einem Steinblock und mit ihren großen Gemälden von berühmten Künstlern.

Hat nun aber in dieser Hinsicht Rom sich verschönert und verbessert, so läßt sich dasselbe in Betreff des innern Verkehrs und des Volkslebens nicht behaupten. Die ehemals so stille, gemüthliche, gottesfürchtige Stadt ist jetzt der Sammelpfad eines lärmenden, ekelhaften Gesindels, gleichsam eine Cloake der Unsitlichkeit und Gottlosigkeit geworden. Auf den Straßen begegnet man einer Menge Menschen in zerlumpte Kleidern, deren Miene so wild und unheimlich ist, daß nur die Gegenwart der Polizeibeamten, Gendarmen und Militärposten, welche alle zehn bis zwölf Schritte angekröhen werden, den Fremden und den ordentlichen Bürgern Sicherheit und Beruhigung einflößt.

Am 5. Dezember schlenderte ich fast den ganzen Tag im Quartier Trastevere herum bis oben auf den Montorio, der eine der herrlichsten Ausichten auf Rom gewährt, und kam so zum Kreuzigungsplatze des hl. Petrus und von da zur schönen, wasserreichen Fontana Paulina. Hierauf erstieg ich die Salita di St. Onofreo und kehrte ein im Hause Nummer 23, um mit Bestimmtheit zu erfahren, ob und wann der mir unvergeßliche Don Sebastiano Liebl gestorben sei, von dem unser hochwürdigster Herr Bischof mir früher schon gesagt, daß er das Zeitliche gesegnet habe. Von den jetzigen Hausbewohnern erfuhr ich, er sei bereits über zwei Jahre todt und liege auf dem Kirchhofe di santo Spirito begraben; er war erst 64 Jahre alt. Die gegen alles göttliche und menschliche Recht von den Piemontesen vollzogene Ueberrumpfung Roms erschütterte den edeln, seinem Papst innigst ergebenen Mann so sehr, daß er die Katastrophe nicht lang überlebte. Diese Nachricht versenkte mich in tiefe Trauer: jene Räume gemahnten mich an zwei glückliche Monate, die ich bei meiner ersten Romreise mit ihm verlebt hatte. Er hatte mich damals so herzlich in seine Wohnung aufgenommen, mich so sorgfältig gepflegt, mir die weisesten Rathschläge erteilt; er war mein vortrefflicher Lehr-

meister des Italienischen gewesen, kurz, er hatte mir Gefälligkeiten und Dienste jeder Art erwiesen. Das Andenken dieses lieben und herzensguten Mannes wird mir stets theuer und heilig verbleiben.

Daß ich öfter die Peterskirche besucht und an den Gräbern der Apostelfürsten niederknieend gebetet habe, versteht sich von selbst. Früher fand ich mich beinahe täglich in derselben ein, theils um ihre Pracht zu bewundern, theils um darin meine Andacht zu verrichten; die hl. Messe las ich auf verschiedenen Altären und einmal sogar auf dem der unter dem Hochaltar sich befindlichen Krypte, wo die meisten Gebeine der zwei Hauptsendboten des Evangeliums gesammelt sind. Jetzt gewährt ihr Inneres das Bild der Trauer und Verödung. Nur in den Seitentapellen wird Gottesdienst gefeiert; der Hochaltar ist jedes Schmuckes entblößt; die Chorstühle der Cardinäle und die Tribünen der römischen Fürsten und der auswärtigen Diplomaten, so wie der päpstliche Thron im Hintergrunde des Chorplatzes, sind weggeräumt. Die Kapelle rechts neben dem Hochaltar ist verbaut und geschlossen, weil sie dem allgemeinen Vaticanischen Concil, welches einstweilen mußte unterbrochen werden, als Sitzungsaal gedient hat. Ich ließ sie mir durch einen anwesenden Sakristan öffnen und betrachtete aufmerksam die einfache, aber zweckmäßige Einrichtung. Alles befindet sich noch in der besten Ordnung, und bei ruhigen Zeiten kann, ohne weitere Vorkehrungen, der hohe Kirchenrath seine Sitzungen wieder beginnen.

Mich trieb auch die Neugierde, einer italienischen Kammer Sitzung beizuwohnen; auf die Vorzeigung meines Passes erhielt ich bereitwilligst eine Eintrittskarte. Der Nationalpalast, auf dem Monte Citorio, einem Theil des vormaligen Marsfeldes, gelegen, ist ein sehr geräumiges Gebäude, der Sitzungsaal ist amphitheatralisch gebaut und glänzend ausgestattet. Sämmtliche Gallerien waren dicht besetzt und ich konnte anfangs Nichts sehen; nach und nach drängte ich mich in die vordere Reihe und schaute in's tiefe Parterre hinab. Einige der vielvermögenden Herren liefen wie Zwerge hin und her; die übrigen saßen auf ihren stufenmäßig gereihten Bänken in einem Halbkreise, gegenüber der Präsident mit dem Bureau und unten vor seinem Tische die Minister, welche ihm den Rücken und den Kammermitgliedern das Gesicht zuwandten. Ein Redner gesticulirte gewaltig von seinem Sitze her; allein seine Stimme gelangte nur matt und verworren zu meinen

Ohren. Da ich wegen der weiten Entfernung nichts von dem, was unten vorging, gehörig verstand, so begnügte ich mich mit dem Schauspiel, das meine Augen ergötzt hatte, und zog mich nach einer kurzen Weile zurück.

Die Höhe des Lateran auf dem Abhange des Cälius hatte diesmal, wie früher, für mich eine starke Anziehungskraft wegen ihrer gesunden Luft, ihrer angenehmen Spaziergänge und hauptsächlich wegen der großen Heiligthümer, welche sich dort befinden. Hier prangt in ihrem Glanze die Lateranische Basilika, welche dem hl. Johannes Baptista gewidmet ist und auf ihrem Frontispiz die Aufschrift trägt: „Sacro sancta Lateranensis Ecclesia, omnium Urbis et orbis ecclesiarum mater et caput.“ (Die hochheilige Laterankirche, aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Herrin.) Fünf Portale führen in's Innere dieses Prachtgebäudes mit seinen fünf Schiffen, seinen zahlreichen kostbaren Grabmälern und außerordentlich heiligen Reliquien. Der Hochaltar, worauf dem Papste allein das Recht zusteht, das Opfer des neuen Bundes darzubringen, ist derselbe, auf welchem der hl. Petrus in den Katakomben die Messe gelesen. (Ich sah früher den Platz, wo er ursprünglich gestanden.) Es sind einfache Tannenbretter, auf deren vorderem Theil ein Kreuz eingeschnitten ist. Zieht man den reichen Vorhang zurück, so kann man ihn durch das gebrochene Marmorgeländer, das ihn umgibt, deutlich sehen. Ein über demselben emporragendes Zelt von karmesinrothem Sammt umhüllt eine Lade, von vier marmornen Säulen getragen; in dieser Lade sind die Häupter der beiden Apostelfürsten eingeschlossen. Es war mir aber unmöglich sie zu beschauen, weil sie, wenn ich nicht irre, nur zweimal des Jahres den Gläubigen gezeigt werden. In einem Seitengange der Sakristei steht hinter einer Glaswand der Tisch, worauf Christus mit den Aposteln das letzte Abendmahl gefeiert und das allerheiligste Altarsakrament eingesetzt hat, zur Verehrung aufgestellt. Wer an demselben vorbeigeht, wird vom führenden Kirchendiener aufgefordert, das Knie zu beugen. Der gefällige Sakristan, welcher mich begleitete, öffnete die Thürflügel, welche den kostbaren Schatz den Blicken entziehen, und ich konnte mit Muße dieses Denkmal der unendlichen Liebe unsers Heilandes hinter dem Glase betrachten und verehren. Während meines ersten

Aufenthaltes in Rom las ich den 7. Februar die hl. Messe in der Confessionskapelle unter dem Hochaltar; der Sakristan bemerkte mir aber bei Ertheilung der Erlaubniß, daß ich beim Agnus Dei statt „da nobis pacem“ wiederum sprechen müsse „miserere nobis;“ denn, sagte er, nach einer frommen Ueberlieferung, haben einst die Engel vom Himmel herab dieser Kirche den ewigen Frieden verkündigt. — Es befinden sich daselbst noch viele andere verehrungswerthe Sachen; allein da sie von geringerer Bedeutung und Wichtigkeit sind, so will ich sie mit Stillschweigen übergehen.

In der Nähe ladet ein anmuthiges Gebäude, von dem jetzt regierenden Papste verschönert und vergrößert, zum Besuche ein. Dasselbe heißt Scala santa (heilige Treppe), so genannt, weil die 28 Stufen dorthin gebracht und allda aufgestellt worden sind, welche zum römischen Prätorium in Jerusalem hinaufführten und durch die Fußtritte und Blutstropfen des Welterlösers geheiligt wurden, als Er sie erstieg, um vor dem Landpfleger Pilatus zu erscheinen. Damit sie nicht abgenützt oder entehrt würden, ließ man sie mit starken Brettern bekleiden, unter denen jedoch der geglättete hellweiße Marmor hervorblinzt. Die Treppe darf man nur auf den Knien hinauftrutschen, und die frommen Pilger verrichten gewöhnlich auf jeder Stufe ihr Gebet; an jeder Seite derselben ist eine andere breite und bequeme Treppe angebracht. Oben angekommen, stand ich vor einer Kapelle, in deren dunkles Heiligthum man durch ein breites Fenster hineinsieht, und worüber der Vers steht: „Non est in toto sanctior orbe locus.“ (Heiliger ist kein Ort auf dem ganzen Erdballe.) Ein unbeschreiblicher Schauer durchrieselte mir Mark und Gebein; hinter mir vergegenwärtigte sich der gegeißelte, bluttriefende Heiland, welcher, mit meinen und aller Adamskinder Missethaten belastet, die Treppe zweimal herauf und hinab gestiegen, und vor mir erschienen die zahllosen Märtyrer, welche durch den qualvollsten Tod von seiner göttlichen Sendung Zeugniß abgelegt haben. Ich kniete, meiner gleichsam unbewußt, auf eine Bank nieder und versank in eine noch nie gefühlte Gemüthsstimmung, in der ich nach längerer Weile das Heiligthum verließ.

Ich wanderte langsam über den weiten offenen Platz (das

altrömische Forum castrense) und gelangte im Hintergrunde desselben zu jener Kirche, welche wegen ihrer vielen Erinnerungen an das bittere Leiden und Sterben unsers Heilandes den Namen „Chiesa della croce in Gerusalemme“ (Kirche des Kreuzes in Jerusalem) erhalten hat. Ich trat hinein und beschaute sie nach allen Seiten hin, ohne jedoch die höchst denkwürdigen Reliquien anzutreffen. Sie sind in einem eigenen Schranke sorgfältig aufbewahrt und werden nur vermittels einer besondern Empfehlung und Ermächtigung gezeigt. Einige Tage nachher hatte der liebe Redemptoristenpater Verheyen die Gefälligkeit, mich dahin zu begleiten und durch seine Fürsprache die Befriedigung meines Wunsches zu erwirken. Der hiezu autorisirte Priester führte uns in eine Kammer neben dem Chor, legte Röckel und Stole an, eröffnete einen Schrank und stellte betend die heiligen Kleinode auf einen Tisch. Wir Beide knieten vor denselben nieder, und er reichte sie uns zum Mundkusse dar. Es waren zwei Spizen aus der Dornenkrone unsers Herrn, ein Kreuzesnagel und das Blatt der in drei Sprachen abgefaßten Ueberschrift. Die hebräischen Buchstaben sind stark verwischt, die griechischen und lateinischen aber noch wohl erhalten und ganz lesbar. Es fiel mir auf, daß der Text einer jeden nach Art der orientalischen Sprachen rückwärts, d. h. von der Rechten zur Linken geschrieben ist. Der gefällige Priester verehrte mir hierauf eine genaue Nachbildung der Inschrift und des Nagels, der an den wahren Nagel gerührt, gemäß dem hinzugefügten Diplom selbst für eine Reliquie gilt. Die erstere besitze ich noch, letztere habe ich meinem hochgeschätzten Jugendfreunde, Herrn J. B. Bsch, Domkapitular und Pastor von Mertert, bei einem Besuch, den er mir machte, zum Andenken überlassen. — Am 2. Dezember, dem Feste der hl. Bibiana, wollte ich in der ihr gewidmeten Kirche, die nicht weit vom Redemptoristen Kloster entfernt ist, die hl. Messe lesen; allein ich verfehlte den Weg und befand mich endlich wiederum beim heil. Kreuze in Jerusalem. Das hielt ich für eine göttliche Ermahnung, hier das Opfer des neuen Bundes darzubringen. Wie gedacht, so gethan; ich gehe hinein und lese da meine Messe auf einem für die Seelenämter privilegirten Altar. Des Nachmittags fand ich die gesuchte Kirche und wohnte der Abendandacht bei. Die Gebeine

der gottseligen Jungfrau und Märtyrin *Bibiana* ruhen unter dem Hochaltar; auf den Nebenaltären sind eine Menge Reliquien ausgestellt; es sollen über 14,000 Ueberreste von christlichen Blutzeugen allda gesammelt sein.

Während meines ersten Aufenthaltes in Rom hatte ich öfter und zwar mit erneuem Wohlgefallen die vorzugsweise stark besuchte Jesuitenkirche betrachtet, den darin gehaltenen Andachten und Kanzelvorträgen beigewohnt und sogar eines Morgens an dem kostbar gezierten Grabe des hl. Ignatius die Messe gelesen; allein das Innere des Klosters war nicht von mir in Augenschein genommen worden. Jetzt durfte ich die Gelegenheit nicht versäumen oder ich mußte für immer auf das Vergnügen, diese gerechtfertigte Neugierde zu befriedigen, verzichten. Ich klopfte an und eröffnete dem Pförtner meinen Wunsch; er beilicht sich einen polnischen Pater, der deutsch spricht, aufzusuchen, und dieser dienstfertige Herr führte mich überall umher. Mit besonderem Interesse und großer Erbauung betrachtete ich das ehemalige Quartier des Ordensstifters, dessen Sterbezimmer gegenwärtig in eine stille Kapelle umgewandelt ist. In einem Nebengemache befinden sich noch verschiedene seiner Kleidungsstücke, und in einem gläsernen Schranke ist in einer lebensgroßen Wachsfigur sein Bildniß aufgestellt. Ferner sind dort einige Ueberreste und Manuscripte des gelehrten Bellarmin aufbewahrt. Der liebe, gesprächige Pater, mit dem ich inzwischen nähere Bekanntschaft gemacht hatte, bedauerte sehr, daß er mir nicht noch andere sehenswerthe Gegenstände zeigen könne. „Wir erwarten uns“, sagte er, „von einem Tag zum andern, von hier vertrieben zu werden, und haben deshalb mehrere unserer Kostbarkeiten in Sicherheit gebracht.“ — „Ihr müßt doch“, versetzte ich scherzend, „große Verbrecher oder ganz gefährliche Menschen sein, da man euch so allgemein fürchtet und aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen trachtet.“ — „O“, erwiderte er mit einer auffallenden Gemüthsruhe, „das sehen wir an als ein Werk der allweisen Fürsorge Gottes, welche diese Verfolgungen zuläßt, damit der Baum unsers Ordens desto tiefere Wurzeln schlage.“ Seine Worte nahm ich zu Herzen und denke noch heute oft über ihre hohe Bedeutung nach.

Zweimal in Rom, ohne die Hinrichtungsstätte des großen

Weltapostels gesehen und verehrt zu haben, das würde eines wahren Christen unwürdig sein und gerechten Tadel verdienen; bei meiner ersten Pilgerfahrt war es jedoch nicht geschehen. Eines Tages verfolgte ich wohl zu Fuß den Leidensweg der Apostelfürsten vom Tullianischen Kerker an bis zur Stelle, wo sie endlich von einander getrennt wurden, um noch am selben Tage, von der Märtyrerkrone umstrahlt, im Reiche der ewigen Vergeltung wieder vereint zu sein. Hier verließ auch ich den hl. Paulus, der noch über fünf Kilometer abwärts geschleppt wurde, um als römischer Bürger durch's Schwert enthauptet zu werden, und kehrte mit dem hl. Petrus zurück nach dem Ostlichen Thor, setzte mit ihm über die Tiber und erstieg den Montorio bis zu dem Plage, wo er als Ausländer um Christi willen den schmachlichen Kreuzestod erlitt.

Am 25. Januar, dem Gedächtnistage der wunderbaren Bekehrung des hl. Paulus, fuhr ich nach der ihm außerhalb der Mauern gewidmeten Basilika, deren Größe und Glanz auf Jeden, der sie zum ersten Male betritt, einen gewaltigen Eindruck macht. Nachdem ich auf dem Altar, über welchem ein großes, meisterhaft ausgeführtes Gemälde die Conversion vorstellt, die hl. Messe gelesen, wollte ich mich zu Fuß nach den drei Quellen (tre fontane) begeben; allein der Weg dahin war so schmutzig, daß ich im Nothe fast versank, und sang zugleich an, sehr öde und für einen einzelnen Fremden ganz unheimlich zu werden; ich fand es daher rathsam, umzukehren und auf mein Vorhaben zu verzichten. Diesmal erbat ich mir vom Herrn Vater Generalis einen Begleiter, und er stellte einen böhmischen Bruder zu meiner Verfügung. Ich mietete einen Wagen, und wir fuhren zum Hinrichtungsplatze des hl. Paulus. Einer frommen Ueberlieferung gemäß machte das abgeschlagene Haupt des Weltapostels, während es auf dem Boden rollte, drei Sprünge, deren jeder eine Quelle erzeugte. Obgleich nahe beisammen, soll ihr Wasser einen verschiedenen Geschmack haben; aus eigener Erfahrung kann ich jedoch nicht urtheilen, da ich mir bloß aus der mittlern einen Schluck schöpfen ließ. Der Ort scheint heute noch wegen des unschuldig vergossenen Blutes zu trauern: derselbe liegt da, wie in einer Wüstenei, einsam und nackt ohne Wiese, Ackerfeld und Baumpflanzung; nur

etliche Steinbrücke sind vorhanden. Die Luft ist sehr ungesund und im Sommer fast erstickend. Einige der Welt ganz entsagende, sich selbst verläugnende Trappistenmönche bewohnen dort ein ärmliches, feuchtes Kloster, schlafen mit ihrem groben Anzuge auf harten Brettern und fristen ihr Leben durch die magerste Kost. Sie sind indessen mit ihrem Loos zufrieden und genießen einer bessern Gesundheit, als man nach dem eben Gesagten glauben sollte. Ihr Benehmen gegen die Fremden, welche sie in dieser Einöde besuchen, ist sehr zuvorkommend. Einer von ihnen führte mich in den melancholischen düstern Räumen des Gebäudes herum und dann in die etwas höher gelegene Kapelle mit den drei Quellen und dem Säulenstocke, auf dem das Haupt des apostolischen Märtyrers am 29. Juni 69 durch's Schwert vom Rumpfe getrennt wurde. Gegen eine kleine Vergütung übermachte mir der Pförtner eine Abbildung der tre fontane, die sich jetzt in meinem Photographienalbum befindet.

Mit einer erfreulichen Genugthuung, einem gewissen Stolge bemerkte ich die ausgezeichnete Verehrung, welche die Römer dem hl. Laurentius, dem Schutzpatron der Pfarrei von Diekirch, beweisen. Die ihm geweihten Kirchen sammt den Erinnerungen an seinen qualvollen Tod und seine Verherrlichung waren ein Lieblingsgegenstand meiner wiederholten Besuche und Betrachtungen. Die erbaulichen Eindrücke, welche diese theueren Ueberreste und Denkmäler auf mich machten, sowie das mir bescheerte Glück, vom höchwürdigsten Vorsteher der apostolischen Schatzkammer eine verbürgte Reliquie des ruhmgekrönten Diakons und Märtyrers zu bekommen, habe ich in einer am Laurentiusfeste 1873 gehaltenen Predigt den guten, frommen Diekirchern ausführlich erzählt, und da die Festrede gedruckt und im Großherzogthum ziemlich verbreitet ist, so erachte ich es für überflüssig, bereits Bekanntes hier neuerdings zu besprechen.

Welch ein ärmlicher, lückenhafter, sogar planloser Bericht über die wunderreiche Stadt Rom, wird mancher meiner Leser ausrufen. Einige Merkwürdigkeiten sind bloß oberflächlich berührt und viele andere ebenso großartige, lehrreiche und anziehende gänzlich mit Stillschweigen übergangen! Man möge aber meine Verfahrungswelke in gehörigem Lichte beurtheilen und erwägen,

daß ich mir nicht zur Aufgabe gestellt habe, die unzähligen Wunderwerke der ewigen Stadt, jenes staunenswerthen Sammelplatzes der heidnischen wie der christlichen Welt zu beschreiben; die bloße Aufzählung derselben würde schon mehrere Quartebände anfüllen und übrigens das Maß meiner Kräfte übersteigen. Die hochgeschätzten Personen, welche mich bewogen haben, gegenwärtige Reiseskizze zu entwerfen und zu veröffentlichen, rathen mir einstimmig, meine Erlebnisse und Beobachtungen in schlichten, einfachen Worten, ähnlich den Briefen, die ich unterwegs meinen Verwandten und Freunden geschrieben, zu erzählen, und ihrem wohlgemeinten Rathe will ich, wie aus dem ganzen Contexte erhellt, in meiner Darstellungsweise treulich entsprechen. Die Kirchen, Paläste, Villen, Kunstsammlungen, Katakomben und andere Sehenswürdigkeiten, welche ich diesmal theils aus Mangel an Zeit und wegen des ungünstigen Wetters nicht besuchen konnte, theils weil ich sie bei meinem ersten zweimonatlichen Aufenthalte in Rom gesehen hatte, und ihr Bild noch lebendig in meinem Gedächtnisse eingepägt war, nicht wiederum besuchen wollte, liegen demnach über das gesteckte Ziel hinaus und sollen somit unberücksichtigt bleiben.

Indessen fühle ich mich veranlaßt, eines Zwischenfalles zu gedenken, an den ich mich mit vielem Vergnügen erinnere, und der mich gewissermaßen zu einer dankbaren Erwähnung verpflichtet. Als ich in Nizza verweilte, stieg ein reicher und vornehmer Herr aus der Umgegend von Orleans, Namens Michaud, mit seiner Frau und zwei Kindern in meinem Gasthof ab und miethete sich dort ein besonderes Quartier. Sobald die gute, ächt kirchlich gesinnte Herrschaft mich als katholischen Priester erkannte, schenkte sie mir ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit und Zuneigung. Je näher wir uns kennen lernten, desto enger schlossen wir uns einander an. Da es die erste weite Reise war, die sie unternommen hatten, so wußten sie in der Fremde sich nicht zurecht zu finden, und fragten mich, ob ich nicht ihr Führer und Rathgeber sein wolle. Stolz auf dieses schmeichelhafte Vertrauen, stellte ich mich bereitwillig zu ihrer Verfügung. Des Morgens begleiteten sie mich zur Kirche und wohnten andächtig dem Messopfer bei; den Rest des Tages verwandten wir, bei günstiger Witterung, auf die Bewegung in frischer Luft und den Genuß der reizenden Land-

schaft. Bald durchstreiften wir das Innere der Stadt; bald lustwandelten wir auf dem belebten englischen Spaziergange und an der Küste des lieblich blauen Mittelmeeres; bald stiegen wir auf das Schloß oder einen andern Höhepunkt, wo Rizza und seine üppige Umgebung in ihren Prachtgewändern unsere Augen und Herzen entzückten, und überall erteilte ich, so gut ich es vermochte, die verlangten Aufschlüsse. Nach und nach fühlten wir uns so innig befreundet daß wir dem Tage unserer Trennung wehmützig entgegenzogen. Herr Michaud äußerte öfter den Wunsch, mich nach Rom und sogar auf meiner ganzen Reise begleiten zu können; allein er war schon ziemlich bejahrt und dazu kränklich; die Aerzte hatten ihm das milde Klima der Seealpen-Küste empfohlen. Wir schieden unter gegenseitigen Danksagungen und Glückwünschen lebhaft gerührt von einander, indem wir glaubten, uns vermuthlich nie mehr hienieden zu sehen, was aber noch vor meiner Abfahrt von Rom geschah. Am 10. Dezember wurde ich in der Villa Caserta vom Besuche der Familie Michaud überrascht. Unbeschreiblich war die Freude unsers Wiedersehens und wir ergossen uns in allerlei Fragen und Gegenfragen. Ich forschte vor Allem, wie sie, ohne meine Adresse zu wissen, mich in dieser großen Stadt auffinden konnten. Das war ihnen auf eine sonderbare Weise gelungen, die wegen ihrer praktischen Seite verdient bekannt zu werden. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Rom erkundigten sie sich nach mir beim französischen Pfarrer der St. Ludwigskirche. Er war natürlich nicht im Stande, ihnen den gewünschten Bescheid zu geben, kam jedoch auf den guten Einfall, sie an's Generalvikariat zu verweisen. Hier müssen nämlich die katholischen Priester, welche längere Zeit in Rom verweilen, um ihr Celebret (die Ermächtigung Messe zu lesen) nachsuchen und ihre Wohnung angeben. So erfuhren sie meinen Aufenthalt und eilten zur Villa Caserta hin, wo sie mich wirklich antrafen.

Ich mußte nun fast beständig bei ihnen sein, sie überallhin begleiten und das Mittagsmahl mit ihnen theilen. Die Ausflüge machten sich schnell und angenehm, da wir jedesmal in einem Zweispänner fuhren. Schon gleich ging es nach St. Peter, wohin sie vor Allem die Neugierde trieb. Wir verrichteten unsere Andacht

an den Gräbern der Apostel und durchmusterten sodann die majestätischen Räume des größten und berühmtesten Domes der Erde. Der heilige Schauer, welcher sie durchdrang, zeigte sich auf ihren Gesichtern; sie fühlten sich in der Vorhalle des Himmels und in der sichtbaren Herrlichkeit Gottes. Jetzt fuhren wir durch die Via Lungara den Montorio hinauf zur Marterstelle des hl. Petrus; wir knieten betend an derselben nieder, und die fromme Dame ließ sich aus der Oeffnung, wo das Kreuz gestanden, Sand schöpfen, den sie gleich einer Reliquie in ihr weißes Taschentuch einwickelte. Von da führte ich sie auf den Vorsprung des Berges, wo zum ersten Male die Siebenhügel-Stadt vor deren Blicken ihre Majestät entfaltetete. Sie konnten sich nicht satt genug sehen und hörten nicht auf, mir ihre Verwunderung zu bezeigen; auch hätten sie sich gerne länger an diesem entzückenden Schauspiel ergötzt, allein die anbrechende Nacht ermahnte uns an den Rückweg. Der zweite Tag galt dem Besuche des Capitols, des Sanctissimo Bambino, ¹⁾ des alten römischen Forums, des Palatins, des Coliseums, der St. Clemenstirche, der Lateran-Basilika und der heiligen Treppe. Hier überfiel uns die Nacht und sie fuhren im Wagen nach ihrem Gasthof zurück. Ich schlug zu Fuß den geraden Weg nach der Villa Caserta ein, und war recht froh, sie ungeschoren erreicht zu haben; denn die ganze Strecke dahin ist sehr einsam und des Abends gar nicht geheuer. Noch etliche Tage setzte ich mit ihnen die Rundschau fort, bis wir die Hauptmerkwürdigkeiten flüchtig in Augenschein genommen hatten, was sie eigentlich nur bezweckten. Wir waren sogar, mit Kerzen versehen, in die Calixtinischen Katakomben ziemlich tief eingedrungen, wo bei Verfolgungen die ersten Christen sich aufhielten, ihre Gottesdienste feierten und in den an den Felswänden eingehauenen Gräbern

¹⁾ Die Kirche der hl. Maria in Ara Coeli erhebt sich auf der Stelle, wo früher der Tempel des Capitolinischen Jupiter stand. Der Sanctissimo Bambino, das allerheiligste Jesuskindlein vorstellend, ist eine mittelmäßig große Puppe, von welcher die Legende sagt, sie sei aus Holz des Olivengartens verfertigt. Die kleine Statue funkelt vom kostbarsten Anzuge, den Gold und viele Edelsteine schmücken. Sie genießt von Seiten der Römer einer besondern Verehrung. Am Weihnachtsfeste wird sie in eine Krippe gelegt und am Dreikönigstage in feierlicher Prozession von einem Bischof getragen.

bestattet wurden. Herr und Madame Michaud überhäufte mich mit den wärmsten Dankfagungen und den Versicherungen, daß sie unter melner Leitung ihre Zeit sehr gut und genußreich ausgefüllt hätten.

Aber es fehlte ihnen noch ein heiß ersehntes Glück, nämlich die Audienz beim heiligen Vater und dessen apostolischer Segen. Ohne dieser hohen Gnade theilhaftig geworden zu sein, würden sie schweren Herzens, ja untröstlich Rom verlassen haben. Ich rieth ihnen, sich deßhalb an den französischen Gesandten beim hl. Stuhl zu wenden und versicherte sie des gewünschten Erfolgs. Durch die Vermittlung desselben erhielten sie nun wirklich die Einladung zu einem öffentlichen Empfange. Da herrschte unter den seligen Leuten ein unbeschreiblicher Jubel, und sie boten Alles auf, um vor dem erhabenen Statthalter Jesu Christi würdig zu erscheinen. Eiligst ließen sie sich die feinsten Anzüge von schwarzer Seide und andern dunkelfarbigen Stoffen verfertigen, die über 800 Fr. kosteten, eine Auslage, welche die gottesfürchtige Dame gegen die ihrer theuern Familie bescheerte Gnade für Nichts achtete. Freudestrahlend kamen sie aus dem Vatikan zurück: sie hatten den innigst geliebten, höchstverehrten Pius IX. geschaut von Angesicht zu Angesicht; Seine Heiligkeit hatte sie gesegnet, mit Ihrer besondern Aufmerksamkeit an sie und die lieben Kinder huldreiche Worte gerichtet. Sie wurden nicht müde, sich alles dessen zu rühmen, die Wonnengefühle, welche ihr Herz überströmten, zu ergießen und erklärten, sie seien entschieden, mich nach Neapel zu begleiten.

Mittlerweile nahte der Tag meiner Abreise heran, und ich mußte mich auf denselben vorbereiten. Der herzengute, für mich stets zärtlich sorgende Pater Haringer, rieth mir, vorläufig den Prälaten Bastide, der kürzlich aus Aegypten und Syrien zurückgekommen war, zu besuchen und bei ihm über diese Länder nähere Erkundigungen einzuziehen; er versicherte mich des besten Empfanges. Herr Bastide, ein ebenso gefälliger als angesehenener Würdenträger, erteilte mir mit großer Bereitwilligkeit alle wünschbaren Aufschlüsse und beruhigte mich hinsichtlich des Klima's, sowie der vermeintlichen Beschwerden und Gefahren. „Halten Sie sich“, fügte er hinzu, „überall an die Franziskaner; Sie finden deren überall und überall werden Sie von ihnen bestens aufgenommen. Gastfreundschaft und Erweisungen von Liebesdiensten sind charakteristische

Tugenden ihres Ordens.“ Dieser vortreffliche Rath, den ich später befolgen wollte, brachte mich auf den Gedanken, mich an den hochwürdigsten Pater General im Franziskanerkloster Ara Cœli zu wenden und mir von ihm ein Empfehlungsschreiben an die Häuser seines Ordens im Oriente zu erbitten. Der Versuch gelang mir über Erwartung: mit der herzlichsten Bereitwilligkeit erhielt ich nicht nur die verlangte Empfehlung in stattlicher Ausfertigung, sondern noch besondere Briefe an den Generalcommissarius des hl. Landes zu Neapel, dergleichen an den Fremdenführer Liévin und den Pater Joh. da Villa Bartolomea, beide zu Jerusalem, Briefe, die mir später gute Dienste geleistet haben.

Auf den andern Tag war die Abfahrt festgesetzt; aber meine Angelegenheiten waren nicht geordnet: keine Kleider eingepackt, keine Rechnung abgeschlossen, kein Abschiedsbefuch gemacht, und der Gedanke an die bevorstehende Trennung von den theuern, gottgeweihten Männern, die mir drei Wochen lang die gemüthlichste Gastfreundschaft und Zuneigung erwiesen, in deren Verkehr ich so glücklich gewesen und mein übriges Leben hätte beschließen mögen, verwirrte meinen Geist und versenkte mein Herz in tiefe Schwermuth. Die zärtliche Pflege und Sorgfalt, die sie mir bewiesen, die wohlgemeinten Rathschläge, die sie mir ertheilt und alle die Werke christlicher Liebe, die sie an mir geübt hatten, konnte ich ihnen nicht vergüten noch hinreichend dafür danken: in dieser Hinsicht muß ich stets ihr Schuldner verbleiben und die Verpflichtung übernehmen, den Vergelter alles Guten fleißig zu bitten, daß er sie nach Gebühr belohne mit seinem himmlischen Segen. Was aber die materiellen Kosten betraf, die ich ihnen verursacht hatte, so wollte ich sie dafür hinlänglich entschädigen und bat den Pater Minister um meine Rechnung. Der liebe Mann trug Bedenken, mir Etwas abzufordern, und erst, als ich erklärte, es sei für mich eine Gewissens- und Ehrensache, sie für Wohnung und Nahrung schadlos zu halten, schlug er mir eine so geringe Summe vor, daß ich sie um Einiges erhöhen zu müssen glaubte. Ich hätte mich gern viel freigebiger bewiesen, allein vor mir lag noch die weite, kostspielige Reise über Wasser und Land,

und ich bezweifelte, ob meine beschränkte Börse wohl eine größere Generosität erlaubte. — Nun kam die Reihe an die guten, emsigen Brüder, die mich mit wetteifernder Sorgfalt bedient hatten. Weder Geld noch Geschenke von einigem Werthe durften und wollten sie annehmen. Was also thun? Ich gab dem Bruder Matthias, dem Commissionär des Hauses, zehn Franken mit dem Auftrage, dafür ein Duzend kleine, hübsche Andenken zu kaufen; er möge sie nach seinem Geschmade und Gutdünten wählen und überzeugt sein, daß sie auch mir gefallen würden. Anfangs stuzte er über diese sonderbare Zumuthung; bald aber errieth der Schlaupopf meine Absicht und besorgte mir für die Hälfte des Geldes zwölf wohlgelungene Miniatur-Photographien des heiligen Vaters, indem er mir versicherte, weiter wünschten sie nicht, und Nichts würde ihnen mehr Freude machen. Nach dem Nachtessen versammelte ich die herzenguten Leutchen um mich, beglückwünschte sie wegen ihres gottseligen Berufes, erklärte mich mit ihrer Dienstbeflissenheit vollkommen zufrieden und überreichte einem jeden von ihnen ein Exemplar der eben genannten Photographien. Hüpfend vor Freude drückten sie ehrfurchtsvoll das erhabene Bildniß an ihre Lippen und küßten mir der Reihe nach dankfagend die Hand.

Des andern Morgens, 19. Dezember, begab ich mich zum Herrn Vater General, um Abschied zu nehmen und ihm für die mir so edelmüthig erwiesene Gastfreundschaft den schuldigen Dank abzustatten. Unsere trauliche und für mich höchst interessante Unterhaltung dauerte ungefähr eine Stunde. Er billigte meinen Entschluß, die nahen Weihnachtsfeiertage in Neapel zuzubringen; dort herrsche noch viel christlicher Sinn und es werde auch da das hohe Fest glänzender gefeiert, als in Rom, wo der päpstliche Gottesdienst und die sonst so großartigen Ceremonien überhaupt bei den gegenwärtigen Verhältnissen eingestellt seien. Jetzt schilderte er mir die bedauernswerthe Lage der Ordensleute, welche man aus ihren einsamen Zellen zu vertreiben und ihres Vermögens zu berauben beabsichtige, ohne für ihren nöthigen Unterhalt gehörig zu sorgen. Zwar sollten, dem Gesetzesvorschlage gemäß, die Generalate eines jeden Ordens bestehen bleiben; er bezweifelte aber sehr, ob die Mehrheit der Deputirten nicht auf die Unterdrückung sämtlicher Klöster Roms dringen werde. Ihr großer, werthvoller Garten,

in dem ich täglich gelustwandelt und dessen lange Alee von hohen, buchartigen Vorbeerbäumen mir so manchmal kühlen Schatten und würzigen Wohlgeruch spendet, war bereits von der Stadtverwaltung in Beschlag genommen und zu öffentlichen Zwecken bestimmt. Zuletzt bekundete er mir von Neuem seine große Freude, daß ich, auf seine Gastfreundschaft vertrauend, in ihr Kloster eingelehrt sei und meine Zufriedenheit mit seinem Empfange beweise. In Wien möchte ich dergleichen thun und ebenfalls einer herzlichen Aufnahme versichert sein. Unter freundschaftlicher Umarmung wünschte er mir viel Glück und Segen zu meiner Reise, und wir empfahlen uns gegenseitig in unser Gebet.

V. Von Rom nach Neapel.

Gegen Mittag saß ich schon mit der Familie Michaud im Zuge, der uns in acht Stunden nach Neapel brachte. Wir durchmusterten hier die lange Reihe der vor dem Bahnhof aufgestellten Omnibus, ohne jedoch den des in Rom uns empfohlenen Albergo della Croce di Malta anzutreffen. Das Schreien und Zerren der sich uns aufdrängenden Menschen, welche, wie Räuber, nach unsern Ueberrocken und Handtaschen griffen (die Koffer hatten wir zum Glücke im Stationsbureau zurückgelassen), war wirklich empörend. Endlich erschien ein Kutscher, der uns mit Ruhe und Anstand bemerkte, der fragliche Gasthof unterhalte keinen eigenen Omnibus, und seine Dienste anbot. Wir trauten ihm und erreichten so ohne Ungemach das „Malteserkreuz.“ Der Hausknecht empfing uns und überwies mir ein Zimmerchen, mit welchem ich, weil es schon spät war, fürlieb zu nehmen erklärte; aber für meine Gefährten war kein befriedigendes Quartier vorrätzig, und sie fuhren mit dem noch in Bereitschaft gehaltenen Wagen in das nahe dabei gelegene Albergo del Globo. Bald nachher trat der Patron in ziemlich angetrunkenem Zustande herein und schimpfte gewaltig auf den unschuldigen Knecht, weil er für das Unterkommen der Gäste nicht besser sorge. Gegen mich bewies er eine höfliche Aufmerksamkeit, und ich machte mir den Spaß, bis zum Schlafengehen mit ihm zu plaudern. Er lieferte mir eine interessante Probe des neapolitanischen *linguaccio dei maccheroni*

(Nudelsprache) und gestand offenherzig, daß ich das Italienische besser wisse, als er. Die Wirthschaft entsprach indessen meiner Erwartung nicht: das Zimmer war unfreundlich und ärmlich möblirt, die Kost mager und schmutzig, die ganze Umgebung gemein und unheimlich. Des Morgens verlangte ich die Rechnung und eilte mit Sack und Pack zu meiner französischen Familie, wo es behaglicher ausfiel. Indem ich mehrere Wochen zu bleiben versprach, so begnügte sich der Gastwirth mit sechs und einem halben Franken täglich, Wein und Bedienung mit einbegriffen, für ein schönes zu der Mittagssonne und Hauptstraße gelegenes Zimmer und zwei ordentliche Mahlzeiten. Herr Michaud bezog im Stadtviertel der vornehmen Welt, nämlich in Chiaja, dem Nationalplatze gegenüber, die Pension américaine, welche glänzender, aber auch viel kostspieliger und übrigens, wie er mir später bekannte, nicht comfortabler und angenehmer war, als das Albergo del Globo. Ungeachtet dieser mehr als halbstündigen Entfernung von einander sahen wir uns fast jeden Tag und machten die bedeutendsten Ausflüge zusammen.

Vor Allem mit meinen Reiseangelegenheiten beschäftigt, überreichte ich schon am zweiten Tage unserer Ankunft dem hochwürdigen Herrn P. Seraphino, General-Commissär des hl. Landes, das in Ara Coeli für denselben erhaltene Empfehlungsschreiben und erkundigte mich bei ihm hinsichtlich der Ueberfahrt nach Aegypten. Er bewies sich sehr gefällig, bewirthete mich mit einer Tasse Kaffee und versprach, mir später die nöthigen Aufschlüsse zu geben; ich möchte einstweilen meinen Besuch öfter erneuern. Von ihm begab ich mich wegen des Celebret zum erzbischöflichen Palaste, und mir wurde hier vom Geheimschreiber des Cardinals Sforza ein herzlicher Empfang zu Theil; er konnte aber meinem Wunsche nicht entsprechen, weil dieß Sache der Kanzlei war, die wegen der eben stattfindenden Ordination erst um drei Uhr geöffnet wurde. Zugleich frug er mich, ob ich nicht verlange, Seiner Eminenz meine Aufwartung zu machen; Hochdieselbe unterhalte sich gerne mit fremden Geistlichen, und ich dürfe zum Voraus einer guten Aufnahme gewiß sein: ein Vorschlag, der mir vortreflich gefiel, und den ich befolgen wollte. Zur festgesetzten Stunde fand ich mich in der Kanzlei ein und erhielt ohne wei-

tere Bemerkung die Befugniß, einen Monat hindurch in jeder beliebigen Kirche Neapels die hl. Messe zu lesen. Sodann ließ ich mich beim Cardinal-Erzbischof anmelden, und der Eintritt zu ihm wurde mir unmittelbar gestattet. Ich mußte ihm erzählen, woher ich käme, wohin ich weiter zu reisen beabsichtigte und welches die kirchlichen Zustände unsers Landes seien. Er erinnerte sich noch unsers Herrn Bischofs, den er während des Vaticanischen Concils kennen gelernt hatte, und bat mich, ihm seinen freundschaftlichen Gruß zu überbringen.

Der Cardinal *Sforza*, einer der adeligsten Familien Italiens entsprossen, ist ein stattlicher, fein gebildeter Mann, in der vollen Kraft seines Lebens und ein hochgeehrter Kirchenfürst. Die Neapolitaner sind stolz auf ihn und schmeicheln sich sogar mit der Hoffnung, daß er einst den päpstlichen Stuhl besteigen werde.

Jetzt wollte ich wieder an die liebe Familie Michaud denken und mit ihr unsere Ausflüge anordnen. Neapel ist bekanntlich die größte und bevölkerteste Stadt der apenninischen Halbinsel; mit den Vorstädten beträgt ihr Umfang wenigstens fünf Stunden und ihre Einwohnerzahl über eine halbe Million. Das Innere entspricht aber nicht ihrer Größe noch ihrem Reichtume: die Straßen sind meistens enge und unregelmäßig, die öffentlichen Plätze und Gebäude wenig ansehnlich; nur die Villa nazionale, ein prächtig eingerichteter Spaziergang am Gestade des Meeres und Versammlungsplatz der vornehmen Welt, verdient eine belobende Erwähnung. Dagegen gewährt von der See her Neapel, welches sich im Fond des gleichnamigen Golfes amphitheatralisch erhebt, einen so lieblich malerischen Anblick, daß nur Constantinopel, vom Eingange des goldenen Hornes betrachtet, damit verglichen werden kann. Constantinopel bietet, wenn man will, ein großartigeres, frappanteres, aber gewiß weniger anmuthiges Schauspiel. Was indessen die Umgebung der Braut des Mittelmeeres betrifft, so hat sie wegen ihrer Naturscheinungen, historischen Erinnerungen und altrömischen Ueberreste sicherlich nicht ihres Gleichen auf dem ganzen Erdenrunde. In dem Halbkreise von Sorrento bis zum Cap Misenum liegt eine Zauberwelt, welche das Auge nicht ermüdet zu schauen und zu bewundern, so daß die Einheimischen sich mit

Necht die Uebertreibung erlauben dürfen, es sei un Pezzo del cielo caduto sulla terra (ein auf die Erde gefallenes Stück des Himmels). Pompeji, jene in ihrer Art einzige Stadt der Welt, sowie der Vesuv, jener düstere und schreckliche Tyrann der ganzen Umgegend, reizen vorzüglich die Neugierde der Touristen. Eine Eisenbahn fährt, am Fuße des FeuerSpeiers vorbei, zur neu entdeckten Stadt; um aber unsere Betrachtungen desto behaglicher anstellen zu können, mietheten wir einen bequemen Zweispänner und besuchten unterwegs Portici, Resina, Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, lauter freundliche Orte von 11,000 bis 22,000 Einwohnern, die uns vollkommen überzeugten, daß wir im Maccaronilande waren; denn überall an den Häusern und neben den Straßen erblickten wir unübersehbare Reihen der leckerhaften Nudeln, welche zum Trocknen ausgehängt waren. Zu Pompeji angekommen, ließen wir uns im Albergo di Diomede ein Gabelfrühstück bereiten und tranken ein Fläschlein Lacrima Christi. Der alte, schwächliche Herr wollte nie auf sein Déjeûner à la fourchette verzichten, ob schon daselbe unsere Tageszeit in zwei Hälften spaltete und uns so ein paar kostbare Stunden raubte. Sodann nahmen wir unsere Eintrittskarten zur Wunderstadt und durchstreiften dieselbe nach allen Richtungen. Ich hatte sie bereits vor sieben Jahren aufmerksam besichtigt und konnte sie mir in ihrer damaligen Gestalt noch lebhaft vorstellen; daher gewahrte ich die merklichen Fortschritte der seitdem vollzogenen Ausgrabungen. Besonders schmerzlich überraschten mich zwei neu aufgefundene versteinerte, sonst aber vollständig erhaltene Leichname, die zur Schau ausgestellt sind und auf ihren verzerrten Gesichtern das Gepräge der Verzweiflung tragen; mir grauset noch beim Gedanken an die unglücklichen Opfer der furchtbaren Verheerung. Da wir uns mit einem flüchtigen Ueberblicke der ausgedehnten Ruinen begnügten, so reichte der Nachmittag dazu hin. Man erlasse mir die nähere Beschreibung der einzelnen Theile; ich will meine obige Behauptung, daß Pompeji die eigenthümlichste und interessanteste Merkwürdigkeit unter der Sonne ist, nur im Allgemeinen bestätigen. Wir befanden uns in einer Stadt, welche, die eingestürzten Dächer abgerechnet, heute noch da steht, wie sie vor achtzehn hundert Jahren aussah, als die Wuth des Vesuvus

ausbrach und sie mit heißen Aschen, Sandmassen und Wasserstrahlen so überschüttete, daß sie vom Antlitz der Erde verschwand. Wir wanderten durch die noch gut gepflasterten Gassen, traten in die Tempel und Theater, in die öffentlichen und Privatgebäude, besichtigten in ihren verschiedenen Theilen die Räume der fast ausschließlich zweistöckigen Wohnungen, und es war mir manchmal als erschienen die Besitzer und fragten mich, was ich in ihrem Hause zu thun hätte. In den Läden befinden sich, bald ganz unversehrt, bald halb zerbrochen, die dickbäuchigen irdenen Gefäße, worin die Krämer ihre Specereien aufbewahrten, und verschiedenes Guthaben ist an den Wänden aufgezeichnet. Etliche Häuser tragen noch ihre alten Namen, wie das des *Pansa* und das des *Diomedes*; ersteres war eins der größten und prächtigsten; letzteres gehörte wahrscheinlich einem Weinhändler, was der überaus geräumige Keller vermuthen läßt, an dessen Wänden noch mehrere ganz unbeschädigte Amphoren stehen. Ein öffentlicher Ofen ist noch so gut erhalten, daß man, um Brod zu backen, ihn nur zu heizen braucht. Als man ihn entdeckte, war er mit schwarzen und verkohlten Laibchen angefüllt, die jetzt im Nationalmuseum zu Neapel aufbewahrt werden. Auf dem freien Platze vor demselben erheben sich vier steinerne Handmühlen, deren jede aus einem dicken feingeschliffenen Granitzapfen und einem gegen die Mitte hin eingedrückten Hohlkegel besteht. Die obere Erweiterung dieses letztern diente zur Aufnahme des Getreides, die untere, einem Bienenkorbe ähnlich, deckt, sorgfältig angepaßt, den unbeweglichen Zapfen und ist unten mit zwei Henkeln oder eisernen Ringen versehen, in welchen die Querstange befestigt war, vermittlels welcher Zugthiere oder Sklaven die Maschine kreisförmig in Bewegung setzten. So fiel das Korn zwischen die beiden Cylinder und wurde zerquetscht. Bisher ist die Auffindung menschlicher Gerippe unerheblich; nach der Aussage des Führers erreicht ihre Zahl kaum 600; ein Beweis, daß die Uberschüttung allmählich vor sich ging, und den meisten Einwohnern Zeit genug übrig blieb, sich durch die Flucht zu retten.

Da Pompeji mit Recht bei allen meinen verehrten Lesern ein ungetheiltes Interesse erweckt, so will ich diejenigen, welche in der alten Geschichte weniger bewandert sind, in kurzen Worten mit seinem traurigen Schicksal bekannt machen.

Die Gründung dieser Stadt am südlichen Fuße des Vesubs verliert sich im dunkeln Alterthum. Unter der römischen Herrschaft mag sie eine Bevölkerung von 25 bis 30 tausend Seelen gehabt haben und war einer der wichtigsten Handelsplätze Campaniens, wie auch ein Lieblingsaufenthalt vieler vornehmen Römer. Hier besaß der berühmte Redner und Staatsmann Cicero ein hübsches Landgut, auf welchem er öfter seine hohen Freunde empfing und gastlich bewirthete; hier verfaßte er sein Werk über die Pflichten; hiehin zog er sich nach der pharsalischen Schlacht in den Ruhestand zurück.

Im Jahr 61 unserer Zeitrechnung wurde Pompeji durch ein schreckliches Erdbeben, welches ganz Campanien hart mitnahm, großen Theils zerstört, erlangte jedoch bald seinen frühern Glanz wieder; aber im November 79 schleuderte die entsetzliche Wuth des Vesubs mehrere Tage hindurch eine solche Masse glühender und mit Bimssteinchen vermischter Asche über die unglückliche Stadt, daß sie unter dem hohen Schutt gänzlich begraben wurde und spurlos verschwand; man wußte später nicht einmal die Stelle, wo sie vordem gestanden. Erst 1748 entdeckte ein Zufall ihr Dasein: Landleute, welche einen tiefen Graben eröffneten, stießen nämlich auf Mauern, Statuen und andere Kunstgegenstände. Hievon benachrichtigt, veranaltete der damalige König von Neapel Carl III. Nachgrabungen, die seine Thronfolger mit größerem und geringerm Eifer fortsetzen ließen. Die jezige Regierung aber betreibt die Arbeiten mit einem solchen Nachdrucke und Erfolg, daß noch vor dem Ablauf dieses Jahrhunderts die Stadt aus ihrem tiefen Grabe erstehen und im Zustande ihrer dermaligen Verstümmelung und Einsamkeit der gebildeten Welt ein bewunderungswürdigeres und angenehmeres Schauspiel darbieten wird, als zur Zeit ihrer frühern Unverheertheit und rührigen Volksbewegung.

Daselbe Loos traf zu gleicher Zeit die ebenfalls am Fuße des Vesubs gelegenen Städte Stabia und Herculanium. Mit der Auffindung der erstern hat man sich bisher nur wenig oder gar nicht beschäftigt, und was die letztere betrifft, so liegt sie unter einer 20 bis 30 Meter hohen gußartigen Lavamasse versenkt, worauf heute Resina und Portici theilweise erbaut sind. Dieser zweifache Umstand macht das Abtragen unmöglich; indeffen

hat man einige unterirdische Ausgrabungen bewerkstelligt, die nur unter Jackelschein beschäftigt werden können und dem, welcher Pompeji durchstöbert hat, wenig für sein Geld und seine Mühe lohnen. Bei unserer Rückkehr gestattete uns die Zeit nicht hineinzugehen, und wir verschmerzten es leichtem Herzens.

Den beinahe 4000 Fuß hohen Vesuv mit seinem kahlen, zuckerhulförmigen Haupte und beständig rauchenden Scheitel hatten wir während der ganzen Fahrt vor uns; es entstand nun die Frage, ob wir dem Ersteigen desselben einen Tag widmen oder uns mit dem bloßen Augenschein begnügen sollten. Die Meinungen meiner Reisegeoffen waren schwankend und getheilt. Ob die Familie Michaud später hinaufgestiegen, weiß ich mit Bestimmtheit nicht, ich bezweifle es sehr, weil sie mir nie davon gesprochen hat. Ich hatte ihr zum voraus erklärt, daß ich sie dorthin nicht begleiten würde, weil in dieser Hinsicht meine Neugierde vor sieben Jahren gestillt worden sei. Damals war ich von Annunziatella oder Torre dell' Annunziata aus durch die einsame Gegend und lauter Lava bis an den steilen Kegel des Feuerpeiers hinaufgeritten, der wegen der beweglichen Asche sich nicht zu Pferd ersteigen läßt und den ich zu Fuß zu erklimmen nicht vermochte. Gleich waren zwei junge, starke Kerle bei der Hand und reichten mir einen kurzen Stock, um den ein Seil doppelt geschlungen war. Jeder von ihnen knüpfte ein Ende desselben um die Brust, und nun strebten sie, die breiten Rücken krümmend und die dicksohligen Schuhe gegen die Asche stemmend, mühsam hinauf, während ich mich, das Pfählehen in den Händen, gemüthlich bis zur Spitze des Berges ziehen ließ; der Spaß hatte jedoch einen bitteren Nachgeschmack, denn er mußte mit zehn Franken bezahlt werden. — Welch eine Aussicht! Hier beherrscht das Auge ringsum das paradiesische Campanien, das freundlich ausgebreitete Neapel sammt einer Menge anderer den pittoresken Golf schmückender Städte, das bläulich glitzernde Mittelmeer mit seinem Infelkranze, übersätet mit schnell hineilenden Barken, Segelschiffen und Dampfbooten, und endlich die kreisförmigen, gezackten Ufer mit ihren Buchten und Vorgebirgen. Aber Alles das nahm meine Aufmerksamkeit weniger in Anspruch, als der Punkt, den meine Füße berührten: es war mir, als stände ich an dem Abgrunde

des Höllenrauchs. Ringsum schossen aus der Erde widerlich riechende Schwefeldünste, vor mir gähnte ein schaurig schweigsamer Schlund, in dessen Mitte ein kleinerer laut brüllte, gewaltig röchelte und Feuer und Flammen ausspie. In entfernter Tiefe ein wilder Aufruhr der Elemente, ein schreckliches Geprassel und Stöhnen, ein dumpfes Donnergerolle, ein kanonenartiges Knallen, Stöße und Erschütterungen, daß der Boden unter mir wankte! In kurzen Zwischenräumen wurden glühende Massen hoch in die Luft geschleudert; die Aschen flogen über den Rand, die leichten Steine in den großen, ruhigen Krater und die schweren fielen senkrecht zurück, woher sie gekommen waren. Nachdem ich längere Zeit hindurch dieses gräßliche Schauspiel betrachtet hatte, machte ich noch einen Rundgang über den vulkanischen Plattfegel, während der Führer für die Siedung der in die Glühflasche gelegten Eier sorgte. Jetzt ließen wir den Abhang hinunter zu meinem in Bereitschaft gehaltenen Pferde zurück. Wir ruhten ein wenig aus, labten uns an den gefottenen Eiern, sowie an den Weißbröddchen und der Flasche Lacrima Christi, die wir von Annunziatella mitgenommen hatten. Ich schwang mich wieder auf meinen geduldigen Gaul und trat so, gestärkt und zufrieden, den Rückweg an. Das sind die Erinnerungen und Eindrücke, welche der frühere Besuch des Vesubs in mir hinterlassen hat; du begreiffst demnach, werthester Leser, warum ich diesmal keine Lust mehr verspürte, das mühsame und kostspielige Ersteigen zu erneuern, besonders da aus dem Krater nur eine schwarze Wolke hinaufwirbelte. Indessen brachte mich, wie ich bald erzählen werde, eine glückliche Gelegenheit auf angenehme Weise zu dem dicht am Fuße der Kuppe errichteten Observatorium.

Bei unserer Einfahrt in Neapel verkündeten die erbaulichen Flötentöne vor den erleuchteten Madonnabildern an den Ecken der Straßen, das hellknallende Zerplätzen der aus den Thüren und Fenstern geschleuderten Schwärmer und die heitere Aufregung der Bürger den Vorabend des hochheiligen Christfestes, welches hier eine ganze Woche lang feierlich und freudig begangen wird. Am Weihnachtsmorgen las ich ziemlich früh meine Messen in der nahen Kirche di Santa Anna Nuova und fuhr nach dem Frühstücke mit der Familie Michaud die Toledostraße hinauf zur erz-

bischöflichen Kathedrale, um dem Pontificalamte beizuwohnen. Die sehr geräumige, reich geschmückte Basilika war schon mit Gläubigen angefüllt; als man mich aber als Geistlichen erkannte, zog man sich bei Seite, und so gelang es mir, bis an's Chor vorzudringen, wo ein Kirchendiener mir einen Stuhl überreichte. Ich mußte mich jedoch eine gute Stunde gedulden: erst nach elf Uhr erschien der Cardinal Sforza mit seinem Ehrengelichte. In langer Doppelreihe schritten vor ihm her die Chorknaben, die Seminaristen, der gewöhnliche Pfarrklerus, und dann 30 Stifzherrn, die ich, weil sie bischöfliche Kappen trugen, für wirkliche Bischöfe hielt. Hinter ihnen folgte gravitätisch und Ehrfurcht gebietend Seine Eminenz in funkelndem Festornate; es war gleichsam ein päpstlicher Aufzug. Als der Gottesdienst, welcher anderthalb Stunde dauerte, beendet war und die Menge sich verzogen hatte, ließ ich uns durch einen Sakristan in der Kathedrale (ich hatte schon früher Alles gesehen) herumführen und die vorzüglichsten Denkmäler und Heiligthümer zeigen, unter denen die St. Januariuskapelle eine besondere Erwähnung verdient. Hier sind hinter dem mit fein ciselirtem Silber eingefassten Altar das Haupt und Blut des hl. Märtyrers aufbewahrt. Die kostbaren Reliquien konnten wir nicht sehen, da sie bloß zweimal des Jahres zur Verehrung ausgestellt werden; der Sakristan hatte indeß die Gefälligkeit, uns eine treue Abbildung der beiden Fläschchen, die das hl. Blut enthalten, zu zeigen, und versicherte, daß dieses, dem Haupte des hl. Januarius nahe gebracht, in Flüssigkeit übergehe, sich bewege und aufwalle; widrigenfalls sei es für Neapel von schlimmer Vorbedeutung.

Neapel besitzt verhältnißmäßig weit weniger Kirchen als Rom; ihre Zahl ist jedoch immerhin bedeutend: sie beläuft sich auf 257, die vielen öffentlichen und Privatkapellen nicht mitgerechnet. Nach der Kathedrale ist wohl die St. Martinskirche, ehemals ein Eigenthum der Karthäuser (daher auch Certosa genannt) eine der sehenswerthesten. Sie liegt auf der Höhe von St. Elmo, wohl eine Stunde vom Hafen, an dem ich wohnte. Der Weg dahin ist mühsam und steil; allein ich durfte diesen Besuch nicht unterlassen, weil er zugleich durch den vollständigsten und herrlichsten Anblick der Stadt und des romantischen Gestades die Anstrengungen reichlich lohnt. Seit einigen Jahren

sind die Mönche vertrieben und ihr Kloster trägt jetzt über dem Eingangsthor die Inschrift: Museo nazionale. Ich mußte einen Franken Eintrittsgeld entrichten, und wurde von dem als Cicerone beigegebenen Soldaten zuerst in die Kirche geführt. Erhitzt und am Kopfe stark schwitzend, wollte ich aus Furcht mich zu erkälten, bedeckt bleiben; der militärisch uniformirte Begleiter ersuchte mich, den Hut abzunehmen. Ich weigerte, es zu thun, mit der Bemerkung, wir befänden uns ja nicht in einem Gotteshause, sondern in einem Museum, das allerdings noch vor Kurzem ein Heiligthum gewesen, dormalen aber ein profanirter Ort sei. Mein Sträuben half Nichts; er bestand auf seiner Forderung, und ich mußte mich fügen.

Die gottinnigen Söhne des hl. Bruno hatten sich ein Jahrhundert hindurch die schwersten Opfer der Selbstverläugnung und Entbehrungen jeder Art auferlegt, und ihre Einkünfte zur Verschönerung und Verherrlichung dieser Kirche verwendet; auch war sie ein unschätzbare Juwelschmuck, gleichsam eine himmlische Vorhalle. Den Fußboden bilden verschiedenfarbige, fein geschliffene Marmorplatten, in denen man sich spiegeln kann; die Wölbungen glänzen in lieblichen Fresco-Malereien; die Seitenwände fesseln das Auge durch ihre berühmten Gemälde und Statuen; die an sich kostbaren Altäre sind bereichert durch Incrustirungen von Silber und Gold, von Agat, Lapis lazuli, von violettblauen und vielen anderen Edelsteinen, deren Werth sich nicht berechnen läßt. Die höchsten und theuersten Schätze sind die unzähligen Gebeine und sonstigen Ueberreste von Heiligen, die sie in sich schließt. Alles das ursprünglich zur Ehre Gottes und jetzt zur Befriedigung des menschlichen Eigennuzes und Vorwihes! Aus der Kirche traten wir in den breiten mit Marmorsäulen gezierten Kreuzgang, in dessen Fond ein niedliches Pavillon mir die entzückende Aussicht über Neapel und den Golf gewährte. Ich verließ voll hoher Bewunderung und tiefer Schwermüthigkeit das seiner religiösen Bestimmung entzogene und der Entweihung preisgegebene Prachtgebäude. Das Hinabsteigen auf der jähen Bergtreppe von spitzigen und glatten Pflastersteinen fiel mir beschwerlicher als das Hinaufsteigen: ich mußte mich vor dem Ausgleiten sehr in Acht nehmen.

Ich konnte nicht umhin, mir ebenfalls von den Kirchhöfen

Neapels eine Vorstellung zu verschaffen, begnügte mich aber mit einer Fahrt nach dem Campo santo nuovo (neuen Gottesacker), der Begräbnisstätte der vornehmen Familien. Er liegt über eine halbe Stunde nordöstlich in einem amphitheatralisch sich erhebenden Cypressenwalde, ausgezeichnet durch düstre Alleen und reiche Grabmäler, über welchen hie und da hellglühende Marmorkapellen zwischen den Bäumen hervorblinken.

Am 26. Dezember wurde wiederum mit der Familie Michaud ein Ausflug gemacht, und diesmal ging es zu Wagen nach dem Kap Misenum. Wir stiegen ein auf dem großen Platze vor der Villa nazionale, und bald zeigte sich links am Eingange der Grotta di Posilipo das angebliche Grab Virgils, der in seiner Aeneide diese Gegend so reizend geschildert hat; es trauert da einsam, schmucklos, von wild wuchernden Gestrüppe umwachsen. Die sogenannte Grotte ist in Wirklichkeit eine zwei Kilometer lange, 30 Fuß hohe und 50 breite unterirdische Straße, welche das sich in's Meer erstreckende Vorgebirg Paufilypum (Gramsciller) durchschneidet und den Golf von Neapel mit dem von Pozzuoli (dem alten Puteoli) in Verbindung setzt. Eine kleine Strecke hinter dem Tunnel liegt in einem durch ungesunde Dünste geschwängerten Thalkessel der fischlose See von Agnano, aus einem erloschenen Krater entstanden. Am Ufer desselben befindet sich eine Art Schwitzkufe, worin der aus der Erde hervorqualmende Dampf so heiß ist, daß leicht entzündliche Stoffe, an die Röhre, woraus er strömt, gehalten, sogleich Feuer fangen. Daneben liegt eine kleine Höhle, in ihrer untern Schichte dermaßen mit erstickender Kohlenäure angefüllt, daß kein lebendiges Wesen darin athmen kann. Da findet sich immer Jemand ein, der den Fremden hievon den Beweis liefert: er nimmt ein Hündchen und wirft es hinein. Nach einigen Sekunden herausgezogen, ist das arme Thier scheinbar todt. Bald aber zeigen sich schmerzliche Convulsionen; es schnappt nach der frischen Luft, öffnet wieder die Augen, springt auf und läuft davon, um jedoch zu seinem grausamen Herrn zurückzukehren und die nämliche Qual, mer weiß wie oft des Tages, zu erleiden. Daher heißt diese Höhle Grotta di cane (Hundsgrotte). Vor Pozzuoli angekommen, besuchten wir zu Fuß die Solfatara, eine vulkanische Anhöhe, auf welcher sich eine Schwefel- und eine

Maunfabrik befinden. Unten am Fuße sind sehr warme Schwefelbäder eingerichtet, welche als Heilmittel gegen Hautkrankheiten gebraucht werden. Der Berggrüden ist hohl und mit einer gußartigen Lavamasse überwölbt. Er zitterte und widerhallte beim Stampfen unserer Fußtritte, besonders aber, wenn der Führer einen dicken Stein auf denselben warf. Im Hintergrunde leuchtete ein Trichterschlund hervor, der flackernde Feuerflammen ausjaspie und mit Schwefel überzogen war. Wir stießen am äußern Rande einige Stückchen hievon ab, steckten sie in die Tasche und stiegen zum Amphitheater hinab. Das noch wohl erhaltene eirunde Gebäude 147 Meter lang und 117 breit, konnte an 30,000 Zuschauer fassen. In diesem Amphitheater ließ unter Diocletians Regierung Timotheus, Statthalter von Campanien, den hl. Januarius, dessen Ueberreste zu Neapel in der nach ihm benannten und oben erwähnten Kirche aufbewahrt sind, den wilden Thieren vorwerfen, und als dieser von ihnen verschont wurde, enthaupten. Pozzuoli erweckt ebenfalls deswegen fromme Erinnerungen im Geiste des christlichen Pilgers, weil das Schiff, welches den hl. Paulus von Alexandria nach Italien brachte, hier gelandet ist. Das Andenken an die Landung des großen Weltapostels feiern noch heute die Einwohner durch eine Prozession, die sie jährlich den 30. Mai am Quai ihrer Stadt halten.

Die Hauptmerkwürdigkeit Pozzuoli's ist jedoch der Serapistempel bestehend aus einer großen viereckigen Halle, in deren Mitte sich das von 16 Marmorsäulen getragene Heiligthum des Abgottes befand. Um die Hallen herum waren nebst den Priesterwohnungen mehrere Gemächer, in die man kaltes und warmes Wasser leitete, und die zu Badekammern dienten; die Quellen, welche das Wasser lieferten, sind noch vorhanden. Vulkanische Revolutionen, von denen diese Gegend manchmal und mitunter schrecklich heimgesucht worden ist, senkten den Boden so tief, daß das Meer in den Tempel hineindrang und mit seinem Schlamme ihn ganz überzog. Erst 1750 wurde das Gebäude entdeckt und vom Unflute gereinigt. Drei Säulen, eine jede aus einem 48 Fuß hohen grün geäderten Marmorblocke, stehen noch aufrecht.

Mit unserm Fußgange sehr zufrieden, bestiegen wir wieder den Wagen und eilten zum Vorgebirge Misenum. In Bajä,

einem früheren reizenden Aufenthaltsort der römischen Aristokratie, das jetzt ein unbedeutendes Dorf ist, machten wir Halt. Es war Mittag und Herr Michaud wollte durchaus nicht auf sein gewohntes Gabelfrühstück verzichten, was mir an diesem Tage besonders unangelegentlich kam, da wir noch so viel Interessantes zu sehen hatten. Wir befanden uns gerade auf dem klassischen Boden geschichtlicher und mythologischer Erinnerungen, und ich befürchtete, die Zeit möchte zu einer auch nur flüchtigen Beschauung nicht hinreichen. An einem vortrefflich gewähltem Punkte ist allda eine zwar theuere, aber sonst wohl nicht zu verschmähende Gastwirthschaft errichtet. Wir stiegen die hohe Treppe hinauf und bestellten uns ein ordentliches Pranzo (*Déjeuner à la fourchette*); es versteht sich von selbst, daß die *Macaroni* nicht fehlen durften. Während die Küche mit der Zubereitung des Essens beschäftigt war, labten wir vom Balkon aus Auge und Herz an dem wonnigen Schauspiel der Meeresküste und der Inselchen, die uns lieblich entgegenlachten. Zur Zeit, da die Tempel der Götter, die Lustschlösser der römischen Machthaber, die Badeanstalten so wie die Menge anderer Prachtgebäude und Kunstanlagen dieses Gestade schmückten und verherrlichten, konnte Horaz gewiß in voller Wahrheit behaupten:

„Nullus in orbe sinus *Baiis* praelucet *amoënis*.“ (Keine Gegend der Welt übertrifft doch das reizende *Baja*.) *Epist.* I. 1, 83.

Es erübrigte noch Zeit genug, den ganz nahe gelegenen Tempeln der *Venus*, der *Diana* und des *Mercur* vorläufig einen Besuch abzustatten. Nach dem Mittagsmahl, das mir viel zu lange dauerte, wurde mit der eigentlichen Rundschau begonnen. Zuerst zogen die Ruinen der *Neronischen* Schwitzbäder unsere Aufmerksamkeit auf sich; wir stiegen an der Seite des *Misenum* zu denselben hinauf, durchwandelten die weitschichtigen Wölbungen, die noch gut erhalten sind, und überzeugten uns durch eigene Erfahrung von der hohen Temperatur der darin hervorströmenden Schwefeldünste. Hierauf lockte uns der *Lucrinersee*, berühmt wegen der hochgeschätzten *Außern*, welche er den römischen Feinschmeckern lieferte; jetzt ist er nur mehr ein sumpfiger Teich: der 1538 aus dessen Wasser emporgestiegene 400 Fuß hohe *Monte nuovo* (*Neuberg*) hat die Hälfte davon eingenommen. Einige Schritte oberhalb desselben liegt der von *Virgil* so meisterhaft besungene

Abernersee. Wir standen zwischen ihm und der Grotte, worin die Cumäische Sibylla, nach dem Dichter, den frommen Helden Aeneas empfing, ihm seine künftigen Kriege und Triumpfe weis- sagte und zum Absteigen in die Unterwelt verhalf. Aen. VI. 237—242 sind die Grotte und der See mit folgenden Worten geschildert:

„Spelunca alta fuit vastoque immanis hiatu,
Scrupea, tuta lucu nigro nemorumque tenebris,
Quam super haud ullæ poterant impune volantes
Tendere iter pennis: talis sese halitus atris
Faucibus effundens supera ad convexa ferebat:
Unde lacum Graii dixerunt nomine *Aornon*.“

„Tief auf klaste die Grotte mit weitem, entseßlichem Schlunde,
Schroff von dem düstern See umschirmt und von finsternen Hainen:
Nie noch war ungestraft ein geflügeltes Wesen vermögend,
Driiber zu schweben im Flug: so dicht aus dem dunkelen Rachen
Strömte der Qualm und stieg aufwärts zur gewölbeten Höhe;
Darum gaben die Grajer dem Orte den Namen *Aornos*.“¹⁾

Der einstens mit heiligem Schauer besuchte Ort, welcher seiner vielen unterirdischen Klüfte wegen den Alten ein Thor zum Reich des Pluto zu sein schien, liegt jetzt da in einem wüsten Thal- kessel, umringt von nackten, unangebauten Bergen, und der Avernus schlummert unheimlich in seiner stillen, einsamen Schattenlosigkeit. Die dunkeln Nichtenwälder, die ihn ehemals in ein mystisches Dunkel hüllten, sind gänzlich verschwunden; die erstickenden Schwefeldünste, die ihn den Vögeln unzugänglich machten, ver- raucht; den Apollotempel bezeichnen nur mehr einige Trümmer und der prophetische Mund der gottbegeisterten Sibylla ist lange schon verstummt. So bietet diese Gegend, in ihrem heutigen Aus- sehen, dem Wanderer ein sehr prosaisches Bild; aber sie wird durch die unübertrefflichen Verse des Verfassers der Aeneide in gefeiertem Andenken verbleiben, so lange Sinn und Geschmack für schöne Poesie nicht zu Grunde gegangen sind. Seit meiner Rückkehr habe ich das sechste Buch schon zweimal mit doppeltem Genuße wiederholt.

¹⁾ Ohne Vogel, den Vögeln unzugänglich.

Ein Pfortner öffnete uns gegen einen Franken Eintrittsgeld die sogenannte Sibyllinische Grotte und lieferte die zu ihrer Besichtigung erforderlichen Harzfackeln. Diese unterirdische Gallerie ist eigentlich ein Tunnel, der früher durch den Berg Misenus direkt nach Cumä führte und mit dem des Pausilypus eine gewisse Ähnlichkeit hat, jetzt aber größten Theils verschüttet ist. Als wir gegen 80 Meter vorangegangen waren, zeigte uns der Führer links den Eingang zu den vermeintlichen Kammern und Bädern der Priesterin Apollo's. Die Oeffnung ist niedrig und eng und der Pfad zu den finstern Schlupfwinkeln kothig und theilweise von zwei Schuh hohem Wasser überschwemmt. Um dahin zu gelangen, muß man sich tragen lassen, und stets sind stämmige, muskulöse Lazzaroni bei der Hand, welche sich diesem Dienste unterziehen. Meine kindisch vorwitzigen Reisegenossen hüpfen auf die zweibeinigen Lastthiere und ritten hinein. Ich luftwandelte unterdessen mit meiner Fackel im großen Gewölbe umher und hatte meinen Spaß an ihrem lauten Richern, Lachen und Schreien. Sie kamen bald ganz beschmutzt zurück und Herr Michaud mußte für sich und seine Leute den Lazzaroni 18 Franken extra bezahlen: dafür hatten sie ein paar tiefe, von Allem entblößte Löcher und vom Pechrauche geschwärzte Felswände gesehen. — Ich wäre herzlich gern noch länger in dieser ächt romantischen Gegend herumgeschweift; allein der Abendstern schimmerte bereits am blauen Himmel, und bevor wir Neapel erreichten, hatte die Nacht ihre schwarzen Flügel über das Meer und die Küste ausgebreitet.

Den 29. Dezember erneuerten, oder vervollständigten wir vielmehr unsere Erinnerungen an die Ausflüge nach Pompeji und dem Cap Misenum durch den Besuch des Nationalmuseums. Man erwarte nicht von mir eine Aufzählung und noch weniger eine Beschreibung der hier gesammelten Wunderdinge, welche wir kaum in einem halben Tage flüchtig übersehen konnten. Wer sich eine genauere Vorstellung von jenen Schätzen machen will, der kaufe sich eine eigene Abhandlung darüber, oder reise selbst dahin, schaue und staune. Auf meinen verschiedenen Reisen habe ich mehrere Museen besucht und bewundert, unter andern die zu Paris, London, Brüssel, Wien, Pest, Florenz, Rom. Alle enthalten mehr oder

weniger klassische Kunstwerke; aber, im Ganzen genommen, erweckt keines beim Alterthumsfreunde ein solches Interesse, wie das zu Neapel. Dasselbe ist nicht bloß eine hochschätzbare Sammlung in- und ausländischer Antiquitäten, sondern ein großartiger Bazar von den in Herculaneum und Pompeji aufgefundenen Gegenständen, die das religiöse und bürgerliche Leben der alten Römer betreffen, ein wahrer Markt von zweitausendjährigen Hausgeräthen, Werkzeugen, Schmucksachen und Luxusartikeln, wie sie heute noch theilweise modisch sind, und eben so fein und geschmackvoll gearbeitet, wie sie jetzt in den gepriesensten pariser Werkstätten verfertigt werden.

Das war das letzte Geleit der hochachtbaren Familie Michaud. Zwei Tage nachher kam sie, um unter vielen herzlichen Freundschaftsbezeugungen und Danksagungen anzukündigen, daß sie sich von mir trennen müßten. Das Söhnchen war krank geworden, und Alle schienen am Heimweh zu leiden. Sie kehrten durch Oberitalien und Savoyen nach Hause zurück. ¹⁾

Ihre Abreise ließ mich indessen nicht ohne gute Gesellschaft: im Gasthose hatte ein vornehmer Tischgenosse mir seine Aufmerksamkeit geschenkt, die allmählig in eine innige Zuneigung und Vertraulichkeit überging. Bevor ich aber hievon spreche, will ich eines sonderbaren Vorfalles gedenken, der mir auf der Neapel gegenüber gelegenen Insel Capri zugestoßen ist und auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat. Diese Insel hatte ich bei meinen Ausflügen fast beständig vor Augen, und ihre bizarre Gestaltung, sowie die historischen Ereignisse, welche sich an sie knüpfen, luden mich zu einem Besuche derselben ein. Eines Morgens nahm ich also ein Hin- und Herbillet und bestieg ein Passagier-Dampfsboot, welches wöchentlich zweimal den Dienst dahin versieht. In gerader Richtung wären wir in zwei Stunden gelandet, aber ein Abstecher nach Sorrento und der blauen Grotte verzögerte unsere Ankunft fast um das Doppelte. Nachdem ich einige Höhepunkte und Ruinen

¹⁾ Herr Michaud wohnte eigentlich nicht in Orleans selbst, sondern auf einem acht Kilometer davon abgelegenen Schlosse und war Maire seiner Gemeinde. Als ich den letztverflohenen Herbst in's südwestliche Frankreich bis an die Grenze Spaniens reiste, wollte ich ihn durch meinen Besuch überraschen, erfuhr aber zu Orleans, daß der edle, in der ganzen Gegend geliebte und hochgeschätzte Mann bald nach seiner Rückkehr aus Italien gestorben sei. Seine Asche ruhe in Frieden!

gehörig beschäftigt und mich mit etwas Speise und Trank erquickt hatte, nahte die Zeit der Abfahrt heran. Der nächste Weg, welcher zum Hafen führt, ist sehr steil und schlüpfrig; vor Furcht auszugleiten und mich vielleicht stark zu beschädigen, zog ich einen vermeintlich bequemern Umweg vor. Als ich jedoch eine Strecke zurückgelegt hatte, bemerkte ich, daß er mich nicht zum Meere hinab-, sondern zum nordwestlichen Berghorn hinaufführte. Ich wagte mich deßhalb in einen beschwerlichen Seitenpfad oder vielmehr einen holperigen, von Regengüssen ausgehöhlten Graben, der sich bald gänzlich verlor. Ich stand da rathlos und schaute ängstlich hinab auf das Schiff, welches die Anker lichten und erst nach drei oder vier Tagen zurückkommen sollte. So lange wollte und konnte ich aber auf der Insel nicht verbleiben, weil ich mich allda gelangweilt hätte und außerdem der Betrag meiner Börse nur auf den einen Tag berechnet war. In dieser Noth und Verlegenheit vernahm ich plötzlich die Stimme eines sauber gekleideten jungen Mannes, der neben mir stand und mir seine Dienste anbot. Er geleitete mich durch Weinberge, Gärten und Häuser bis zum Gestade, wo ich noch zu rechter Zeit den Dampfer bestieg. Der gefällige Wegweiser, eine in Italien höchst seltene und befremdende Erscheinung, forderte keine Belohnung, ließ sich sogar das angebotene Geldstück aufdrängen. Diese unverhoffte, mir bis jetzt unerklärliche Hülfeleistung machte, wie gesagt, auf mich einen ungemein tiefen Eindruck. Ich armes, sündhaftes Geschöpf darf mir gewiß nicht einbilden, als habe meinerwegen Gott ein Wunder gewirkt; allein ich muß offenherzig bekennen, daß mir dächte, als wäre ich durch einen Engel des Himmels aus dieser traurigen Lage befreit worden, und daß ich, im Vertrauen auf den huldreichen Beistand meiner Schutzpatronin gestärkt, mich für den übrigen Verlauf meiner Reise beruhigter fühlte. Ein ähnliches Abenteuer werde ich später erzählen.

Sprechen wir jetzt von der kostbaren Bekanntschaft, die ich das Glück hatte, im Albergo del Globo anzuknüpfen. Der Graf Oliviero Rinaldi von Treviso, ein Mann nicht minder ausgezeichnet durch den Adel seines Herzens als den seiner Geburt, war zufällig mein Tischnachbar; er verweilte den größten Theil des Winters in Neapel, um unter diesem milden Himmelsstriche

seine geschwächte Gesundheit zu stärken. Wie ich, so ging auch er nach dem Abendessen nicht mehr aus; wenn nun die andern Gäste sich verzogen hatten, blieben wir an der Tafel sitzen, tranken eine Tasse Kaffee, rauchten eine Cigarre und unterhielten uns gemüthlich bis neun Uhr, wo wir uns zur Ruhe begaben. Je näher wir uns kennen lernten, desto enger und vertraulicher schlossen wir uns einander an. Den Hauptstoff zu unsern Gesprächen lieferten die Zustände und Verhältnisse unserer gegenseitigen Länder. Als die Reihe an das italienische Finanzwesen kam, beschwerte ich mich sehr über das beständige Schwanken und die Verwirrung des Papiergeldes, das bald höher, bald niedriger stehe, in einem Theile der Halbinsel angenommen, in einem andern verweigert werde, ein Mißstand, der besonders die Fremden belästige und benachtheilige. So hätte ich noch für 100 Franken Billeto dello stato ponteficio, die in Rom vollauf cursirten und in Neapel werthlos seien. Ich müsse sie zurückschicken und gegen andere hier gangbare austauschen lassen. „Das“, erwiederte er, „brauchten Sie nicht gerade zu thun: ein hiesiger Banquier würde sie Ihnen ohne Schwierigkeit und mit geringerem Kostenaufwande umwechseln; aber, mein bester Abbé, Sie sollen auf unserm Gelde Nichts einbüßen. Hier ist der Betrag in Nationalpapier, das in ganz Italien gesetzliche Geltung hat. Bringen Sie mir Ihre Billeto; ich werde bald nach Rom kommen und dieselben dort verwerthen.“ Ich nahm mit Freude und Dank sein Erbieten an, und so war die Sache ohne den mindesten Verlust für mich erledigt. Er bedauerte mit mir die dermalige Finanznoth des Staates und die drückenden Lasten der Steuerpflichtigen, gab sich aber der Hoffnung hin, daß das einheitliche Italien bei ruhigen Zeiten einer bessern Zukunft entgegen gehen werde. Dasselbe sei nicht nur ein schönes, sondern zugleich ein sehr gesegnetes Land, reich an Hilfsquellen jeder Art, die, gehörig eröffnet und benutzt, dereinst das Privatvermögen merklich steigern und die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben in's Gleichgewicht bringen würden. Dafür müsse die Regierung sorgen durch Hebung der Volksbildung und durch Vermehrung der Verkehrsmittel, welche einen höhern Aufschwung des Ackerbaues, der Weinkultur und der Viehzucht, sowie der Gewerthätigkeit und des Handels zur natürlichen Folge haben würden.

Ich fragte ihn, wie er auf eine feste Dauer der jetzigen Regierungsform und der politischen Einheit Italiens rechnen könne, da zwei mächtige Gegner sie bekämpften, nämlich die rothen Umstürzmänner und die das geraubte Erbgut Petri zurückfordernden Katholiken. „Die rothen Republikaner“, versetzte er, „sind keine eigentliche Partei, sondern ein feiges, revolutionslustiges Gesindel, dem bewiesen werden muß, daß man es nicht fürchtet, und so lange wir eine Regierung besitzen, die gegen diese Strolche energisch auftritt und sie die ganze Strenge des Gesetzes fühlen läßt, werden sie gefahrlos bleiben. ¹⁾ Was die clericale Partei betrifft, so ist sie ernstlich gemeint, wurzelt tief im Geiste des christlichen Volkes und verdient eine schonende Berücksichtigung. Sie widerstreitet aus Grundsatz, aus inniger Ueberzeugung, und es wäre grausam, zu schroff gegen sie aufzutreten, dem religiösen Gewissen Fesseln anlegen zu wollen. Ich versichere Ihnen, Herr Abbé, daß, mit Ausnahme einiger verkommenen Menschen, die Italiener den Papst herzlich lieben und verehren, seine ausgezeichneten Eigenschaften hochschätzen, seinen ritterlichen Muth bewundern. Von seinem Standpunkte aus muß er sprechen und handeln, wie er spricht und handelt. Persönliche Feinde hat er an uns nicht, sondern nur politische Gegner. Die staatliche Einheit Italiens ist eine Nationalströmung, der Niemand, nicht einmal der König, zu widerstehen vermag, und hierin ahmen wir ja nur das Beispiel anderer Staaten Europa's nach, die durch Verschmelzung kleinerer Glieder

¹⁾ Diesem Grundsatz scheint die Regierung wirklich zu huldigen. Für den 24. November, wo ich eben in Rom war, hatten die Rothen ein allgemeines Meeting im Coliseum angekündigt und ihre Parteimänner dorthin eingeladen; ganz Italien war in großer Aufregung. Die Minister unterlagten die Versammlung und verstärkten die Garnison Roms, um im Falle einer Widerseßlichkeit die Ruhestörer mit Gewalt auseinander zu sprengen oder im Zaume zu halten. Trotzdem wollten diese ihr Vorhaben ausführen; allein starke und anhaltende Regengüsse vereitelten ihren Plan. Da sagte mir ein römischer Spatzvogel: „Es gibt doch nichts Besseres, die revolutionären Hitzköpfe abzukühlen, als der Regen; ich wollte wetten, daß die große Revolution von 1789 in Frankreich nicht ausgebrochen wäre, wenn es das ganze Jahr zu Paris geregnet hätte.“ Um Rom herum hatten die Polizei und die Gendarmerie mehrere verdächtige Subjekte festgenommen, die mit stramm gefesselten Händen auf die Höhe des Quirinals gebracht und unter meinen Augen in's dortige Staatsgefängniß geschleppt wurden. Ihr ferneres Schicksal ist mir unbekannt geblieben.

zu einem großen Ganzen mächtig und blühend geworden sind, wie jüngst Deutschland und schon längst Spanien, Frankreich und England. Das strenge Recht muß manchmal höheren Zwecken, außerordentlichen Umständen, vollendeten Thatfachen weichen. Sie kennen, gewiß so gut wie ich, die Geschichte unsers Landes und den Wechsel der Dynastien, welche seit dem Verfall des weströmischen Reiches auf einander folgten. Wo war eine, die sich auf freie Volkswahl und somit auf Legitimität im wahren Sinne des Wortes berufen konnte? Verrath oder Waffengewalt verschafften ihnen die Herrscherthrone und durch dieselben Mittel wurden sie oder ihre Nachfolger von denselben gestürzt; bloß die längere Dauer gab ihnen den Anschein der Rechtmäßigkeit. Nicht aus Eroberungslust noch aus Feindschaft gegen die katholische Kirche, sondern durch den Willen seines Volkes gedrängt, sprach unser König: „Anderemo dunque in Roma e ci resteremo,“ (wir werden also nach Rom gehen und daselbst verbleiben), und bemächtigte sich des Kirchenstaates; Viktor Emmanuel wird sein königliches Wort nicht brechen. Nur auswärtige Einfälle und schwere Niedergelagen vermögen, die gegründete Einheit Italiens zu zerstören. Die wohlverstandene Aufgabe der Regierung ist also, mit Geduld und Schonung den Weg der Versöhnung anzubahnen und Cavour's Wahlspruch: „Die freie Kirche im freien Staate“ zu bewahrheiten.“ Ich lobte seine frommen Gesinnungen gegen den Papst und seinen edeln Patriotismus, äußerte jedoch dabei meine großen Bedenkllichkeiten, ob seine Wünsche und Hoffnungen in letzterer Hinsicht je erfüllt würden. — „Die Einverleibung des früher österreichischen Theiles“, entgegnete ich, „ist bereits diplomatisch anerkannt; die von Modena, Parma, Toskana und Neapel ist zwar vollzogen, wird aber noch von den vertriebenen Souveränen bestritten. Indessen kann der Fall eintreten, daß diese Besitzungen, durch Aussterben der Prätendenten oder in Folge ihrer fortwährenden Ohnmacht, mit der Zeit verjähren und nicht mehr angefochten werden, wie das schon anderwärts geschehen ist; allein mit dem Kirchenstaate verhält es sich ganz anders: das Oberhoheitsrecht beansprucht nicht eine erbliche Dynastie, sondern die gesammte katholische Christenheit, deren Gewissen seine Aufrechterhaltung gebietet. Er ist demnach ein unveräußerliches Eigenthum,

das weder Transaktion noch Präscription zuläßt. Der zeitige Papst ist bloß Verwalter und Nutznießer und muß bei seiner Thronbesteigung schwören, das Patrimonium Petri seinem Nachfolger ungeschmälert zu überliefern. Er kann mithin so wenig darüber eigenmächtig verfügen, als ein Pastor über eine Pfründe oder ein Bürgermeister über ein Gemeindegut. Uebrigens offenbart sich hier unverkennbar das Walten der göttlichen Fürsorgung. Die vierzehn hundert Jahre seines Bestehens hindurch wurde dieser Staat öfter in den Strudel der europäischen Wirren hineingezogen und schien für immer versunken; aber jedesmal tauchte er unverfehrt wieder empor und kehrte zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück. Wie oft wurden die Päpste im Besitze desselben geängstigt, gemordet oder in die Verbannung geschleppt, und zwar in weit stürmischeren Zeiten als die jetzigen, und von weit furchtbareren Gewaltthabern als Viktor Emmanuel, und stets hat zuletzt die Kirche den Triumph gefeiert. — Und wahrlich könnt ihr Italiener, bei euerm dermaligen Verfahren, nicht ohne bittere Ironie von der freien Kirche im freien Staate sprechen, da ihr sie unbarmherzig knebelt und verfolget; da ihr deren Oberhaupt gefangen haltet, bis an die Thore seiner Wohnung feindliche Wachtposten aufstellt; da ihr gewaltsam die Kirchengüter einziehet, die Ordensleute vertreibt, die Klöster zu weltlichen Zwecken gebrauchet, und, soviel von euch abhängt, es der Kirche unmöglich machet, ihre göttliche Sendung zu erfüllen! Bei solchen Gräueln der Verwüstung an heiliger Stätte, wie wollet ihr euch da mit einer Ausöhnung schmeicheln? Endlich ist Rom, im strengen Sinne des Wortes keine National- sondern eine Universalstadt, in ihrer jetzigen Gestaltung erbaut, verschönert und bereichert von allen civilisirten Völkern, die es sehr interessirt, daß die darin sich befindlichen Denkmäler, Heiligthümer und Kunstsammlungen erhalten werden und ihnen zugänglich bleiben. Rom ist endlich der Mittelpunkt unjerer Religion, die gemeinjame Herzader des katholischen Lebens, der Hauptschauplatz der wunderbaren Stiftung und Entwicklung der Kirche Jesu Christi auf Erden, das offene, allgemein verständliche Geschichtsbuch der glorreichen Siege des Kreuzes über den Götzendienst von den Apostelzeiten an bis auf den heutigen Tag. Der Herrschaft des Papstes entzogen, würde Rom seinen ehr-

würdigen Charakter, seine hohe Bedeutung verlieren und zu einer ordinären, profanen Stadt herabsinken. Das wollen und dürfen die 220 Millionen Katholiken nicht zulassen; sie werden nie und nimmer aufhören, gegen die Entweihung ihrer heiligen Stätte und die Unterdrückung ihres geistigen Oberhauptes zu protestiren und aus allen Welttheilen die Rückerstattung des ihnen gewaltsam entrißnen Eigenthums zu fordern. Ich bin daher fest überzeugt, Herr Graf, daß eher Feuer mit Wasser und Licht mit Finsterniß sich vermischen, als daß die von Ihnen gewünschte und gehoffte Versöhnung zwischen der politischen Einheit Italiens und dem Stuhl Petri gelingen wird.“ — „Sie mögen wohl nicht Unrecht haben, mein lieber Abbé“, erwiderte er tief seufzend, „auch ich weiß nicht, ob und wann die erzielte Versöhnung zu Stande kommen wird: der Kampf wird jedenfalls hartnäckig sein und noch lange dauern; aber wir sind entschlossen, unsere Errungenschaft auf Leben und Tod zu vertheidigen, und ehe wir Rom als Haupt- und Residenzstadt aufgeben, müssen zuvor schwere Niederlagen uns beugen und Ströme von Blut fließen.“

So besprachen wir in unsern Abendsitzungen verschiedene Tagesereignisse, und gewöhnlich durchkreuzten sich unsere Ansichten und Behauptungen, ohne jedoch unser trauliches Verhältniß zu stören; vielmehr wuchs von Tag zu Tag unsere gegenseitige Achtung und Zuneigung. Eines Abends zeigte er mir einen Brief seiner Gemahlin, worin sie ihre große Freude und Zufriedenheit ausdrückte, daß er an einem luxemburgischen Geistlichen einen so angenehmen Gesellschafter besitze, und mir ihren freundschaftlichen Gruß übersandte. Ich fragte ihn, ob sie wirklich so ernst und gravitatisch sei, als sie auf der Photographie, welche er bei sich trug, aussehe. „O nein“, sagte er, „sie ist ganz gemüthlich und heiterer Laune.“ — „Nun, Herr Graf, so wollen wir, wenn Sie es erlauben, uns den Spaß machen, ihr eine unschuldige Intrigue zu spielen. Ich werde ihr von Jerusalem aus eine Kleinigkeit, die man unter Briefumschlag versenden kann, anonym übersenden; dann müssen Sie sich verwundert stellen und dieselbe plagen, sie möge Ihnen doch offenherzig bekennen, welche geheimnißvolle Bekanntschaft sie im fernen Oriente habe.“ — Der Vorschlag gefiel ihm sehr, und sogleich schrieb er ihre Adresse in meine Brieftasche.

Ich hielt Wort und beförderte an sie ein hübsches Blumenbild, verfertigt aus der Flora des Berges Sion, nachdem ich, ohne Hinzusetzung meines Namens, auf die Rückseite geschrieben hatte: „Der erlauchten Frau Gräfin Linda Rinaldi-d'Onigo hochachtungsvoll verehrt.“

Eines Morgens, 5. Januar, erschien Herr Oliviero in meinen Zimmern und bat mich, mit ihm auf das Observatorium des Vesuv zu fahren. Ein schöner dreispänniger Wagen, mit allem Nöthigen versehen, harrte unser schon am Thor des Gasthofes. Zu Restina beugten wir von der Landstraße ab und schlugen den neu erbauten Weg nach dem Eremitaggio di San Salvatore (Einsiedelei des hl. Erlösers) ein. Dieser führte uns, anfangs sanft steigend, zwischen Wein- und Oelpflanzungen, anmuthigen Willen und Orangengärten, dann aber, sich in kühnen Krümmungen schlängelnd, zwischen schauerlichen Lavalagern so steil hinauf, daß wir an manchen Stellen zu Fuß gehen mußten. Auf der Eremitage befinden sich jetzt etliche kleine Wirthschaften; wir kehrten aber, weil sie uns nicht sauber und anständig genug waren, in keine derselben ein, sondern ließen den Wagen zurück und begaben uns unmittelbar zu dem etwas höher gelegenen Observatorium. Der Kutscher trug hinter uns den mitgebrachten Mundvorrath, und wir erfrischten uns köstlich auf der weit schauenden Terrasse des Institutes, die eine noch reizendere Aussicht gewährt, als die Höhe von St. Elmo. Den Ueberfluß vertheilten wir gastfreundlich an unsern Geleitsmann und die herumstehenden Gaffer, welche unsere Excellenzen hoch leben ließen. Der Eintritt in's Innere ist dem gewöhnlichen Publikum untersagt, wurde aber Seiner gräflichen Durchlaucht und deren Gefolge höflichst gestattet. Der da angestellte Naturforscher führte uns in den verschiedenen Gemächern herum, zeigte und erklärte uns die Instrumente und Einrichtungen, um die Phänomene des Vulkans zu beobachten und ihre Folgen zu berechnen. Das kunstreiche und complicirte Apparat, nur Fachmännern verständlich, ist für mich ein Räthsel geblieben. Sehr wunderbar, ungeachtet der Nähe des Kraters, hat das Hochplateau, worauf die Warte steht, weder von den Lavaströmungen noch von den Erderschütterungen Etwas zu befürchten. Wir spazierten hernach durch die wüste, öde Gegend bis dicht an

den höchsten Regel, aus dessen Spitze eine schwarze Rauchwolke emporwirbelte; dennoch kitzelte mich die Luft nicht, den heißen, schlüpferigen Aënenberg zu erklimmen oder mich wieder hinaufziehen zu lassen: noch spürten meine Kniee das frühere Stemmen und Rutschen, und noch schnüffelte meine Nase den damals aus den vielen Luftlöchern herausqualmenden, ekelhaften Schwefelgestank. Die zuverlässige Hemmmaschine des Wagens verschaffte uns eine rasche und sichere Abfahrt nach Messina, und schon um sechs Uhr des Abends saßen wir, wie gewöhnlich, im Albergo del Globo zu Tische, wohlgehalten und mit unserm Ausfluge recht zufrieden. Indessen setzte mich ein Umstand in eine gewisse Verlegenheit: der edle Graf hatte nicht bloß allein den ganzen Kostenaufwand bestritten, sondern überhäufte mich noch dazu mit vielen Dankjagungen für meine freundschaftliche Begleitung.

VI. Von Neapel nach Alexandria in Aegypten.

Mittlerweile mußte ich an die Weiterreise denken, um noch während der Wintermonate im heißen Aegypten umherstreifen zu können. Der allerliebste Graf, dem ich mein Vorhaben äußerte, spielte jetzt die Rolle meines Geschäftsführers; er erkundigte sich in den Agenturen der Schifffahrtsgesellschaften über die Lage der Abfahrten und die von den Passagieren zu erfüllenden Bedingungen. Das französische Dampfboot nahm die Richtung über Palermo und Malta, das italienische steuerte durch die Meerenge von Messina und an Candia vorbei; beide waren gleich gut und bequem. Ich entschied mich für letzteres und bezahlte, den wohlgemeinten Rath des weisen Herrn Dechanten von Götternach befolgend, ein Billet erster Klasse, weil man hier besser speist, besser schläft und, was für mich der Hauptbestimmungsgrund war, einer besseren Gesellschaft genießt.

Am 9. Januar, gegen ein Uhr des Nachmittags, verließ der gewaltige Dampfer *Rubattino* den Hafen von Neapel. Das Wetter war günstig, der Himmel wolkenlos, das Meer ruhig; aber in meinem Herzen herrschte eine starke Aufregung, eine ängstliche Beklemmung. Ich schied aus Europa und schwamm auf der treulosen See zu einem andern Welttheil hinüber. Sollte ich

mein Heimathsland und die mir theuern Anverwandten und Freunde je wiedersehen? Mehrere Briefe, die ich in Neapel erhalten, hatten mich beschworen, umzukehren, mich sogar durch Träume, die man vorgab, meinewegen gehabt zu haben, abzuschrecken gesucht. Nur die, welche auch einmal in weiter Ferne ganz allein unter fremden, anders redenden, anders gesitteten Menschen und noch dazu auf den tückischen Meeresstogen herumgeirrt sind, können sich eine richtige Vorstellung von meiner Gemüthsstimmung machen. Indessen flog in raschem Laufe das riesige Schiff durch den Engpaß zwischen Sorrento und Capri; allmählig verschwand das liebliche Neapel sammt seinen pittoresken Anhöhen, und wir hatten nur mehr zu unserer Linken die Westküste Süditaliens. Die erste Klasse war schwach besetzt und ein Jeder von uns besaß seine eigene Cabine. Die Reisegesellschaft bestand aus Italienern, Nordamerikanern und einem Mexikaner. Dieser, ein frommer, wohlzogener junger Mann, Namens José López-Portillo aus Abogado, der nebst dem Spanischen auch Italienisch sprach, machte einen besonders günstigen Eindruck auf mich, und ich schloß mich ihm vorzüglich an. Die Nahrung auf dem Schiffe war sehr befriedigend, reichlich und gut zubereitet: Morgens beim Aufstehen Kaffee, zehn Uhr feines Gabelfrühstück mit Wein, fünf Uhr Hauptmahlzeit und zweierlei Wein, neun Uhr des Abends Thee mit Zwieback; die Betten waren etwas schmal, aber doch bequem. Vom Plätschern der Wellen und sanften Schaukeln des Dampfers eingeschlummert, sank ich des Nachts in einen tiefen und erquickenden Schlaf. Gleich bei Tagesanbruch eilte ich auf's Verdeck; hier zeigte uns ein Gefährte das traurig berühmt gewordene Aspromonte, an dem wir gerade vorbeifuhren, und sagte mit stolzem Selbstgefühl, er sei früher Schiffskapitän gewesen und habe den allda verwundeten Garibaldi nach Spezzia transportirt. Vor uns erhoben sich die Berge Siciliens, über welche der schwarz rauchende Scheitel und der mit einer breiten Schneebinde gezierte Hals des Aetna, Stauren erregend, hervorragten; dieser ist ungefähr dreimal so hoch als der Vesuv. Endlich hatten wir die Südspitze Italiens erreicht, lenkten bei Reggio links um in die schmale Seestraße und fuhren unbedenklich zwischen der Stylla und der Charjbbis hindurch. Die Charjbbis hat mehrere Strudel, die aber nur kleinen Segelschiffen,

wenn sie von starkem Winde drauf getrieben werden, Gefahr drohen. Wir kamen in die unmittelbare Nähe derselben; die Menge der schwarzen Delphine, die auf der Oberfläche lustig umhertanzten, gewährten mir viel Vergnügen; diese munteren Thiere sollen die Meeresströmungen vorzüglich lieben und auffuchen. Die wild tobenden Hunde, womit Ovid und andere Dichter die Stylla umgürten, müssen jetzt todt oder verschwunden sein: mein Ohr hörte nicht ihr Gebell, noch sah mein Auge das Emporspritzen der Wasserstrahlen. Gegen acht Uhr des Morgens befanden wir uns im Hafen Messina's, und das Ein- und Ausladen der Waaren erforderte einen Aufenthalt von zwei Stunden. Da wir nun eine Zeit lang an der Südküste Calabriens hinfuhren, so war es mir gegönnt, die Ausläufer der schroffen, struppigen Abbruzzen sammt ihren schauerlichen Höhlen, wahren Räuberverstecken, mit Muße zu betrachten, und ich überzeugte mich, daß dort das Brigantenwesen schwer auszurotten ist. Allmählig entzog sich das feste Land unsern Blicken, und wir sahen nur mehr den hell blauen Himmel und die unermessliche Wasserfläche. Das Meer war fortwährend ruhig, und wir glitten auf seinem fast ebenen Rücken sanft dahin. Bisweilen kam ein mäßiger Nordwind der Dampfkraft zu Hülfe; die aufgespannten Segel beschleunigten den Lauf und das Schiff flog, gleich einer breit geflügelten Möve, dem Orte unserer Bestimmung entgegen. Wenn wir bei den Mahlzeiten unsere lebhaften Tischgespräche führten, so war es mir oft, als säße ich zu Hause unter meinen Freunden und Bekannten. Nach dem Thee lustwandelten wir gewöhnlich gruppenweise herzlich plaudernd auf dem Verdecke bis zum späten Abend: der ganze obere Theil des Schiffes stand zu unserer Verfügung. Die Nächte, eben durch den klaren Vollmond erleuchtet, waren lieblicher als die Tage: wir wurden von einer reinen, milden, wohlthätigen Luft umweht; das zahllose Heer der Gestirne, viel heller und feuriger, als in den nördlichen Gegenden, flackerte still und geheimnißvoll, wie am ehernen Himmelsgewölbe so auch im krystallinen Spiegel der unter uns unabsehbar ausgebreiteten Wasserfläche, und versenkte das Gemüth in süße, wonnige Träumereien. Den 12. Januar stand ich schon um sechs Uhr des Morgens auf dem Verdecke. Welches entzückende Schauspiel! Im westlichen Horizonte neigte sich der glühend rothe

Mond dem Untergange, öftlich malte mit bunten Farben die rosigte Morgenröthe den Himmel und das Meer; über mir blinkten in ihrem reinsten Golde die bizarren Wölklein, welche zugleich in den sanft bewegten Wellen zu schwimmen schienen. Endlich tauchte aus der weit entfernten Flut die Sonne schweigsam und majestätisch empor und begrüßte uns mit ihren freundlichen Strahlen. Rings um mich prangte der glanz- und wundervollste Dom, in welchem die Natur die Herrlichkeit des Schöpfers und Regierers der Welt in allen Sprachen verkündete, und dennoch erkannte ich daran nur einen matten Abglanz der Glorie des Allerhöchsten. Das Alles machte auf mich einen um so tiefern Eindruck, weil es gerade Sonntag war, und ich weder eine hl. Messe lesen noch hören konnte, ein Umstand, den ich bis dahin noch nicht erlebt hatte. Ich zog mich stillschweigend in meine Cabine zurück, um dem lieben Gotte meine schuldige Verehrung zu erweisen und, so gut ich vermochte, durch Gebet die Erfüllung meiner kirchlichen Pflicht zu ersehen; ich weiß nicht, ob ich je mit größerer Herzensrührung und Andacht gebetet habe. Jetzt mit mir selbst zufrieden, streckte ich mich auf mein Bettchen aus und genoß bis zehn Uhr eines ruhigen Schlafes. Unterdeß hatte ein ziemlich starker Nordwest die Segel der drei Mastbäume angeschwellt und trieb das Schiff besonders rasch vorwärts. Wir flogen bei Candia vorbei; ich erübrigte jedoch Zeit genug, die zackigen Berge dieser, unter dem Namen Kreta, im Alterthum berühmten Insel, unter welchen die glitzernden Schneekoppen des Ida sich auszeichneten, behaglich in Augenschein zu nehmen.

Bei Tagesanbruch des 14. Januar erblickten wir die flache und dürre Küste Afrika's, auf welcher sich in seiner wenig auffallenden Gestalt Alexandria erhob, und um zehn Uhr hatten wir das Ziel unserer Fahrt glücklich erreicht: wir ankerten im Hafen der weltbekanntesten Handelsstadt. Eilig ruderte in leichten Barken eine Menge brauner und schwarzer Menschen ohne Schuhe und Strümpfe uns entgegen; um ihre dunkeln Leiber glänzten dünne, weiße, unsern Hemden ähnliche Kittel und auf ihren Köpfen allerlei farbige Turbane oder rothe Tarbusche. Sie umlagerten das Schiff, kletterten hastig zu uns herauf und bemächtigten sich unsers Gepäcks. Es entstand ein Gewimmel und ein

Lärm ohne Gleichen; ich verstand kein Wort von Allem, was geschrieen wurde, und fühlte so recht, daß ich in einem fremden Welttheil war. Ein starker Kerl ergriff, ohne mich weiter zu fragen, meine Kiste und trug sie die Schiffstreppe hinab zu seinem im Kahn gebliebenen Kameraden; ich mußte ihm gezwungen folgen. Mit vieler Mühe enträthselte ich, daß sie acht Franken forderten, um mich an's Land zu setzen. Ich bot ihnen zwei an, sie ruderten rückwärts; hierauf vier, sie ruderten, Unverständliches murmelnd, wieder rückwärts. Ich blieb aber bei meinem Worte und gebärdete mich, als wollte ich aussteigen; da lenkten sie endlich zum Ufer hin. Sogleich erwischte ein Neger die Kiste und lief damit unter eine gedeckte Halle, wo ein anderer Neger den Eingangszoll erhob. Während ich diesem den Schlüssel überreichte, drückte ich ihm zugleich ein Geldstück in die Hand, was die Wirkung hervorbrachte, daß er, ohne meine Reiseeffekte weiter zu untersuchen, sich begnügte, den Koffer bloß zu öffnen und zu schließen. Den Paß mußte ich indessen abgeben und bekam ihn erst des andern Tages, unentgeltlich visirt, im französischen Consulate zurück. Um aus dem Getümmel befreit zu werden, mietete ich sogleich einen der dort in Bereitschaft gehaltenen Wagen und fuhr zum Franziskanerkloster. Obschon hier keine eigentliche Pilgerstation ist, so fand ich doch, auf Vorzeigen meiner Empfehlung aus Ara Coeli, eine bereitwillige Aufnahme. Daß mir überwiesene Zimmer war eine gewöhnliche Mönchszelle, etwas schmutzig und sehr einfach möblirt, aber sonst geräumig, hell und gesund. Das Reinigen desselben, so wie das Bettmachen und Schuhwischen, blieb meiner Fürsorge anheim gestellt. Die Nahrung war sattsam, sauber und geschmackhaft. Der gastliche Guardian beehrte mich bei jeder Mahlzeit mit einem besondern Gerichte und ließ mir zum Dessert nebst Käse und Backwerke, auch süß würzige frische Datteln und Bananen, ein mir bisher unbekanntes Obst, austischen. Nach dem Essen versammelten wir uns im Unterhaltungssaal und sprachen traulich von Diesem und Jenem. Der französische Pater Martin bezeugte mir seine besondere Aufmerksamkeit; er kam jeden Abend, mir Gesellschaft zu halten, und ich mußte ihm Vieles von den gegenwärtigen Zuständen Europa's, namentlich Frankreich's, erzählen.

Nach meiner gehörigen Einquartirung sehnte ich mich, den ehrwürdigen Bruder Adelbert Pettinger, gebürtig aus Heisdorf, aufzufinden, von dem mir Herr Zimmer, Pastor in Steinfel, gesagt hatte, daß er zu Alexandria als Lehrer angestellt sei und gewiß sich freuen würde, mich zu sehen und mir alle gewünschten Dienste leisten zu können. Wie ich von den Franziskanern vernahm, befand er sich ganz in der Nähe; uns trennte nur die am Kloster gelegene St. Katharinenkirche. Herr Pettinger, der mich dem Namen nach kannte, war von meinem Besuche ebenso entzückt als überrascht. Er beeilte sich vor Allem, mir seinen Nefen aus Kaundorf, welcher ebenfalls Bruder der christlichen Lehre in Alexandria ist, vorzustellen. Wir unterhielten uns lange und vertraulich in unserer lieben Luxemburgischen Mundart. Hierauf führte er mich in den räumigen Gebäulichkeiten ihrer Lehranstalt umher und machte mich mit ihrer ganzen Einrichtung bekannt. Es ist ein großartiges, segnenreiches Institut, in welchem über 500 Knaben der verschiedensten Nationen und Religionen unterrichtet werden. Inzwischen war es Abend geworden, und wir wünschten uns gute Nacht bis auf morgiges Wiedersehen; denn er hatte sich mir für die ganze Zeit meines dortigen Aufenthaltes zur Verfügung gestellt.

Schon des andern Tages, nachdem ich in St. Katharina die hl. Messe gelesen und mehrere heilige Kommunionen ausgetheilt, gingen wir zur Stadt hinaus in den großen, schönen, sorgfältig angebauten Garten der Schulsbrüder, wo ich die üppigen Südwächse und das mitten im Winter reisende Gemüse bewunderte. Von hier wandten wir uns an einer langen, prachtvollen Allee hoher Palmbäume, deren weit ausgebreitete Kronen mit ihren lanzenförmigen Blättern wie riesige Regenschirme die schlanken Stämme überragten, vorbei zu der 88 Fuß hohen Pompejusssäule. Sie hat aber nicht, wie man dies leicht vermuthen könnte, mit dem berühmten Cnejus Pompejus irgend etwas gemein, sondern wird so genannt von einem Statthalter Aegyptens, der Pompejus hieß und sie gegen Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung dem Kaiser Diocletian errichtet hat. Das ehemals auf derselben aufgestellte Standbild zu Pferde ist nicht mehr vorhanden. In der Nähe liegen etliche Landhäuser, die, wie überall in Aegypten, nur arm-

selige Lehmhütten sind, in denen Menschen und Vieh zusammen wohnen. Bei der Rückkehr besuchten wir die reich angefüllten Waarenmagazine am Canal und ergöyten uns am geschäftigen Ein- und Ausladen der farbigen halbnaekten Lastträger. Um zwei Uhr des Nachmittags machten wir einen neuen Ausflug und zwar nach der entgegengesetzten Richtung über den großen öffentlichen Platz mit den zwei großen Wasserbecken, durch mehrere ziemlich gut gepflasterte Straßen, in denen wir den buntscheckigsten Trachten begegneten, und kamen dann vor die Stadt zur sogenannten Nadel der Kleopatra, die eigentlich ein 63 Fuß hoher monolithischer Obelisk von röthlichem Granit und wohlerhaltenen Hieroglyphen ist. Sie steht, merkwürdig genug, ganz frei da auf dem Boden, ohne von einem Windstoß oder einer andern heftigen Berührung umgestürzt zu werden.

Erhitzt und müde kehrten wir in ein nettes Landhaus ein, um etwas auszuruhen. Es wohnte daselbst eine deutsche Familie aus St. Wendel, welche mit Herrn Pettinger bekannt und befreundet war. Die frommen guten Leuten freuten sich sehr unsers Besuches und trüchten uns im Garten eine Flasche köstlichen Ungarwein auf; wir brachten mit ihnen einen angenehmen Abend zu. Bruder Adelbert ist in Alexandria ein allgemein beliebter und angesehener Mann: während wir so herumwandelten, bezeugten ihm viele vornehm gekleidete Herren durch Gruß und Händedruck ihre Freundschaft und Hochachtung. Was sie einander sagten, kann ich nicht verrathen, weil sie arabisch sprachen. Für den nächstfolgenden Tag lud er mich zu Gaste, und ich nahm mit Vergnügen seine Einladung an. Des Morgens las ich in ihrem Institut die hl. Messe, bei der mir ein griechischer und ein maronitischer Knabe dienten und durch den Kuß meiner rechten Hand sich vollkommen belohnt fühlten. Zwischen dem Frühstück und dem Mittagessen, beide durch gute, herzliche Bewirthung ausgezeichnet, besuchten wir die Missionsanstalt der Lazaristen und die ehrwürdigen Schwestern des hl. Vincentius von Paula, welche an 700 verwaiste Kinder pflegen und erziehen, deren Unterhalt, wie sie versicherten, jährlich 80 bis 90 tausend Franken kostet. Das Kloster hat keine eigenen Einkünfte und muß durch freiwillige Spenden den enormen Aufwand bestreiten. Ihr Hauptwohlthäter ist der

Vice-König selbst, welcher durch einen jährlichen Beitrag von 20,000 Franken das gottselige Werk unterstützt und fördert.

Es ist wahrhaft erfreulich zu sehen, wie der jetzige Khedive in seinem Staate den muselmännischen Fanatismus zu dämpfen und die christliche Civilisation zu verbreiten sucht. Weit entfernt, die religiösen Corporationen zu verfolgen oder zu behelligen, begünstigt er sie durch Geldvorschüsse und Einräumungen verschiedener Vorrechte. So beziehen z. B. die Schulbrüder zollfrei aus Europa ihren ganzen Bedarf von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Möbeln, Büchern u. s. w., und für sie sind die Preise der Eisenbahnfahrten um die Hälfte ermäßigt.

Des Nachmittags ritten wir zu Esel nach Kamleh, einer der vielen königlichen Residenzen, mit deren Umbau und Verschönerung gegen tausend Arbeiter eben beschäftigt waren. Sie liegt nahe an der Stelle, wo Cäsar bei der Belagerung Alexandria's das Schifflager aufgeschlagen hatte, von dem noch deutliche Spuren vorhanden sind. Es war ein heller und heißer Tag: um den trocknen Gaumen anzufeuchten und auch zugleich uns zu amüsiren, kaufte Herr Adelbert unterwegs ein Zuckerrohr und gab mir die Hälfte davon. Während unsere Reitthierchen munter trabten, schälten wir nach und nach die Rinde ab und preßten unter den Zähnen die marklige Süßigkeit heraus. Bei unserer Ankunft kam der Bauunternehmer, ein Italiener, uns höflich entgegen, zeigte uns die innern Räumlichkeiten und erfrischte uns hierauf im Pavillon des mit seltenen Blumen und Pflanzen gezierten und würzig duftenden Gartens durch eine Flasche süßen und kühlenden Labetrankes. Wir fuhren per Eisenbahn zurück; ehe wir aber nach Hause gingen, geleitete mich der dienstbesessene Herr Pettinger noch in die jüdische Synagoge, die griechisch-schismatische und die koptisch-schismatische Kirche. In letzterer hatte ich das Glück, die erste Grabstätte des hl. Markus nebst der Abbildung seines Martertodes zu sehen und zu verehren. Sie ist jetzt leer, denn bekanntlich wurden später die Gebeine des Evangelisten nach Venedig gebracht, wo sie heute noch unter dem Altar der prachtvollen Kathedrale aufbewahrt sind. Am 26. April war mir die Gnade bescheert, auf diesem Altar die hl. Messe zu lesen. Hiermit beschloßen

wir unsere Rundschau: ich war mit den Hauptsehenswürdigkeiten in und um Alexandria hinreichend bekannt. Von der durch Alexander den Großen gegründeten und durch die Ptolomäer vergrößerten und verschönerten Stadt, die, etwas östlicher um die Nadel Kleopatra's gelegen, viele Jahrhunderte hindurch der erste Stapelplatz der Erde, sowie der Wohnsitz der Gelehrsamkeit gewesen und zu ihrer Blüthezeit wohl an 700,000 Einwohner gehabt haben möchte, sind nur mehr spärliche und unerhebliche Ueberreste vorhanden. Der Pharos, jener unter die sieben Wunderwerke der Welt gezählte Leuchthurm, welcher auf der Spitze der Landzunge prangte, ist durch etliche Trümmer, die keine Spur seines ehemaligen Glanzes hinterlassen, bezeichnet und durch eine kleine Citadelle, Fanillon genannt, ersetzt. Die heutige Altstadt trägt noch den orientalischen Charakter an sich; allein die Neustadt oder das Frankenquartier, in europäischem Stil gebaut, hat meistens breite und gut gepflasterte Straßen, schöne, ansehnliche Häuser und mehrere wohl eingerichtete Gasthöfe. Während des Winters ist die Lage Alexandria's gesund und angenehm; aber im Sommer erzeugen die aus dem nahen See Mareotis emporsteigenden und die Luft schwängernden Dünste fieberhafte Krankheiten. Da in den türkischen Staaten keine Civilregister geführt werden, so läßt sich nicht, wie bei uns, ihre Bevölkerung genau bestimmen; indessen können wir die heutige Einwohnerzahl auf 80 bis 100,000 anschlagen. Sie sind ein buntes Gemisch von allerlei Racen, Farben und Nationen, das sich der Handelsgeschäfte und des damit in Aussicht gestellten Gewinnes wegen hier angesiedelt hat. Ungeachtet des Verlustes ihrer einstigen Größe und Herrlichkeit ist diese Stadt noch immer ein äußerst wichtiger Stapelplatz für den Handelsverkehr und wird sich durch den jüngst vollendeten Suezkanal eines neuen Aufschwunges erfreuen.

VII. Von Alexandria nach Cairo.

Ich schickte mich nun zur Abreise an und wollte auf der Eisenbahn nach Cairo gelangen; aber wie im Stationsbureau zurecht kommen, da ich die Landessprache nicht verstand? Aus dieser Verlegenheit half mir mein vortrefflicher Adalbert; er begleitete

mich auf den Bahnhof, drängte sich in's Gewühl hinein, brachte meinen Koffer in Sicherheit und verschaffte mir die erforderlichen Fahrбилlete. Bevor ich einstieg, umarmten wir uns, wie alte, innige Freunde, mit dem Vorgefühl, uns wahrscheinlich hienieden nie mehr wieder zu sehen. Er gedachte lebhaft seiner lieben Heimath und beauftragte mich mit den besten Grüßen und Empfehlungen an seine Familie zu Heisdorf und den Herrn Pastor von Steinjel.

Die Waggonz waren eingerichtet, wie die auf unserer Prinz-Heinrich-Bahn, an den Seiten Lehnsitze für zwei Personen und ein Zwischengang. Die beiden Geschlechter saßen ganz abgesondert; unter uns befand sich nicht eine einzige Dame.

Gewiß möchtet ihr, hochgeschätzte Leserinnen, die Verhältnisse eures Geschlechtes im Morgenlande erfahren, und so will ich hier derselben in kurzen Worten gedenken. Die muhammedanischen Frauen gelten kaum für Menschen; der Koran, das religiöse Gesetzbuch der Muselmänner, läßt sogar die Unsterblichkeit ihrer Seelen bezweifeln. Sie werden daher, wie eine feile Waare verhandelt, gekauft und wieder verkauft; auf den Straßen wandeln sie mit verschleiertem Gesichte, auf den Dampfschiffen und Eisenbahnen, wie in den Moscheen und Wohnhäusern haben sie abgesonderte Plätze; sie sind Sklavinnen ihrer Männer, ausgeschlossen von allen öffentlichen Geschäften und Gesellschaften; ja, nicht einmal bei ihrer Vermählungsfeier dürfen sie an der Hochzeitstafel des Bräutigams erscheinen.

O, wie glücklich seid ihr, in einem christlichen Lande geboren zu sein und zu leben; euch zu einer Religion zu bekennen, die euer Geschlecht in den vollsten Genuß seiner Würde und Vorrechte gesetzt, die ein irdisches Weib zur Gottesmutter und Himmelskönigin erkoren hat! Danket daher täglich dem allgütigen Vater im Himmel für die hohe Gnade, die er euch verliehen, mißbrauchet nicht die Freiheiten und die ehrenvolle Stellung, deren ihr den Männern gegenüber genießet, zu euerm Falle und Verderben, sondern benüthet sie gewissenhaft zu eurer sittlichen Veredlung, zum Segen eurer Angehörigen und zu euerm ewigen Heil!

Während wir durch die unübersehbare Fläche in raschem Fluge dahinsauften, saß ich auf meinem Platze lautlos gleich einem Taubstummen; ich konnte mit Niemand sprechen, Niemand ver-

stehen. Die ernstesten Morgenländer selbst sprachen wenig miteinander, benahmten sich jedoch gegenseitig sehr höflich und zuvorkommend. Sie gaben mir nicht Anlaß zu irgend einer Beschwerde, erwarteten vielmehr meine Liebe und Achtung. Uebrigens gewährte mir die eigenthümliche, von zahlreichen Kanälen durchschnitene und in üppigem Pflanzenwacsthume prangende Landschaft genugamen Stoff zu angenehmer Unterhaltung. Einen traurigen Contrast zum Reichthum der Gegend bilden die niedrigen, ärmlichen Dörfer der Fellah's oder ägyptischen Bauern, welche, aus der Ferne gesehen, ausgebreitete und ein paar Meter hohe Lehmhaufen zu sein schienen.

Gegen drei Uhr des Nachmittags kam ich gesund und zufrieden zu Cairo, der Hauptstadt Aegyptens, an, gerieth aber bald in eine peinliche Verlegenheit. Vor Allem bedacht, mich eines ehrbaren Unterkommens zu versichern, ließ ich einstweilen meine Kiste auf der Station und eilte unmittelbar zu den Franziskanern, um mich bei ihnen nach einem solchen zu erkundigen. Ihr Fremdenquartier war vom Bischof Ciurcia und dessen Gefolge gänzlich besetzt; ich suchte die christlichen Brüder auf, und auch bei ihnen befand sich kein verfügbares Zimmer; ich ließ mich von Gasthof zu Gasthof führen, aber vergeblich: alle waren überfüllt, und die Stadt wimmelte von Fremden. Glänzende Hochzeitsfeierlichkeiten des Erbprinzen und zweier königlichen Prinzessinnen, die einen Monat dauerten, hatten nämlich eine ungeheure Menschenmenge herbeigelockt, für welche die wenig zahlreichen Hotels nicht genügten. Inzwischen brach die Nacht ein, und es fing an, mir in den dunkeln, engen und öden Gassen recht unheimlich zu werden. Nothgedrungen kehrte ich in die Anstalt der Schulbrüder zurück, klagte dem Herrn Direktor mein Mißgeschick und fragte ihn, ob er mir nicht gestatten wolle, die Nacht über auf dem Diban des Sprechzimmers auszurufen; dann würde ich am drauffolgenden Tage mich nach einem definitiven Logis gehörig umsehen. „Wenn Sie entschlossen sind“, erwiderte der mitleidige Herr, „die Nacht bei uns zuzubringen, so kann ich Ihnen eine passendere Ruhestätte, als den Diban, zur Verfügung stellen, nämlich ein gutes Bett in unserm gegenwärtig unbesetzten Krankensaale. Wollen Sie damit fürlieb nehmen?“ — „Herzlich gern“, sagte ich, „und hoffe, morgen irgendwo ein schickliches Unterkommen ausfindig zu machen.“ Es

war ein schöner, geräumiger, mit Lehnstühlen, Canapé, Schreibtisch und andern Bequemlichkeiten versehener Saal, und ich hatte die Wahl von vier fein gedeckten, weichen Betten mit hellweißen, schleierartigen Umhängen, die mich zur nächtlichen Ruhe einluden. Des andern Morgens fragte mich der Herr Direktor, wie mir das Nachtquartier gefallen habe, und ich antwortete: „Vortrefflich; ich würde mich für meinen ganzen Aufenthalt in Cairo damit begnügen und zugleich den lieben Gott bitten, er möchte inzwischen Ihre Schüler vor Krankheiten bewahren.“ — „Wohlan“, versetzte er, „so bleiben Sie bei uns; Sie werden uns ein willkommener Gast sein: ich wagte es anfangs nicht, Ihnen diesen Saal anzubieten.“ — Jeden Tag lernte ich die edeln Brüder, welche mit der opferwilligsten Pflichterfüllung eine entzückende Gutmüthigkeit verbanden, näher kennen und höher schätzen. Ich speiste mit dem Direktor und dem Minister an einer besondern Tafel, während die andern Brüder, unter die vielen Pensionäre vertheilt, im nämlichen Saal zu Tische saßen und dieselbe Kost, wie wir, genossen. Beim Beginne der Mahlzeiten wurden erbauliche Vorlesungen gehalten, und am Schlusse derselben bestiegen muntere Burschen den neben uns stehenden Rednerstuhl und deklamirten in morgen- und abendländischen Sprachen allerlei spassige Anekdoten und schnurrige Witze, die sie in einem zu diesem Zwecke eigens verfaßten Buche einstudirt hatten. Sie machten gewöhnlich ihre Sache meisterhaft, was die fröhliche Gesellschaft durch allgemeines Beifallklatschen zu erkennen gab. Auch ich blieb dabei nicht zurück, ob ich gleich Nichts vom Vortrage verstand, bis der Herr Direktor mir dessen Inhalt auf französisch verdolmetscht hatte. Unter ihnen befanden sich zwei Paschajöhne, ein jeder mit seinem farbigen Sklaven, welche dieselbe Kost und Erziehung erhielten, wie die jungen adeligen Herren. Die Nahrung, Pflege und Behandlung der Zöglinge übertrafen meine Erwartung. Nebstdem ergötzten mich sehr die artigen Knaben, welche, wenn gleich von verschiedenen Volksstämmen und Glaubensbekenntnissen, sich wie Kinder der nämlichen Familie liebten, während der freien Stunden lustig im Hofe miteinander spielten und sich beglückt fühlten, mir die hl. Messe dienen oder die Hand küssen zu dürfen.

Er oft ich ausging, wurde mir ein Bruder oder der ara-

bische Hausknecht, welcher ein wenig französisch sprach, zum Führer und Dragoman mitgegeben; sie besorgten ebenfalls dieesel, auf denen wir halbe Tage hindurch gemüthlich herumtrabten. Des Abends lustwandelte ich bald allein, bald in Gesellschaft eines oder mehrerer Brüder auf dem hohen flachen Dache des ausgebreiteten Klosters, das über alle benachbarten Gebäude hervorragt und eine fast vollständige Uebersicht über Cairo gewährt. Ich konnte nie satt werden, die reine, milde, Lungenstärkende Luft einzuathmen, die unter mir still hingebreitete Riesenstadt mit ihren vielen schlanken, himmelwärtsstrebenden Minarets, und das über mir ausgespannte lieblich blaue Firmament sammt den lebhaft funkelnden Sternen zu bewundern. Ich hätte manchmal die ganze Nacht da zubringen mögen, und zuweilen mußte man mich wirklich an's Absteigen erinnern.

Nachdem ich am 18. Januar, dem Tage meiner förmlichen Installation, in der anmuthigen Hauskapelle die hl. Messe gelesen und gefrühstückt hatte, schweifte ich planlos durch mehrere Straßen, um mir vor Allem eine Vorstellung vom Innern der Stadt zu verschaffen, und kaufte mir, gemäß dem dringenden Anrathen meiner neuen Freunde, eine rothe wollene Mütze, bei den Aegyptern *Tarbusch* und bei den Türken *Fez* oder *Fes* genannt. Ein Jeder, der aus der brennenden Sonnenhitze nach Hause kömmt, muß damit den Kopf bedecken, wenn er sich vor Erkältungen und Fieberanfällen verwahren will. Der *Fez* ist eine heilige Mütze, welche von der höhern Bürgerklasse (bei der niedrigen und den Landleuten herrscht wohl mehr der *Turban*) nicht nur daheim und öffentlich getragen wird, sondern in den vornehmsten Gesellschaften und sogar in den Kirchen und Moscheen. Da Herr Dechant Clasen mir versichert hatte, daß im Oriente ein Priester mit glattem Kinne die frommen Gläubigen ärgern würde, so sing ich schon zu Neapel an, den Bart wachsen zu lassen. So war ich nun einigermaßen äußerlich zu einem Morgenländer umgestempelt, und wurde, in meiner mit dem Ordensbändchen geschmückten *Soutanelle*, auch öfter von Soldaten, wie von Civilpersonen, für, ich weiß nicht, was für einen muselmännischen Würdenträger gehalten und als solcher ehrenvoll begrüßt, ein für mich ergötzlicher Irrthum. Denselben Nachmittag ritt ich zum französischen Consul, um mich

ihm vorzustellen und seinem Schutze zu empfehlen. Untertwegs hatte ich meinen innigen Spaß an dem beständigen Schreien des halb nackten Gjeltreibers: „Hal, hal, reglak, schemalak, eminak!“ (Vorwärts, vorwärts, deine Füße, deine Rechte, deine Linke!) Die zwei ersten Worte galten dem Gjel, die andern den Vorübergehenden. Der über meine Erwartung artige Consul bat mich, neben ihm Platz zu nehmen, sah meinen Paß durch, der, weil in Alexandria visirt, keiner weiteren Formalität unterworfen war, und erklärte sich bereit, das ihm geschenkte Zutrauen bestmöglich zu rechtfertigen. Sogleich überreichte er mir eine Privilegiumskarte für die prinzlichen Hochzeitsfeierlichkeiten und bot mir ferner eine Einladung auf den Hofball an, die ich aber Standes halber höflichst dankend ablehnte. Hierauf bestieg ich, beruhigt und vergnügt, wieder mein Grauschimmelchen und trabte durch das neue, großartig angelegte, aber noch wenig bebaute Stadtquartier über die kostspielige lange eiserne Nilbrücke bis auf die andere Seite des Flusses. So tummelte ich mich kreuz und quer umher bis zum Abend hin. In Aegypten sind die Wintertage merklich länger, als bei uns: um sechs Uhr war es noch hell und klar.

Den 19. Januar, einen Sonntag, widmete ich der Ruhe und Andacht. Das Opfer des Neuen Bundes verrichtete ich in der Franziskanerkirche und wohnte noch einer hl. Messe bei. Der liebliche Bespergesang der Brüder und ihrer zahlreichen Schüler gewährte mir des Nachmittags einen erbaulichen Genuß in der Hauskapelle. Die übrige Zeit wurde auf meine briefliche Correspondenz verwendet.

Der 20. ward für mich ein recht ausgefüllter, interessanter Tag. Nach der Messe begab ich mich zu zwei deutschen Franziskanern, die mich des vorigen Morgens zu sich eingeladen hatten. Sie bewirtheten mich mit Kaffee und türkischen Cigaretten, besonders aber mit ihrer offenherzigen Zuneigung und Vertraulichkeit. O, welch ein süßer Genuß, in so weiter Ferne seine Gedanken und Empfindungen mit treu liebenden, wohlwollenden Seelen austauschen zu können, und zwar in der lieben Muttersprache! Pater Gregorius hatte sogar die Gefälligkeit, mich in eine sehr ehrbare Badeanstalt zu begleiten, wo ich den Hautschweiß ordentlich

abwusch. Dadurch wie neugeboren, stellte ich mich unter den Schutz und Schirm des dienstfertigen und stets munter aufgeräumten Bruders Angèleme, eines Busenfreundes des Herrn Pettinger, und wir ritten zu Esel nach der Groß-Cairo beherrschenden Citadelle, welche mir eine herrliche Aussicht auf die Stadt und die breite Nilebene bis über die Pyramiden von Ghiseh und Memphis hinaus eröffnete. Die Citadelle umfaßt viele Merkwürdigkeiten, von denen ich einige erwähnen zu müssen glaube. Die Moschee Mehemed Ali's, nach dem Modell der St. Saphienkirche in Constantinopel erbaut, ist an sich nicht weniger groß und prachtvoll als die Basiliken Roms, und man würde sie auch, äußerlich betrachtet, für ein christliches Gotteshaus halten, wenn nicht auf ihren Kuppeln und Minarets vergoldete Halbmonde statt des Erlösungszeichens schimmerten. Das Innere ist mit Teppichen belegt, und kostbare alabafterne Säulen, deren Skulptur jedoch am Mangel einer kunstgerechten Ausführung leidet, tragen das hohe Gebälk. Mein gewandter, des Arabischen ganz kundiger Führer hatte, vermittels des unumgänglichen Bakschisches (Trinkgeld, Geschenk), uns den Eintritt in dieselbe zu verschaffen gemußt. Wir mußten zwar die Schuhe ausziehen, aber da forderte man von uns nur, was der Koran vorschreibt und die Moslemn selbst thun. Gleich eilte ein bakschihlüsternes Männchen herbei und versah unsere Füße mit weichen Pantoffeln.

Der Araber ist auf das Bakschish wahrhaft erpicht. Gib ihm auch das Doppelte von dem, was er für eine Dienstleistung gefordert hat, so wird er doch am Ende die Hand nach dem Bakschish ausstrecken, und du bist in seinen Augen ein grober, unerzogener Ghiaur (Ungläubiger), wenn er es nicht erhält. Uebrigens bedarf es nur einer Kleinigkeit: der Werth eines Silbergroschens reicht schon hin, daß er, die Hand an Brust und Stirn legend und sich tief verneigend, dir seine Zufriedenheit und seinen Dank bezeigt.

Kaum waren wir hineingetreten, als mehrere Männer barfuß erschienen, die sich reihenweise hintereinander aufstellten (Frauen sahen wir keine). Man kündigte uns die Gebetsstunde an mit der Bitte, wir möchten uns ein wenig seitwärts ziehen, weil wir den Gläubigen in der Richtung nach Mekka ständen; das thaten wir

bereitwillig und schauten ihnen ernst und ruhig zu. Sie sanken andächtig murmelnd auf die Kniee und küßten den Boden, hoben sich auf, blickten gen Himmel und fielen wiederum zur Erde nieder. Diese Gebetungen dauerten über zwanzig Minuten, worauf sie still und erbaulich die Moschee verließen. Was den Inhalt ihrer Gebete betrifft, so sind die Meinungen verschieden: nach Einigen sind sie zarte, kindliche Herzensergüsse, nach Andern ein lächelnder, sinnloser Wortkram. Hierüber kann ich nicht urtheilen, da ich keine Silbe verstand. Unsere würdevolle Haltung gefiel dem Imam (Moscheevorsteher) und wurde gut belohnt: er öffnete eine Art Seitenkapelle und zeigte uns ausnahmsweise das sich hier befindliche Grabmal Mehemed Ali's. Das kostbare und prächtige Mausoleum ist mit einem von Gold- und Silberfäden durchwirkten Teppiche bedeckt und von acht gewaltigen Wachskerzen auf hohen vergoldeten Leuchtern umgeben; vor demselben stehen Räucherungsgefäße von dem feinsten Metalle. Von hier ging es nun zum königlichen Palaste, der in der Nähe liegt. Das Innere desselben entfaltet ein überraschendes Bild des orientalischen Luxus: die Fußböden der Säle glitzern von spiegelglattem Marmor, die Plafonds von Goldverzierungen, rings um die Wände herum erstrecken sich die von glänzender Seide überzogenen Divans (die ganze Mauer entlang hinlaufende, canapéartige Polster ohne Rück- und Armlehne), und die zierlichen Gemächer schwimmen in rosigem Schimmer der durch die buntfarbigen Fenster Scheiben hereinfließenden Sonnenstrahlen. Unter allen zeichnet sich der Saal, worin die Sitzungen der Nationalversammlungen gehalten werden, durch seine Größe aus. Der jetzige Khedive will nämlich für einen liberalen Herrscher gelten und hat daher eine sogenannte konstitutionnelle Verfassung eingeführt. In keiner Kammeression des Erdenrundes werden aber die Berathungen über des Landes Wohlfahrt leidenschaftsloser geführt und die Reichsangelegenheiten schleuniger erledigt, als im ägyptischen Parlamente. Der Vice-König, welcher selbst den Präsidentensitz einnimmt, verkündigt den hohen Volksvertretern seinen unabänderlichen Willen, und diese, den Nacken vor ihm demüthig bis zur Erde beugend, erklären sich mit seiner Ansicht vollkommen einverstanden. So erzählte mir wenigstens der spaßige Bruder Angelème. Dieses Schloß war die Residenz

der frühern Pascha's, der jegige bewohnt aber gewöhnlich einen prachtvollen Palast am rechten Ufer des Nil, dicht am neuen Stadtquartier. Die Terrasse daneben, mit einer niedrigen Brustwehr versehen, bietet, den Nil hinauf, eine besonders weite Aussicht dar und ist zugleich merkwürdig wegen eines unglaublichen, aber verbürgten Abenteuers, das sich hier ereignet hat. Als der gewaltige Mehemed Ali die Mameluken auf der Citadelle niedermeßeln ließ, schwang sich einer von ihnen auf sein Roß und sprengte es über die Brustwehr den mehrere Hundert Fuß tiefen Felsenberg hinunter. Das Pferd zerquetschte sich und stürzte todt danieder; der kühne Reiter blieb unverletzt und lief glücklich auf und davon.

Auf der andern Seite links befindet sich das Münzamt; der Eintritt in dasselbe wurde uns, Dank dem unwiderstehlichen Zaubermittel des Paschisshe's, ohne Schwierigkeit gestattet. Man war eben mit der Prägung von Goldstücken beschäftigt, und da ich schon das ägyptische Geldwesen einstudirt hatte, so kannte ich genau deren Werth: es waren 100, 50 und 20 Piafterstücke. Ein Piafter gilt 40 Para's, und ein Para ist mehr als ein halber Centime, während er viermal soviel Stoff enthält. Es gibt silberne und kupferne Piafter; letztere haben fast die Größe eines alten Kronenthalers. Für ein 20 Frankenstück werden 95 Piafter ausbezahlt. Die französischen Fünftelfranken haben einen hohen Cours; sie stehen den Piaftern gleich und leisten als Scheidemünze die besten Dienste. Wer gedenkt, einmal nach Aegypten oder Syrien zu reisen, würde wohl thun, deren so viel als möglich einzusammeln. Schade, daß sie bei uns so selten sind!

Die nagelneuen gelbschimmernden Fuchselein, die aus den Prägestöcken hervorsprangen, konnten wir nach Lust und Liebe beschauen, sogar aufheben und betasten, aber nicht, selbst gegen Anbietung eines beträchtlichen Agio's, einwechseln. Zuletzt besuchten wir noch den 275 Fuß tiefen Josephsbrunnen des Castells, sehenswerth, weil er im Felsen ausgehauen ist, und eine Treppe bis zum Wasserspiegel hinabführt.

Hiermit war unser Geschäft auf der Höhe abgethan; wirkehrten zu den Eseln zurück, welche am Eingangsthor uns erwarteten, und trabten wohlgemuth durch eine ziemlich wüste Gegend

zu den Gräbern der Khalifen, über welche kleine Moscheen mit halbrunden Helmdächern errichtet sind. Unterwegs kamen wir in ein armes Dorf und ließen uns vom Imam die bescheidene Moschee zeigen. Sie ist allen Schmuckes entblößt, enthält jedoch für die Muhammedaner ein großes Heiligthum, nämlich einen in die Mauer eingefassten schwarzen Stein, auf welchem, ihrer Sage gemäß, der göttliche Prophet die Spur eines Fußtrittes hinterlassen hat. So wenig wir den Worten des gutmüthigen Imam glaubten, eben so sehr hüteten wir uns, demselben zu widersprechen. In einiger Entfernung davon saßen vor einer Hütte mehrere schlichte Landleute, welche behaglich Kaffee tranken und Tabak rauchten. Es war ein sehr heißer Tag; auch wir wollten unsern Durst stillen und zugleich ein wenig ausruhen. Wir gesellten uns also zu ihnen und verlangten ebenfalls eine Tasse Schwarztrank. Die guten Männer machten uns ehrerbietigst Platz und zeigten sich hoch erfreut, uns in ihrer Mitte zu besitzen. Mein nächster Nachbar überreichte mir sein Narghileh mit dem Bedeuten, ob ich nicht daraus rauchen wolle. Ich nahm daselbe freundlich an und versuchte, es zu thun, konnte aber mit dem dicken Mundstücke an dem langen elastischen Rohr nicht zurecht kommen noch den Dampf durch das Wasserbeden heraufbringen, was eine allgemeine Heiterkeit erregte.

Allmählich hatten wir einen Halbkreis um die Stadt gemacht; ehe wir jedoch das Eingangsthor erreichten, ritten wir noch über einen großen Kirchhof; es war der dritte, den wir auf unserer Rundfahrt gefunden hatten. Alle sind ungeheuer groß, gewähren indeß einen traurigen Anblick. Sie liegen in öden Wüsteneien und sind nicht einmal mit einer Mauer oder einem Zaune eingefriedigt. Nach der Unterscharrung der Todten werden die Gräber der Erdoberfläche gleich gemacht und gewöhnlich mit einem roh behauenen Stein bedeckt, der eine arabische oder türkische Inschrift trägt. Aus der Ferne gesehen, scheinen sie ein mit länglich dicken Steinen übersäetes offenes Feld zu sein. Hier und da trifft man auch Felslöcher an, die zu Grabstätten dienen. In Palästina und ganz Syrien haben die muselmännischen und die jüdischen Kirchhöfe das nämliche Aussehen, wovon besonders das Thal Josaphat einen auffallenden Beweis liefert. In Kleinasien und

um Constantinopel sind sie ebenfalls so gestaltet, bieten jedoch dadurch ein anmuthigeres Bild, daß sie von hohen und düstern Wäldern überschattet und durch aufrechtstehende und sorgfältiger bearbeitete Grabsteine bezeichnet sind. Zu Cairo sah ich mehrere Leichenzüge und fand, daß sie mit den unsrigen viel Ähnlichkeit haben. Voran gingen die muhamedanischen Kirchendiener weinerlich und theilweise durch die Nase singend, und hintenher folgte eine ernst schweigende Menschenmenge, vermuthlich Freunde und Anverwandte des Verstorbenen. Die Todten werden zuerst gewaschen, in Galicot oder Percal eingenäht und dann in den hölzernen mit zwei Tragstangen versehenen Sargkasten, welcher, ein gemeinschaftliches Gut, so lange er brauchbar ist und seinen Dienst verrichtet, hineingelegt, mit einem überall herumhangenden rothen, buntgesteppten Shawl überdeckt, und zum Friedhof gebracht, in das Grabgewölbe oder die Felshöhle ausgeschüttet und mit Staub leicht überworfen. Jetzt befragt der Imam den Hingeshiedenen über die vorzüglichsten Glaubensartikel des Koran, und das Stillschweigen der Leiche gilt für eine befriedigende Antwort. Die Anwesenden sprechen „Amin“, zerstreuen sich und lassen den Todten allein mit der Ewigkeit. Nun kommen die zwei Todesengel Monkir und Nekir, deren blaugrüne Augen in einem elfenbeizernen Gesichte glänzen, forschen ihn über seinen Lebenswandel aus und weisen ihm, je nachdem die Antworten lauten, den Ort an, welchen seine Seele einnehmen muß, die Hölle oder das Paradies. Die muselmännische Hölle ist aber nur unser Fegfeuer; denn sobald der Korangläubige seine Schuld durch kürzere oder längere, mehr oder weniger gräßliche Qualen abgebüßt hat, wird er der Umarmungen der Houris (Guldgöttinnen in Muhammed's Paradiese) und der unaussprechlichen Anschauung Allah's genießen. Oben an den Gräbern wird eine kleine Oeffnung gelassen, damit die Verstorbenen die Seufzer, Stoßgebete und Trauergefänge ihrer Anverwandten und Freunde vernehmen. Man kann deswegen oft leicht in die Todtenkammerlein hineinschauen, wird aber manchmal von ekelhaftem Modergeruche begrüßt. Die Muselmänner bezeigen ihren Verstorbenen eine zärtliche Verehrung; sie sitzen oft längere Zeit gruppenweise, meistens Frauen und Kinder, um die Gräber herum, tief betrübt und in Andacht versunken.

Nach dem Abendessen reizte ein anderes Schauspiel meinen Vorwitz. Bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Erbprinzen fanden vor dem königlichen Schlosse Kasr-el-Mi allerlei Volksbelustigungen nebst Illumination und Feuerwerk statt. Ich beauftragte den mir stets zur Verfügung gestellten Hausknecht, zwei Esel herbeizuholen, und eilte mit ihm dahin. Wir ritten anfangs durch enge, krumme und dunkle Gassen, dann durch die breiten, geraden Straßen der Neustadt und zuletzt quer über ein dürres Sandfeld bis nahe an die Ufer des Nil. Schon aus der Ferne schien der ganze Bering von einem Feuermeer überflutet; es flogen um die Wette buntfarbige Raketen, lustig zerplägend, zum lieblich blauen Firmamente empor und verbunkelten den Glanz der Sterne. Endlich geriethen wir in ein solches Gewühl von Menschen, Wagen und Reitthieren, daß wir absteigen und zu Fuß uns hindurcharbeiten mußten. Da waren nun Sänger- und Musikchöre, Komödianten, Gaukler und Possenreißer, welche die gaffende Volksmenge nach Herzenslust ergöhten; dessen ungeachtet herrschten überall Ruhe und Anstand. Die vom französischen Consul erhaltene Freikarte berechtigte mich zu dem Eintritte in's Innere der Gebäulichkeiten, und auf Vorzeigen derselben wurde er mir ohne Schwierigkeit gestattet. Der Hausknecht harrete meiner am Schloßthore. Durch meinen rothen Tarbusch, meinen langen weißen Bart und meinen stattlichen Ueberrock, sowie meine ernste Haltung getäuscht, sahen mich die Schildwachen für einen Hofbeamten an und präsentirten mir das Gewehr, welche Ehrenbezeigung ich mit einem echt arabischem Gruß erwiderte. In stolzem Selbstgefühl durchwandelte ich die räumigen Höfe, die hellstrahlenden, von Menschen winnelnden Säle und die prächtigen Gärten, die von allen Seiten her den Balsam ihrer Blumen ausdufteten, und deren Wege mit freundlich schimmernden Lämpchen bekränzt waren. Im Hintertheile des Palastes bemerkte ich eine ziemlich tiefe, einsame und verhältnißmäßig matt erleuchtete Hausflur. Die Neugierde trieb mich hinein; bald aber erschienen zwei reichlich gekleidete Mohren, welche mir durch Zeichen zu verstehen gaben, daß ich mich zurückziehen müsse. Ich zeigte ihnen die mit dem Stempel des Rhedive's versehene Freikarte; sie zuckten die Achseln und bedeuteten höflich lächelnd, es könne Nichts helfen. Was das für ein Ort gewesen, ist mir unbekannt geblieben.

Vom vielen Reiten ermüdet, fühlte ich eine große Steifheit der Beine und schlug deshalb, wie auch wegen der Abkühlung der Temperatur, meinem Begleiter vor, zu Fuß den Rückweg anzutreten. Wir brauchten beinahe eine Stunde, um unser Kloster zu erreichen. Zwischen zehn und elf Uhr empfing mich mein gesunder, fein gelüfteter Saal; ich dankte dem lieben Gotte für einen so interessanten Tag und überließ mich dem erquickenden Schlafe.

Der folgende Tag wurde der Ruhe und dem Briefschreiben gewidmet. Auf meiner ganzen Reise unterhielt ich eine sehr lebhaftes Correspondenz, die mich gleichsam in die ferne Heimath versetzte und mir fast angenehmer war, als mündliche Unterhaltungen. Zu meinem großen Leidwesen befriedigten gewöhnlich die Antworten meine Wißbegierde nicht; besonders ärgerte ich mich, wenn man einen Theil des Papiers unbeschrieben ließ; die geringfügigsten Neuigkeiten, welche ich aus dem Großherzogthum erhielt, hatten ja für mich ein hohes Interesse. Manchmal hatte ich den Ort, wohin die Briefe adressirt waren, bereits verlassen: einige davon wurden mir nachgeschickt, andere sind auf der Post oder sonst irgendwo liegen geblieben. In jenen Ländern weiß man Nichts von Briefträgern, auch könnten sie dort ihren Dienst unmöglich verrichten, weil die Häuser keine Nummern und die Straßen oft keine Namen haben. Wer einen Brief aus Europa erwartet, muß bei der Ankunft eines Schiffes sich im betreffenden Bureau (jede Dampfschiffahrtsgesellschaft hat ihre besondere Agentur) nach demselben erkundigen. In den ordentlichen Gasthöfen und öffentlichen Anstalten besorgen regelmäßig die Ausläufer dieses Geschäft, und so wurde auch mir durch die Hauskommissionäre, denen ich meine Adresse schriftlich übergab, eine solche Mühe gewöhnlich erspart.

Den 22. Januar kam der hochwürdige Franziskaner Martin o, ein geborner Spanier, mich abzuholen und mir in Attairo, gegen sechs Kilometer von Großairo südlich abgelegen, eine Grotte zu zeigen, welche, der Ueberlieferung nach, die heilige Familie während ihres Aufenthaltes in Aegypten sechs Jahre hindurch beherbergte. Es ging selbstverständlich wieder zu Esel; mein leichter, breitrandiger Korkhut, mit dünnem, weißem Seidenstoffe überzogen,

schützte mich gegen die heiß stehenden Sonnenstrahlen. Wir ritten an dem Ufer des Nil hinauf und stiegen vor dem Thor der Missionsanstalt für Centralafrika ab. Mein Cicerone meldete dem Pförtner die Ankunft eines Luxemburgischen Geistlichen, und sogleich führte uns dieser in den Empfangssaal. Bald wurde ich auf's Freudigste überrascht: ein stattlicher, lebenskräftiger Herr trat herein, fiel mir in die Arme und hieß mich, geläufig deutsch sprechend, doppelt willkommen; es war der in den Missionsberichten rühmlichst erwähnte Daniel Comboni, apostolischer Probirar von Centralafrika. Wir setzten uns nebeneinander auf den Divan und unverzüglich wurden Kaffee, Liqueur und Cigaretten aufgetischt. Meine Hand neuerdings ergreifend wiederholte er mit der freundlichsten Miene: „Ja, mein werthester Herr, seien Sie mir doppelt willkommen, erstens als katholischer Priester und zweitens als Luxemburger. In London habe ich einige Ihrer Geistlichen kennen gelernt und sie wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres Seeleneifers, so wie ihres gesellschaftlichen Taktes, überaus liebgewonnen; ich wünschte sehr, solche Männer als Gehülfen in meiner Mission zu besitzen. Dazu ist Ihr frommer, gottbegeisterter Bischof mein verehrtester Freund, und ich sage noch mehr: er ist ein großer Wohlthäter meiner Missionsanstalt; überbringen Sie ihm bei Ihrer Rückkehr meine besten Danksayungen und Empfehlungen. Uebrigens will ich ihm nächstens aus Chartum schreiben und sagen, daß Sie mich mit Ihrem lieben Besuche erfreut haben.“ Hierauf schilderte mir der apostolische Mann die beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten, mit denen er in seinem evangelischen Wirken zu kämpfen hat, wie voriges Jahr fast alle seine Mitarbeiter ein Opfer des mörderischen Klima's geworden sind. „Ich muß“, bemerkte er, „bei meiner Negerbekehrung verfahren, wie ein Feldherr, der eine Festung belagert und sie enger und enger einschließt, bis er sie zur Uebergabe zwingt oder ihrer Erstürmung sicher ist. Erst dann darf ich auf einen dauerhaften Erfolg meiner Anstrengungen rechnen, wenn ich Centralafrika durch sich selbst erobere.“ — „Glauben Sie, hochwürdigster Herr“, fragte ich ihn, „denn wirklich, daß diese wilden Neger einer höhern Bildung fähig seien?“ — „Ja gewiß“, erwiderte er, „glaube ich es; ich bin sogar davon überzeugt; aber man muß mit der Jugender-

ziehung anfangen: nur durch die Kinderschule läßt sich das vorgesteckte Ziel erreichen. Darum werden uns bei der nächsten Expedition gehörig vorbereitete Ordensfrauen begleiten, von deren Mitwirkung ich mir besonders viel Gutes verspreche.“ — Sodann verehrte er mir zwei Broschüren, worin er seinen Plan weilkäufiger entwickelt und begründet. ¹⁾

Herr Comboni ließ uns nun durch einen seiner Laienpriester zur obenerwähnten Grotte führen; sie gehört gegenwärtig den schismatischen Kopten, welche eine Kirche über dieselbe erbaut und sie dadurch ganz dunkel gemacht haben.

Das mußte unser Führer und versah sich deswegen zum Voraus mit den nöthigen Kerzen. In der geheiligten Felshöhle knieten wir zuerst andächtig nieder und verrichteten die vorgeschriebenen Ablassgebete; dann ging ich herum und besichtigte die einzelnen Theile des hl. Ortes. Die an den Wänden eingemeißelten lateinischen Kreuze sind stumme Zeugen, daß derselbe ursprünglich ein Eigenthum der Katholiken gewesen ist. Von den kleinen Zellen, welche man darin bemerkt, scheint die eine als Feuerherd und später als Altar gedient zu haben. Plötzlich dächte es mir, das göttliche Kindlein hätte mit seinen Fingern eine Kante davon berührt und ich machte den Versuch, ein Stückchen herauszuklopfen. Das hörte der oben Wache haltende Kopte und er eilte zornig herunter. Meine Begleiter, die den Vogel kannten, sagten mir, er lasse sich mit ein paar Pfaster besänftigen: das geschah denn auch und ich konnte das Steinchen ruhig in die Tasche stecken. Unterdessen war es Abend geworden. Wir ritten geradenwegs durch die Wüste zurück; gleichwohl überfiel uns die Nacht, und die schwarzbraunen, finsterblickenden Beduinen, welche, mit ihren alten Flinten auf dem Rücken und langen Lanzen in den Händen, umherschwärmten, erregten in mir ein unheimliches Gefühl; die Unholde zogen jedoch friedlich vorüber, ohne uns im Mindesten zu behelligen.

¹⁾ Schon am 26. Januar, also vier Tage nachher, unternahm er die gefährliche Reise mit dreißig Personen, unter welchen sich mehrere Ordensfrauen befanden, und erreichte, wie ich später aus der „illustrierten Monatsschrift der katholischen Missionen“ erfahren, den 4. Mai glücklich Chartum, das am Zusammenflusse des weißen und des blauen Nil liegt und der Hauptpunkt seiner evangelischen Thätigkeit ist. Seither habe ich Nichts mehr von ihm gelesen noch gehört.

Unser lieber, hochachtbarer Herr Direktor hieß Joseph, und die christlichen Brüder feierten, wie ich bei meiner Rückkehr vernahm, seinen Namenstag am Gedächtnisfest der Verlobung der seligsten Jungfrau Maria mit seinem hochbegnadigten Schutzpatron. Ich legte mir die süße Pflicht auf, ihm bei diesem Anlasse meine Glückwünsche darzubringen, und verehrte ihm zum Andenken eine Photographie des hl. Vaters sowie die meinige. Er dankte mir herzlich für diese Aufmerksamkeit und lud mich auf den folgenden Tag zum Festessen ein. Des Morgens las ich die Messe in der Hauskapelle und theilte an die Lehrer und die Schüler des Institutes die hl. Kommunion aus; das Hochamt mit Ministration celebrierte der Guardian des Franziskanerklosters: An der glänzenden Mittagstafel theilten sich 32 Gäste, lauter Europäer; Franz Ludwig Cicurcia, Erzbischof von Trenzopolis i. p. i., apostolischer Vikar der lateinischen Kirchen Aegyptens, führte den Vorsitz. Der Anblick dieser höchstehrwürdigen Männer erweiterte mir das Herz: ich befand mich inmitten einer Schaar wackerer Helden, welche unter der Fahne Jesu Christi über's Meer gekommen waren, um Afrika nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch das friedliche Wort überzeugender Belehrung, für das Reich der Civilisation und der ewigen Wahrheit zu erobern.

Zwei Tage später fand in einem der königlichen Paläste eine Preisvertheilung an die Zöglinge sämmtlicher ägyptischen Schulen statt. Der ganze Hofstaat nebst vielen andern geistlichen und weltlichen Würdeträgern wohnten derselben bei, und, Dank meiner Freikarte, war auch mir der Zutritt gestattet. Der Rhedive selbst präsidirte das Jugendfest und theilte in hocheigner Person die erste Hälfte der Preise aus: prächtvoll eingebundene Bücher und kostbare Medaillen; die letzte Hälfte wurde den braunen und schwarzen Laureaten vom Kronprinzen überreicht. Dazwischen trat aber eine ziemlich lange Pause ein, während welcher die Anwesenden in einen Nebensaal eingeladen wurden, wo emsige Aufwärter ihnen Erfrischungen jeder Art anboten: Glacen, Limonaden, Rhein-, Burgunder- und Champagnerweine so wie süße Back- und Zuckertwerke, Alles nach Belieben. Der Vice-König, gegen Jedermann höflich, hatte zu seiner Linken einen schlicht

gekleideten jungen Herrn, der jedoch ein Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit und Hochachtung war. Wie ich später erfuhr, war er ein Weimar'scher Prinz und Schwestersohn unsers erlauchtesten Prinzen-Statthalters. Ein launiger Zufall wollte, daß wir uns unterwegs auf verschiedenen Punkten begegneten, wie zu Cairo, so zu Jerusalem und Damaskus. Von Caïffa bis Beyreuth fuhren wir sogar zusammen auf der ersten Klasse des österreichischen Lloyd und spazierten des Morgens neben einander auf dem Verdecke. Sein Anzug und sein ganzes Benehmen waren durchaus bürgerlich. Als Luxemburger glaubte ich, ihm meine unterthänige Aufwartung machen zu müssen, die er huldreich aufnahm. Ueberall wurde er fürstlich empfangen, durch Freudenschießen und feierliche Aufzüge begrüßt. Als wir im Hafen von Beyreuth anhielten, kamen der Pascha und der deutsche Consul mit Gefolge in einer glänzend besagten Barke, unter dem Donner der Kanonen und den Klängen der am Ufer aufgestellten Militärmusik, ihn abzuholen. In der Meinung, ich setzte meine Fahrt fort, drückte er beim Aussteigen mir freundlich die Hand und wünschte mir eine glückliche Weiterreise.

Da bin ich, werthester Leser, in meinem Berichte bis Syrien vorausgeeilt, während ich noch Manches von Aegypten zu erzählen habe; kehren wir nach Cairo zurück. Die feierliche Preisvertheilung war etwas vor zwölf Uhr zu Ende. Nach allen Seiten hin höflichst grüßend, trat der Khedive aus dem Saal, und man bezeigte ihm eine demüthige, jedoch lautlose Ehrerbietung.

Des Nachmittags unternahm ich, in Gesellschaft unsers Herrn Direktors und zweier Brüder einen Ausflug nach einer unweit gelegenen Insel, die jährlich vom Nil überschwemmt wird und sich durch ihre üppige Fruchtbarkeit auszeichnet. Sie gehört dem französischen Herzog d'Amont und wird den Winter hindurch von ihm bewohnt. Der hochadlige Eigenthümer, ein inniger Freund des Herrn Direktors, empfing uns mit der größten Höflichkeit. Wir luftwandelten auf dem paradiesischen Gilande umher, und mich ergözte sehr das frohnde Wachsthum der wunder schönen Blumen und Pflanzen, von denen mehrere nur hier gedeihen. Mein vorzüglichstes Staunen erregte ein Banian oder indianischer Feigenbaum; er soll auch der größte und prächtvollste Baum

Ägyptens sein. Die riesenarmigen Nester haben einen Umfang von wenigstens 100 Meter, und da sie sich horizontal ausbreiten, so würden sie sich sicher vom Stamme losreißen, wenn die Natur nicht mütterlich gesorgt hätte. In gewissen Entfernungen entspringen ihnen scheinbar dürre Seilchen, deren Spitzen allmählig länger werden, in den Boden eindringen, Wurzeln schlagen, sich zur Dicke eines Oberschenkels entwickeln und den Nesten so als Stützen dienen. Die Peripherie des gegliederten Stammes beträgt über 13 Meter. Bei der Hin- und Herfahrt über den Nil waren wir hinsichtlich der Krokodile ganz ohne Besorgniß; denn das Getöse der Dampfschiffe hat sie sämtlich nach Oberägypten verschreckt, wo jetzt der Fluß von diesen Ungethümen wimmeln soll.

Während meine übrigen Begleiter nach Hause fuhren, machte ich mit dem Bruder Angeleme, der eben bei uns war, noch einen Abstecher in's Nationalmuseum, welches, unlängst gegründet, bereits sehr merkwürdige Alterthümer enthält. Etliche Statuen und Mumien zählen über 4000 Jahre, sehen aber so frisch aus, als wären sie erst von heute. Besonders merkwürdig ist die mit Goldgeschmeide und Juwelen unsäglich reich gezierte Mumie einer uralten Königin. Im letzten Monat Juli schrieb mir Herr Angeleme einen langen Brief aus Cairo und unter Anderm folgende interessante Einzelheiten über diese Mumie. Hier seine eigenen Worte: „La momie dont vous avez admiré une partie des richesses a été trouvée par M. Mariette-Rey à Gournak près de Thèbes. C'est celle de la reine *Aah-Hotep*, mère du roi Ahmès, fondateur de la 18^{me} dynastie, de qui le tombeau a été découvert avant celui de sa mère et offert, avec tous ses bijoux, par le Khédive au prince Napoléon. D'après les calculs, elle vivait 500 ans avant Moïse. C'est en 1859 qu'on découvrit le tombeau de cette reine. En ouvrant la boîte de cèdre qui renfermait la momie, on a trouvé *Aah-Hotep* littéralement couverte de bijoux de toute espèce. Ces objets sont d'une conservation admirable, d'un travail d'orfèvrerie très-fin et très-soigné; ils sont remarquables comme dessin et perfection dans les détails. Les bijoux que la piété d'Ahmès avait déposés sur la dépouille de sa mère, étaient tout neufs, car ce qui était

destiné aux morts ne devait pas avoir servi aux vivants. Ils étaient de deux espèces : ornements personnels et ornements symboliques. Un diadème d'or de forme singulière avec cartouche royal en lapis flanqué de deux petits sphinx, une chaînette d'or à laquelle sont suspendues trois mouches en or massif de douze centimètres chacune, deux agrafes d'épaule pour pectoraux en or, un pectoral finement ciselé, une grande chaîne d'or tressée artistement, mesurant de deux mètres et pesant un kilogramme, à laquelle était suspendu un scarabée d'or massif et dont les élytres sont formés de lapis encastrés dans l'or; plusieurs bracelets de perles d'or et de pierres précieuses, des anneaux de jambe en or massif etc. etc. Les autres objets sont un miroir en métal, un poignard au manche lenticulaire, un autre en or massif tenant encastrée dans la lame une bande de bronze noire, sur laquelle se détachent des figures symboliques, ce sont de fines lames d'or surencastrées dans le bronze et si délicates qu'il serait difficile de nos jours d'en exécuter de semblables; une hache votive représentant, dans l'or massif, des incrustations de pierres qui forment des figures symboliques, hiéroglyphiques et historiques, relatives au roi Ahmès; un éventail revêtu d'or; une barque en or massif remplie de personnages symboliques; un bâton de commandement. Outre ces objets, il y avait encore une barque en argent massif, des bagues, des scarabées et une grande quantité de petites figures d'animaux et de fleurs, le tout en or pur et destiné à former de splendides colliers."

Ein guter Freund hatte mir geschrieben, Herr Trautvetter, ehemals Pfarrer der protestantischen Gemeinde in Luxemburg, sei dormalen in Cairo angestellt; ich möchte ihn auffuchen und zum Voraus von seiner Dienstgefälligkeit überzeugt sein: allein trotz aller Erkundigungen konnte ich seine Adresse nicht ermitteln, und nur ein glücklicher Zufall brachte mich zu ihm. Den 26. Januar las ich früh die hl. Messe in unserer Hauskapelle und spazierte sodann in der Morgenkühle zum Nil hin, um die großartige Brücke von oben- und untenher gehörig zu besichtigen. Das eiserne

Gerüst ruht auf sieben weit von einander stehenden Pfeilern; das ganze ist wahrhaft ein Prachtwerk. ¹⁾ Der Nil war bedeutend gefallen, indessen noch immer wasserreicher, als der Rhein bei Köln. Mittlerweile fing die Sonne an, heiß zu brennen, und ich schlenderte lässig zurück durch die breiten, luftigen Straßen der Neustadt. Etwa auf halbem Wege erblickte ich ein hübsches Gebäude mit einem Thurm, auf dem ein Kreuz emporragte. „Ei“, dachte ich, „das ist gewiß eine christliche Kirche, und du mußt sie besuchen.“ Ich lenkte meine Schritte dahin und vernahm bald einen deutschen Gesang. Nach Beendigung des Gottesdienstes trat ich in die Sakristei zum Prediger und fragte ihn, ob ich nicht die Ehre hätte, mit Herrn Trautvetter zu sprechen. — „Ja wohl“, erwiderte er, „und mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?“ Er kannte mich dem Namen nach und zeigte sich sehr erfreut, daß man in Luxemburg seiner noch freundschaftlich gedente. Besonders erkundigte er sich nach dem Wohlbefinden des Herrn Staatsministers Servais, des Herrn Generaldirektors Salentiny und des Herrn Ober-Gerichtschreibers Funck. Die Umstände erlaubten jedoch nicht, uns länger zu unterhalten, noch uns öfter zu sehen: er war für zwölf Uhr zum Mittagessen eingeladen und mußte des andern Tages den sächsischen Prinzen auf einer Reise nach Oberägypten, die einen halben Monat dauerte, begleiten.

Der von den Muselmännern wie von den Christen hochverehrte Marienbaum durfte natürlich auch nicht von mir unbesucht bleiben. Zwei Stunden östlich von Cairo, unweit der alten He-liopolis (Sonnenstadt), deren frühere Lage nur mehr ein Obelisk kennzeichnet, befindet sich nämlich eine Sykomore (wilder Feigenbaum), welche längere Zeit die hl. Familie unter ihrem Schatten beherbergt hat. Unser überaus gefällige Herr Direktor, stets beflissen, meine Wünsche zu befriedigen, stellte mir den Hauswagen zur Verfügung, und der Provisor der christlichen Brüder in Alexandria, der ihn zu seinem Namensfeste zu komplimentiren gekommen war, erbot sich mir zum Gesellschafter und Dolmetscher.

¹⁾ Diese Brücke, den 10. Februar 1872 inaugurirt, ist 406 Meter lang und hat 2,300,000 Franken gekostet. Der Khedive hat sie jetzt der Gesellschaft abgekauft und gestattet freien Uebergang.

Anfangs fuhren wir auf einer schönen und bequemen Straße bis zu einem Palaste, in welchem der Khedive, bei Gelegenheit der Inauguration des Suezcanals, der Kaiserin Eugenia und seinen andern hohen Gästen, die in Cairo anwesend waren, ein Festmahl veranstaltet hatte. Da gerieth, so erzählt man, die Kaiserin, welche hier die Hauptrolle spielte, auf den drolligen Einfall, zu Gesel in die Stadt zurück zu reiten, und der Vice-König hatte die Schwachheit, ihrer Laune zu willfahren. Die Geseltreiber wurden reichlich beschenkt, aber die ernsten Aegyptier sollen sich über diesen Fastnachtszug der gekrönten Häupter entsetzlich geärgert haben. Von dort ging es auf einem sandigen, hie und da sogar ungebahnten Weg dem Ziel unserer Reise zu. Die jezigen Aeste der berühmten Sykomore sind sehr junge Brüder derjenigen, welche der hl. Familie ihr Obdach gewährten, besitzen jedoch zum gemeinschaftlichen Vater den altherwürdigen Stock, aus dem beständig neue Sprossen hervormachsen. Ein hölzernes Gitterwerk umgibt den Baum, damit er sicher sei von den zahlreichen Wallfahrern, die ihn sonst schon längst sammt den Wurzeln stückweise weggetragen hätten. Durch die unwiderstehliche Zauberkraft des Balschisch gelang es mir dennoch, ein Aststück zu erobern. Nachdem wir, vor demselben knieend, einige Ave Maria und das Salve Regina gebetet, schweiften wir in dem sorgfältig angebauten Garten und der abenteuerlichen Gegend umher, während russische Pilger mit ihrem Popen an der Spitze, singend und betend, häufig sich bekreuzend und den Boden küssend, um denselben Baum ihre Andacht verrichteten. Auf der Hälfte des Rückweges besitzen die christlichen Schulbrüder ein schönes Landhaus mit Gemüsegarten und etlichen Feldern; Canäle und hydraulische Maschinen machen diese Fläche zu einer der fruchtbarsten Aegyptens; jährlich wird daselbst zweimal geerntet und das Viehfutter achtmal gemäht. Hier erwartete uns der Herr Direktor für zwei Uhr zum Mittagessen und bewirthete uns mit der ihn charakterisirenden Herzlichkeit. Des Abends überließ ich ihm meinen Platz im Wagen und wanderte mit einem der Brüder den von Cairo bis in's Rothe Meer sich erstreckenden Canal entlang zu Fuß nach Hause zurück.

Der 28. Januar war wieder ein merkwürdiger Tag, von dem ich in gesellschaftlichen Kreisen öfter erzählen muß. Im Palaste

Kasr-el-Ali wurde zu Ehren der königlichen Prinzessin Fatma Hanoum ein Hochzeitsmahl gefeiert, und der französische Consul war so artig, auch mir eine schriftliche Einladung ¹⁾ zu besorgen. In den Empfangsälen fand ich Gäste verschiedener Nationen und Religionen versammelt, Würdenträger des Reiches mit ihren funkelnden Ordenssternen, die Spitzen der Cultusdiener mit ihren sonderbaren Costümen und viele andere vornehme Herren, jedoch keine Dame. Bald wurden wir in den ungeheuer langen, von zahlreichen Kronleuchtern blendend erhellten Speisesaal geführt, wo zwei Reihen endloser Tische nebeneinander aufgestellt waren; die Zahl der erschienenen Gäste mochte sich auf 200 belaufen. Der Khedive selbst war abwesend; statt seiner präsidirte Seine Hoheit, der Vater des Bräutigams Tussun-Pascha. Der ihm gegenüber sitzende Pascha, ein schon bejahrter Mann, erwieß mir, ich weiß wahrhaftig nicht warum, die ausgezeichnete Ehre, mich zu seiner Rechten zu nehmen. Wir konnten nicht miteinander sprechen; indessen bezeugte er mir die freundlichste Herablassung und Zuvorkommenheit. Beim Nachtische machte er sich den Spaß, mit mir mehrere Knallpistafchen loszuschleßen, und deutete mir, einige Zuckersachen in die Tasche zu stecken. Es war eine durchaus europäische Tafel: die köstlichsten Gerichte, nach der französischen Küche zubereitet, wurden aufgetischt, und die besten Weine bis zum Champagner hinauf eingeschenkt; Alle tranken vom süßen Nebenfaße mit Ausnahme des jüdischen Oberrabbiners. Für jedes Gedeck erhielt der Unternehmer die Summe von 75 Franken.

Nach der ohne Toast beendigten Tafel traten wir in einen Nebensaal, wo uns echter Mokkaffee und lange, duftende Cigarren verabreicht wurden. Hierauf versah ich mich mit dem am Eingange des Palastes niedergelegten Oberrode und flog mit den andern Gästen auf den hohen Balkon, wo wir uns bis elf

¹⁾ Auf dergleichen Einladungskarten sollen die Bräute ungenannt bleiben; das war aber hier nicht der Fall, denn die meinige, die ich noch besitze, lautet wörtlich: „Le Maître des Cérémonies, par ordre du Khédive, a l'honneur de prier M. l'abbé Pierre Stchres de vouloir bien assister au Dîner et aux Fêtes qui seront donnés au Palais de Kasr-el-Ali, le 28 janvier 1873, à sept heures du soir, à l'occasion du Mariage de Son Altesse la Princesse Fatma-Hanoum, fille du Khédive, avec Son Altesse Toussun-Pacha.“

Ihr am bezaubernden Schauspiel der Illumination, des Feuerwerkes und der unter uns buntwogenden Menschenmenge ergözten.

Wer dürfte Aegypten verlassen, ohne den Pyramiden einen Besuch abzustatten? Unter allen ist die von Cheops, wie die nächste, so auch die größte und berühmteste; 100,000 Menschen sollen 30 Jahre an derselben gearbeitet haben. Sie steht nebst zwei andern, die mit ihr eine Gruppe bilden, aber niedriger sind, zwei bis drei Stunden südlich von Cairo am linken Nilufer zwischen der alten Pharaonenresidenz Memphis und dem jetzigen gewerbsamen Städtchen Ghizeh oder Dschiseh. Früher war die Reise dahin mit mancherlei Unannehmlichkeiten und Gefahren verbunden; jetzt aber führt eine bequeme Straße dahin, und der Vice-König sorgt bestmöglich für die Fremden. Indessen wollte und konnte ich mich, wegen Unkenntniß der Sprache und Volksitte, nicht allein in diese abenteuerliche Gegend wagen. Mehrere des Arabischen kundige Brüder boten sich mir zu Begleitern an, und der stets gefällige Herr Direktor stellte ihrer drei zu meiner Verfügung. Wir fuhren in einem zweispännigen Wagen über die Nilbrücke und dann durch eine von häufigen Canälen durchschnitene, fruchtbare Ebene, die jedoch allmählich in eine dürre Wüste überging. Hier war das Schlachtfeld, wo 1799 der General Bonaparte, auf die Pyramiden deutend, seinen Tapfern zurief: „Von diesen Höhen schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herab,“ und sodann über die Mameluken einen glänzenden Sieg erfocht. Die Riesenhauten schienen immer bloß ein paar Schritte von uns entfernt zu sein, und je mehr wir uns ihnen näherten, um so mehr schienen sie zurückzuweichen; endlich jedoch erreichten wir sie. Gleich bei unserer Ankunft umringte uns eine Schaar zudringlicher Beduinen, die dort beständig lauern, um die Besucher auszubeuten. Meine pfißigen Dragomane verloren aber die Fassung nicht: sie wandten sich an den Scheik und sagten ihm, ich sei ein großer Freund des Khedive's; er müsse daher seinen Leuten streng anbefehlen, mich nicht zu behelligen, oder versichert sein, bei Seiner Königlichen Hoheit verklagt zu werden. Der gefoppte Häuptling glaubte ihren Worten und fragte, sich tief gegen mich verneigend, wie viele seiner Männer wir zu Führern wünschten. „Zwei genügen uns,“ war die Antwort. Mit diesen erstiegen wir nun eine ziemliche

Anhöhe, bevor wir zu den äußern Grundmauern der drei nahe beisammen stehenden Pyramiden gelangten. Die größte derselben beanspruchte mit Recht unsere vorzügliche Aufmerksamkeit. Sie ist aus sehr langen und zwei bis vier Fuß hohen, grobbehauenen Steinblöcken erbaut, die von einer ganz breiten Basis sich erhebend in starken Absätzen oben zu einem schmalen Plateau verlaufen. Die Winde haben um sie eine bedeutende Sandmasse angehäuft, so daß ihre ursprüngliche Höhe von 800 Fuß im Tagelichte nur mehr zwischen 400 und 500 beträgt; daher machte sie in der Nähe nicht denselben gewaltigen Eindruck wie aus der Ferne, ist dennoch höher als der Münsterthurm zu Straßburg und die Kuppel von St. Peter in Rom. Viele wännen, eine innere Treppe führe nach dem Gipfel; dem ist aber nicht so: wer dieselbe erklettern will, muß auswärts über die ungleichen Steinschichten hinauffstreben. Mein Alter versagte mir dieses Vergnügen, und nur ein Bruder zeigte dazu Lust und Muth. Die zwei Beduinen unterstützten ihn, der eine von vorne der andere von hinten. Aengstlich schauten wir ihm nach; er wurde fort und fort kleiner und war, oben angekommen, zu einem winzigen Bübchen zusammengeschrunpft.

Keiner von uns wollte sich entschließen, in's Innere hinabzusteigen; dazu muß man die Kleider ablegen, sich mit Fackeln versehen, bisweilen auf den Händen und Knien kriechen und zugleich Gefahr laufen, in eine Vertiefung auszuglitschen. Als Ersatz für alle diese Umständlichkeiten hätten wir eine heiße, ungesunde Luft eingeathmet und wenig Sonderliches gesehen. Ich möchte jedem Fremden abrathen, sich allein mit Beduinen hineinzuwagen. Mich ergötzte heute noch der Spaß, den, wie mir die Brüder erzählten, vor etlichen Jahren ein deutscher Bauchredner in dieser unterirdischen Welt geliefert hat. Das Benehmen seiner Führer wurde ihm verdächtig, und wirklich machten sie Miene, ihn auszuplündern und in den Brunnen, an dessen Rand er verweilte, zu stürzen; aber ihn rettete seine läuschende Kunst. Er schrie laut hinunter, und ihm antwortete aus der Tiefe eine dumpfe Geisterstimme, die sich allgemach der Oeffnung näherte und heraufzukommen drohte. Als er sich umsah, waren die Beduinen alle verschwunden, und beim Austrreten gewahrte er, wie sie

sämmtlich oben auf der Spitze der Pyramide standen und ihm aus allen Kräften winkten, sich von ihnen zu entfernen.

Die zwei andern Pyramiden, obschon niedriger, lassen sich schwer oder gar nicht ersteigen. Die kleinste ist etwas haufällig, und die mittlere am obersten Theile noch mit einer glatten buntfarbigem Dünche überzogen. Wir besichtigten sie alle drei genau, indem wir zwei Stunden um dieselben herumwandelten. Die zwischen und neben ihnen zerstreut liegenden Trümmer, die Scherben rother irdener Vasen, die schwachen Ueberreste menschlicher Gebeine u. s. w. erregen die Vermuthung, daß in uralten Zeiten der ganze Platz eine Nekropolis (Todtenstadt) gewesen ist. Von hier wadeten wir durch den tiefen Sand zur kolossalen Statue der Sphynx in geringer Entfernung hinter den Pyramiden. Sie ist aus einem einzigen Felsstück gehauen, 148 Fuß lang und vorne 62 hoch, ragt aber jetzt nur noch ungefähr 25 Fuß aus dem Sande hervor. Neben derselben befinden sich die Ueberreste ihres Tempels, dessen zahlreiche unterirdische Hallengänge von fein geschliffenen dicken Porphyrsteinen noch gut erhalten und höchst merkwürdig sind.

Nachdem gegen elf Uhr die Tour vollendet war, verschmausten wir auf einem Mauerstumpfe die mitgebrachten Lebensmittel, vertheilten die Ueberbleibsel unter die herumstehenden Zuschauer und ließen wieder anspringen. Der Scheik (er und die uns überwiesenen Männer hatten das gebührende Backschisch erhalten), durch die List meiner Begleiter beunruhigt, erschien neuerdings an unserm Wagen und erkundigte sich in tiefer Demuth, ob kein Klagegrund vorgekommen sei. Ich reichte ihm freundlich die Hand und ließ ihm versichern, wir seien mit ihm und seinen Untergebenen vollkommen zufrieden, worauf er heitern Gesichtes seine Rechte an Brust und Stirn legend den Kopf bis zur Erde verbeugte und sich von uns verabschiedete.

Bei unserer Ankunft auf der Nilbrücke hatte man eben den entgegengesetzten Theil derselben geöffnet, um die oberhalb harrende Menge von Segelschiffen hindurch zu lassen, eine Operation, die zu unserm Verdrusse wenigstens drei Stunden dauern sollte; allein nach einer kurzen Weile erscholl der laute Ruf: „Rhedive! Rhedive!“ und in einem Nu war die Brücke wieder geschlossen. Ehe die Berrichtung ganz zu Ende war, kam er schon mit einem

Adjutanten zu Fuß herüber, stellte sich, die Kalesche erwartend, neben uns an's Brückengeländer und schaute gedankenvoll in den Strom hinab. Wir erhoben uns von unsern Sitzen und bezeugten ihm die gebührende Ehrerbietigkeit, die er höflichst erwiderte. Diese Gelegenheit benutzte ich, um ihn genau zu betrachten. Er trug, ohne alle weitere Auszeichnung, nebst dem gewöhnlichen Tarbusch lange Beinkleider und einem kurzen Leibrock nach europäischem Schnitte. Er ist in den besten Lebensjahren, ¹⁾ nicht groß, aber sonst schön und kräftig gebaut; sein Blick verräth Seelenruhe und Herzengüte. So hatten wir für unsere Verzögerung schon einen hinlänglichen Ersatz; allein sie wurde bald noch reichlicher belohnt. Als wir nämlich, zu Cairo angelangt, aus der breiten Hauptstraße in die enge, kaum fahrbare Gasse unsers Quartiers einbiegen wollten, vernahmen wir das Herannahen einer hell klingenden Militärmusik und hielten auf der Ecke an: ein wahrhaft fürstlicher Aufzug fesselte unsere Augen. Hinter der Musik kamen verschiedene Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferd lustig herangezogen und hatten zwischen sich eine unabsehbare Reihe von Equipagen, die einen schöner als die andern; sie waren von seltener Pracht, und die arabischen Kasse funkelten in ihrem goldstrahlenden Harnische: ein sechsspänniger Wagen übertraf die übrigen an Glanz und Herrlichkeit. Die rothheidenen Fenstergardinen waren nicht, wie gewöhnlich, heruntergelassen, sondern aufgerollt, und der Zug bewegte sich langsam; so konnten wir von unserer offenen Kalesche her behaglich hineinschauen. In denselben saßen, mit hellglühenden Seidengewändern und blitzenden Juwelen geschmückt, weibliche Gestalten, deren Wangen und Augen die feinen, durchsichtigen Florsschleier den neugierigen Blicken zu entziehen nicht vermochten. Es waren die Verwandten und die Hofdamen, welche mit diesem Gepränge die Prinzessin Fatma-Hanoum sammt deren Brautgeschenken, die auf mehrere Millionen Franken geschätzt wurden, ihrem glücklichen Gemahl heimführten.

Am selben Nachmittag zeigte mir Herr Bouré, Civilingenieur der Stadt, dessen Bekanntschaft ich bei den Schulbrüdern gemacht hatte, die großartige Anstalt, welche Cairo mit Nilwasser

¹⁾ Ismail Pascha, das ist sein Name, wird 38 bis 40 Jahre alt sein.

verfieht. Eine ungeheure Dampfmaschine pumpt dasselbe in ein hohes feecartiges Bassin, ¹⁾ aus dem es nach den gewünschten Richtungen geleitet wird. Das Nilwasser, in porösen irdenen Gefäßen aufbewahrt, kühlt sich durch Ausichwizen merklich ab, schmeckt wie frisches Quellwasser und ist recht trinkbar und gesund.

Zuletzt fühlte ich mich in Cairo gleichsam heimisch und besuchte öfters ohne Begleitung nicht bloß die Bazare, sondern auch andere Theile der Stadt, besonders den lieblichen Volksgarten mit seinen schönen Spaziergängen, Grotten, Cascaden und Pavillons, wo jeden Abend gegen fünf Uhr ein wohlbesetztes Orchester die vornehme Welt vermittels eines kleinen Eintrittsgeldes ergötzt. Ich wagte mich sogar allein vor die Stadt; diese Kühnheit sollte aber eines Abends mich theuer zu stehen kommen. In meinen Träumereien vertieft, war ich weiter geschweift, als ich glaubte, und wurde plötzlich von einer stockfinstern Nacht überfallen. Ich kehrte um, fest überzeugt, die Richtung nicht verfehlen zu können, verirrete mich indeß dermaßen, daß ich nicht mehr wußte, wo die Stadt lag, und ob ich mich ihr näherte oder davon entfernte. Meine Verlegenheit war ernster und bedenklicher als auf der Insel Capri, wo ich bei der Abfahrt des Schiffes auf ein Obdach rechnen konnte, während ich hier in der wüsten Einsamkeit mich hätte in den Sand hinstrecken und acht bange Stunden unter freiem Himmel das wiederkehrende Tageslicht erwarten müssen. Ich erhob mein Gemüth zum Himmel, woher so oft in der Noth Hülfe kommt, und mein Vertrauen wurde auch diesmal, wie durch ein Wunder, gerechtfertigt. Unerhofft kam ein kleiner Bursche, der vermuthlich Jemanden nach einer benachbarten Ortschaft geführt, herangeritten. Ich lief auf ihn zu, hielt den Esel am Zaume fest und sagte: „Koromfish;“ so heißt nämlich das Quartier der Schulbrüder. Er begriff mich, sprang vom Esel herunter und bedeutete mir, denselben zu besteigen. Wir trabten eine starke halbe Stunde, bevor ich mich wieder erkannte; nun ritt ich beruhigt und wohlgemuth langsamer durch die dunkeln und öden Gassen zu meinem Kloster, das ich gegen neun Uhr glücklich und Gott dankend erreichte. Der brave Führer verlangte,

¹⁾ Der Behälter mißt 8700 Kubikmeter.

im Verhältnisse zu dem geleisteten Dienste, nur eine geringe Belohnung, der ich herzlich gern ein ordentliches Watschisch hinzufügte.

So hatte ich in Cairo drei volle Wochen zugebracht, die mir so schnell vorüberflogen, als wären sie bloß drei Tage gewesen, aber in meinem Gedächtnisse eine Menge süßer und erbaulicher Erinnerungen hinterließen. Ich mußte jetzt an die Fortsetzung meiner Reise denken und die dazu nöthigen Vorkehrungen treffen. Ich ging zum Herrn Direktor, um von ihm Abschied zu nehmen, dann zum Procurator der Anstalt, um mit ihm meine Rechnung abzuschließen, und endlich zu den Knechten, um auch ihnen meine Erkenntlichkeit für ihre treuherzige Bedienung zu beweisen. Nach dem Abendessen hielt ich an alle im Speisesaal versammelten Brüder eine kurze, tiefgefühlte Anrede, in welcher ich ihnen für ihre liebe Aufnahme und die vielen mir bezeugten Artigkeiten meinen innigsten Dank abstattete, ihr hohes Verdienst um die ägyptische Jugend hervorhob, ihre edle Selbstverläugnung belobte, ihnen in ihrem gottseligen Wirken Glück und Segen und den gerechten Lohn im Reiche der ewigen Vergeltung wünschte. Auf diese wenigen und schlichten Worte erscholl ein allgemeines Händeklatschen, sie umringten mich, küßten mir freudig die Hand und empfahlen sich meinem freundschaftlichen Andenken. Mit schwerer Wehmuth schied ich, um sie höchst wahrscheinlich hienieden nie mehr zu sehen, von jenen vortrefflichen Männern, die durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und ihre uneigennützigte Aufopferung meine größte Hochachtung und durch ihre zärtliche Sorgfalt für mich meinen wärmsten Dank erworben hatten.

Am folgenden Tage, 7. Februar, begleitete mich der Herr Procurator im Hauswagen zur Eisenbahn, besorgte mir ein Fahrbillet, sowie die Einregistrierung meiner Kiste nach Ismailia, und unterhielt mich bis zum Signal der Abfahrt, welches gegen halb zehn Uhr ertönte; um vier Uhr des Nachmittags war ich schon am Orte meiner Bestimmung. Da die Bahn meistens eine dürre und einförmige Wüstenfläche durchzieht, und ich mich an keinem Gespräche betheiligen konnte, so bot die Fahrt weder für mich noch für meine werthgeschätzten Leser das mindeste Interesse. Von eigentlichen Stationen kann natürlich keine Rede sein; nur da, wo der Schienenweg sich nach Damiette und nach Ismailia ver-

zweigt, befindet sich eine Haltestelle und ein Gebäude, wo den Reisenden Kaffee, Pomeranzen, Datteln und sonstige Erfrischungen gereicht werden. Das Städtchen Ismailia verdankt dem Suezkanal, an dessen Mittelpunkte es liegt, seine Entstehung und zählt bereits gegen 3000 Einwohner, welche theils Angestellte am dortigen Hafen, theils Geschäftsleute oder Handwerker sind, die vom Transportverkehr leben: die ganze Gegend ist so unfruchtbar, daß sie keine Maus zu ernähren vermöchte. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, ein Zusammenfluß verschiedener Einwanderer, und kündigt weder großen Wohlstand, noch auch eigentliche Armuth an. Die Straßen sind gerade und breit, die Häuser einstöckig mit nach außen angebrachten Fenstern, so daß man einen Ort europäischer Fabrikarbeiter zu sehen glaubt. Die gottbegeisterten Söhne des hl. Franz von Assisi, welche, wie schon früher bemerkt, überall im Oriente zu treffen sind, haben sich bereits auch hier angesiedelt und besitzen, nebst einem Kirlein, eine hübsche Wohnung sammt einem Garten, den sie täglich mit Cisternewasser begießen müssen, wenn er ihnen Obst und Gemüse liefern soll. Zum voraus einer guten Aufnahme versichert, lehrte ich direkt bei ihnen ein. Sie stellten gleich ein helles und trocknes Zimmer auf dem Erdgeschoße zu meiner Verfügung und erquickten mich mit Speise und Trank. Hierauf führte mich der Herr Superior selbst in der neuen Stadt herum bis zum Hafen, wo wir uns nach der Abfahrt des Passagierschiffes erkundigten. Ich zeigte Lust, nach Suez zu fahren und die nördliche Spitze des Rothen Meeres in Augenschein zu nehmen; er aber rieth es mir ab, indem er bemerkte, ich würde meine Zeit unnütz verlieren und für den Kostenaufwand einen geringen Ersatz bekommen: die Fahrt sei langweilig, und Suez liege in einer der wildesten und traurigsten Gegenden des Erdkreises; ferner müsse ich auf dem nämlichen Wege zurückkehren, da ich mich allein durch die arabische Wüste nach Palästina nicht wagen dürfe. Ich besorgte keinen wohlgemeinten Rath und nahm ein Billet für Port-Saïd. Sobald ich des andern Morgens in der einfachen Kirche die hl. Messe gelesen und gefrühstückt hatte, lud der Hausknecht meine Kiste auf die Schultern und begleitete mich zum Hafen. Gegen acht Uhr schwamm ich schon, Asien zur Rechten und Afrika zur Linken, auf dem weltberühmten Canal; er ist

ungefähr so breit wie die Mosel bei Diedenhofen, und so tief, daß die größten Seeschiffe bequem neben einander vorbeifahren können.

Ich setzte mich oben auf's Verdeck des leichten, wackeligen Schraubendampfers, um über die Gegend eine Rundschau zu halten, erblickte jedoch auf beiden Seiten nur von der Sonne gefengte Sandflächen und hie und da in östlicher Ferne nackte Berghöhen des steinigen Arabiens. Das dauerte gerade sechs Stunden: um zwei Uhr des Nachmittags war ich schon bei den gastfreundlichen Franziskanern zu Port-Saïd einquartirt. Diese junge Stadt, an der Mündung des Canals in's Mittelmeer erbaut, hat denselben Ursprung wie Ismailia, ist aber jetzt schon bedeutend größer und schöner; auf den Straßen und am Hafen herrscht ein reges Leben. Ihre vortheilhafte Lage bestimmt sie zu einem Haupt-Stapelplatze für den Handelsverkehr zwischen Ostindien, Europa und Westasien. Die Griechen scheinen die Mehrheit der Einwohnerschaft zu bilden; denn, als ich des Abends in den Straßen herumschlenderte, fielen mir die vielen Aushängeschilder mit den Inschriften καφερευσιον (Kaffeehaus), ξενοδοχειον (Gasthof), φαρμακεια (Apotheke), οδοντιατρος (Zahnarzt) u. s. w. in die Augen. Am andern Tage, 9. Februar, las ich die hl. Messe in der Pfarrkirche, wohnte dem Hochamte bei, speiste mit den Ordensmännern zu Mittag, bestieg um drei Uhr das vortrefflich eingerichtete französische Dampfschiff und ließ mich durch dasselbe nach Jaffa bringen. Das Wetter und das Meer waren erwünscht; ich legte mich frühe in's weiche Bettchen meiner Cabine erster Klasse und genoß die Nacht hindurch der besten Ruhe. Morgens sieben Uhr lag vor uns auf einer romantischen Höhe Jaffa, die erste Stadt Asiens. Die Landung ist hier oft gefährlich und manchmal rein unmöglich: die Windesstille und die schlafende See gestatteten den herbeieilenden Barken, zwischen den Klippen hindurchzufahren und uns mit Sicherheit an's Ufer zu setzen. Dem Landungsplatze gerade gegenüber erhob sich die Bergseite hinan das geräumige Franziskanerkloster ähnlich einer Citadelle. Da ich wußte, daß damit eine Pilgerherberge verbunden sei, die mich zum Unterkommen berechnete, so erstieg ich ohne weiteres Bedenken die erste Treppe; oben kam mir ein Bruder entgegen, der mich noch mehrere Treppen hinaufführte und mir ein sehr

hoch gelegenes Zimmer, welches eine ungehinderte Aussicht auf das Meer und einen Theil der Stadt eröffnete, zur Wohnung überwies. So installirt, machte ich dem Herrn Guardian meine Aufwartung und legitimirte mich bei ihm als ordentlichen Priester durch mein Geblet und als wirklichen Wallfahrer durch mein Empfehlungsschreiben von Seite des Paters Generalis in Ara Coeli. Er fand meine Papiere gehörig in Ordnung und unterhielt sich freundlich mit mir bis zur Mittagsstunde.

Nach dem Essen besuchte ich mit einem Bruder den Ort, wo der hl. Petrus die Erscheinung der unreinen Speisen hatte; dieser ist gegenwärtig in eine Moschee verwandelt, die uns jedoch vermittels eines Paskhish geöffnet wurde. Von hier ging es in den zwanzig Minuten vor der Stadt gelegenen sehr großen und einträglichem Garten der Franziskaner. Der Verwalter desselben, ein ehrwürdiger Greis, aber ein noch jugendlich heiterer Spaßvogel, kam, sobald er meine schneeweißen Haare und meinen langen grauen Bart erblickte, laut lachend auf mich zugelaufen, umarmte und küßte mich, entzückt, wie er sagte, durch einen Besuch seines Gleichen beehrt zu werden. Er führte mich im ganzen Beringe umher und zeigte, gewaltig stolzirend, mir die vielen Gemüse und Blumen, die er durch seine geschickte Bewässerung und sorgsame Pflege erzeugt hatte. Ich bewunderte das wuchernde Wachsthum dieser Pflanzen, besonders aber die majestätischen Palmen und den Wald von Orangenbäumen, mit ganz reifen, goldgelben Äpfeln beladen, die so dick waren, wie unsere gewöhnlichen Melonen. Er pflückte mir deren mehr, als ich essen konnte, und füllte zugleich damit meine Taschen an. Zum Abschiede bewirthete er mich im Babilon mit einer Flasche Wein, und bewährte durch sein ganzes Benehmen die munterste Laune; der stets lustige Bruder verschaffte mir einen recht angenehmen Nachmittag.

Jaffa, früher Joppe, auch Japho genannt, gilt für eine der ältesten Städte der Welt. Der Ueberlieferung nach bestand sie schon vor der Sündfluth, und hier soll Noe die Arche, worin er sich und seine Familie vor dem allgemeinen Untergange rettete, erbaut haben; nach Joppe kam Jonas und schiffte sich daselbst ein, um nach Tarsus zu fliehen gegen den Befehl Gottes, der ihn beauftragt hatte, den sündhaften Ninibiten Buße und Bekehrung

zu predigen; in Zoppe ließ Hiram, König von Tyrus, die Cedern des Libanon ausschiffen, welche er seinem Freunde Salomo zum Tempelbau lieferte; in Zoppe zeigt man, wie eben erwähnt, noch heute die Wohnung des Gerbers Simon, bei dem der hl. Petrus sich aufhielt, als er das Gesicht des Luchas mit den unreinen Speisen hatte und die Boten des Hauptmannes Kornelius empfing; eine Viertelstunde von Zoppe liegt ein Trümmerhaufen, welcher das Haus bezeichnet, wo der nämliche Apostel durch Anrufung des Namens Jesu die christliche Jüngerin *Tabitha* vom Tode erweckte.

Des Abends wurde die Fahrt nach dem noch ungefähr dreizehn Stunden landeinwärts von Jaffa entfernten Jerusalem besprochen und verabredet. Es führt wohl eine Straße dahin, aber sie ist unfahrbar; übrigens sind in ganz Palästina die Wagen unbekannt. Wer nicht zu Fuß gehen will, der muß sich nach einem Pferd oder Esel umsehen; auf den plump schwankenden und beschwerlichen Kameelen wird nur in größern Wüsteneien geritten. Ein guter Reiter kann in einem Tage die Strecke von Jaffa nach Jerusalem zurücklegen; indessen werden gewöhnlich zwei Tage drauf verwendet.

Den 11. Februar, um ein Uhr des Nachmittags, setzte sich unsere kleine Karavane in Bewegung; sie bestand aus zwei Franziskanernovizen, einer armen italienischen Pilgerin und mir. Wegen meines Alters und Standes, und wahrscheinlich auch wegen meiner bessern Bezahlung, schenkte mir der Mutter, ein zuverlässiger und empfehlenswerther Mann, eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Er hatte mir das beste Pferd mit einem bequemen europäischen Sattel besorgt, ritt beständig zu meiner Seite und unterstützte mich beim Auf- und Absteigen. Wir durchzogen in raschem Schritte die getreide- und blumenreiche Ebene Saron, das alte Philisterland, und erreichten in vier Stunden Ramleh, wo wir in der Pilgerherberge unser Nachtquartier aufschlugen.

Vor der Stadt wurde ich durch einen grausenvollen Anblick heftig erschüttert. Eine Schaar halbnackter, verstümmelter, ekelhafter Menschen liefen uns entgegen, faßten uns an den Kleidern und bestürmten uns mit ihrem heijern, jämmerlichen Wimmern und

Winfeln; es waren Ausfällige, die, von ihren Mitbürgern verstoßen, durch die Mildthätigkeit der Vorübergehenden ihr elendes Leben fristen mußten. Aus Erbarmen und auch wohl, um der widerlichen Gäste loszutwerden, streute ich unter sie eine Hand voll kleiner Kupfermünzen, auf die sie sich wie gierige Tiger stürzten, während ich eilig davon ritt.

Ramleh nimmt jetzt die Stelle des ehemaligen Arimathia ein und ist somit die Heimath der frommen Männer Joseph und Nikodemus, welche den vom Kreuze herabgenommenen Leichnam des Herrn gleich in Weinwand wickelten und in die Ersterm angehörige nahe Felsgruft legten. Ein Franziskanerkloster, auf dem Platze erbaut, wo einst das Haus des Nikodemus stand, gewährt den Fremden jeder Nation und Religion eine freundschaftliche Aufnahme und gute Bewirthung.

Des folgenden Morgens las ich in der Nikodemuskapelle die hl. Messe für die Verstorbenen meiner Familie, und Schlag sieben Uhr saßen wir schon wieder in unsern Sätteln. Die Ebene dehnte sich noch einige Stunden bis zum arabischen Kaffeehause aus, wo wir unsere Reit- und Packthiere ein wenig ausruhen und uns ein Täßchen Schwarztrank bringen ließen. Hier waren wir am Fuße der judäischen Gebirge, und die Pferde und Esel trugen uns über hohe und kahle Berge, durch tiefe, meistens wasserlose Thäler bis auf die Höhe von Jerusalem. Unterwegs ritten wir an mehreren durch die biblische Geschichte merkwürdigen Orten vorbei; unter andern am alten Mariathiarim (jetzt Abugosc), wo die Bundeslade, als die Israeliten sie von den Philistern zurückerhielten, zwanzig Jahre aufgestellt war; derselbe Ort soll auch die Geburtsstätte der Propheten Urias und Jeremias gewesen sein. Eine ziemliche Strecke weiter gelangten wir zum Terebinthenthal, in dessen Bache der junge David die fünf Steine für seine Schleuder sammelte, um den gewaltigen Goliath niederzuschmettern.

Als wir endlich die letzte Höhe erstiegen hatten, ritten wir in feierlicher Spannung noch eine Weile über den Bergkränzen, bevor das heiß ersehnte Jerusalem sich unsern Augen zeigte. Der Anblick der heiligen Stadt, erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Begeisterung; ich stimmte den Psalm: *Lætatus sum an und*

sang denselben, so laut ich konnte, von Anfang bis zu Ende. Alle Müdigkeit war verschwunden; macker und munter, hoffnungsvoll und glücklich ging es durch's Jaffathor neben dem Zion hinein und dann links ab zur nahen Casa nuova, wo ich eine all Erwarten übertreffende Aufnahme fand: es war fünf Uhr des Abends. Die herzenguten Brüder bewillkommneten mich wie einen alten Hausfreund: die einen leisteten mir im Sprechsaal Gesellschaft, während andere sich um die Wette beflissen, mein Zimmer einzurichten und für Labung zu sorgen; ein anderer lief zur Grabeskirche hinunter und brachte mir die frohe Botschaft, daß sie noch geöffnet sei. Ich gestattete mir kaum die Zeit, etwas Speise und Trank zu genießen, und beeilte mich, vor Allem das heiligste der Heiligthümer zu schauen und darin dem gnadenreichen Gotte so wie meiner huldvollen Schutzpatronin den schuldigen Dank für das so glücklich erreichte Hauptziel meiner Reise darzubringen. Ich konnte jedoch nicht so lange dort verweilen, als ich wünschte, weil die Türken, welche sich die Herrschaft über die Basilika angemacht haben, auf dem Punkte waren, das Eingangsthor zu verschließen.

So befand ich mich also zu meiner Freude und zu meinem Troste in der nicht bloß den Christen, sondern auch den Juden und Muhammedanern hochheiligen Stadt, mitten auf dem Schauplatze der größten Geheimnisse unserer Religion und wurde durch Alles begünstigt, was mir dort den dreiwöchentlichen Aufenthalt angenehm, lehrreich und, wie ich hoffe, bei Gott verdienstlich gemacht hat. Die Jahreszeit war glücklich gewählt, die Hitze mäßig, das Wetter nach Wunsch; die Regen, die ich befürchtete, traten nur hie und da ein und schlugen den Staub nieder, ohne die Wege zu beschmutzen. Die Ablässe kann man das ganze Jahr hindurch gewinnen, und da die Zahl der anwesenden Pilger gering war, so konnte ich die heiligen Orte ungehinderter besuchen und aufmerkamer betrachten, als im Gefolge einer Karavane oder um die österliche Zeit, wo das außerordentliche Gewühl den Zutritt erschwert und die Andacht vermindert. Meine persönlichen Verhältnisse ließen mich bald die weite Entfernung des Heimathlandes vergessen; ich fühlte mich in einem Kreise edelherziger, innig ergebener Freunde. Der Bruder Matthias sorgte für den Mund-

vorrath, der Bruder Peter für die Aufträge, der Bruder Liebin von Hamm für die Ausflüge und der vortreffliche Bursche Abdallah spielte in seinem schmucken arabischen Anzug die Rolle meines Kammerdieners. Zu gewöhnlichen Tischgenossen hatte ich einen Mexikaner, einen Armenier und einen polnischen Priester, lauter fromme, wohlgebildete Männer, die italienisch sprachen und mir viel Interessantes von ihren Ländern erzählten. Außerdem stand ich in lebhaftem Verkehr mit den gesprächigen Franziskanern des gegenüberliegenden St. Salvatorklosters, besonders mit dem deutschen Pater Franz, der mir oft drollige Geschichten von den schismatischen Griechen und den halbwildem Beduinen aufzählte, während ich aus seinem langröhrigen Schibbut süß dampfenden Tabak rauchte.

Der hochwürdigste Bischof Vincentius Bracco von Magida in Pamphilien i. p. i., damals Verweser des lateinischen Patriarchates zu Jerusalem, fertigte mir eigenhändig das Celebret aus, beschenkte mich mit einem Direktorium für 1873 und bat mich, meine Besuche öfter zu erneuern, was ich meinerseits natürlich nicht unterließ. Der durch Demuth wie durch Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichnete Kirchenfürst und ich unwürdiger Knecht Jesu Christi, wir saßen alsdann so gemüthlich auf dem Divan beisammen, und es wurde unter traulichen Gesprächen jedesmal eine Tasse Kaffee getrunken und eine Cigarette geraucht. Fünf Wochen später präconisirte ihn Seine Päpstliche Heiligkeit zum Nachfolger des zwei Monate vorher verstorbenen Patriarchen Valerga. Er war damals erst 39 Jahre alt, sah aber etwas schwach und kränklich aus.

Pater Alphons Maria Ratisbonne war mir vom Prälaten Bastide in Rom bestens empfohlen worden, und mich stachelte zugleich die Neugierde, diesen wunderbaren Mann persönlich kennen zu lernen. Ich war übrigens gebunden, mich ihm vorzustellen, weil ich von Cairo aus meine Correspondenten angewiesen hatte, mir ihre fernern Briefe unter seiner Adresse zu übermitteln. Mein Besuch machte ihm viel Vergnügen, und er versprach mir in Allem seine bereitwilligen Dienste. Herr Ratisbonne ist nicht so energisch und lebenslustig als der ritterliche apostolische Provikar Comboni, jedoch ebenso leutselig und einnehmend. Vor Allem erkundigte er

sich ehrfurchtsvoll nach unserm hochachtbaren Bischof, den er persönlich kennt und einen Wohltäter seiner Erziehungsanstalt nannte. Er hat nämlich auf der Stelle des Ecce homo für die Schwestern unserer lieben Frau von Sion ein großes Kloster gegründet, worin jährlich an 300 verlassene Kinder weiblichen Geschlechtes der Pflege und des Unterrichts genießen. Er führte mich im ganzen Institute herum bis oben auf das platte Dach, wo ich Jerusalem fast vollständig überschauen konnte, und entließ mich mit der Bitte, bald wiederzukommen und eine hl. Messe in seiner Kirche zu lesen. Was seine Person betrifft, so bewohnt er als Einsiedler oberhalb des Klosters ein paar ärmliche Zellen, die theilweise im Boden liegen, lebt von magerer Kost und ist dabei froh und zufrieden.

Die „Illustrirte Monatschrift“ der katholischen Missionen, Nr. 5 1875, enthält einen sehr interessanten Artikel über die katholischen Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten in und bei Jerusalem, aus dem ich hier folgenden Auszug zweckmäßig einzuschalten glaube: „In schönster, lebendigster Entwicklung, ja wir dürfen sagen, in vollster Blüthe befinden sich bereits zwei Bildungsanstalten für Mädchen, beide unter der Leitung der Schwestern U. L. Fr. von Sion; wir meinen das Eccehomo-Kloster in Jerusalem und dessen Filiale in Johann in der Wüste (Min-Karim). Die Thätigkeit dieser jungen Congregation, einer Schöpfung der beiden von der Synagoge zur Kirche übergetretenen Brüder Theodor und Alphons Maria Katisbonne, ist eine ungemein segensreiche. Die zwei erwähnten Häuser stehen unter der speciellen Leitung des durch die Erscheinung der allerheiligsten Jungfrau begnadigten und bekehrten jüngeren Bruders Alphons Maria. Auf der Stelle eines Complexes türkischer Häuser errichtete er eine herrliche Kirche und die ausgedehnten Gebäulichkeiten für ein mehrere hundert Zöglinge fassendes Pensionat und für eine Tageschule, die beinahe ebenso viele Schülerinnen zählt. Beim Abbruche der alten türkischen Häuser kam ein großer Theil des früher vermauerten Eccehomo-Bogens zu Tage, und es zeigte sich, daß derselbe ursprünglich ein triumphbogenartiges Portal, als Eingang zu einem hier gelegenen Forum, zugleich aber auch eine Brückenverbindung mit dem ehemaligen Prätorium oberhalb der

unten durchlaufenden Via dolorosa gebildet habe. Dieser nun freigewordene Bogen befindet sich jetzt größtentheils in der Kirche als Rückwand des Hochaltars. Die typographischen und architektonischen Beweise für die Echtheit dieses Heiligthums, auf dem der Heiland dem Volke zur Verspottung preisgegeben wurde, anzuführen, gestattet weder Raum noch Zeit.

„Viele der Klosterfrauen gehörten früher der Synagoge an und verdanken ihre Bekehrung nächst der göttlichen Gnade dem Glaubenseifer der beiden apostolischen Brüder. Auch mehrere deutsche Schwestern — darunter solche aus alten aristokratischen Familien — befinden sich unter ihnen. Ganz besonders aber hervorzuheben ist, daß die Anwesenheit europäischer Schwestern im Orient auch dort bereits viele Berufe geweckt hat, und daß alle im Orient vertretenen Orden schon eine nicht unbedeutende Anzahl orientalischer Glieder aufnehmen konnten. Unter den Zöglingen im Eccehomo-Kloster finden wir gleichfalls die verschiedensten europäischen und asiatischen Typen mit ihrer eigenthümlichen Gesichtsbildung und ihrer mannigfaltigen Abstufung der Farben vom Weiß bis zum Schwarz. Deutsche, Französinen, Italienerinnen, Griechinnen, Jüdinnen, Türkinen, Abyssinerinnen, Maronitinnen, Negerinnen u. s. w. bilden ein ebenso lebendiges als interessantes Mosaikgemälde. Doch sind Erziehung und Unterricht ausschließlich katholisch, obgleich die Kinder von Haus aus nicht alle der Kirche angehören, ja viele nicht getauft sind. Daß sogar der gegenwärtige Pascha von Jerusalem seine Töchter den Schwestern von Sion zur Erziehung anvertraut hat, beweist die hohe Achtung und das Vertrauen, welches diese Anstalten genießen.“

Einige Tage später traf ich im Ecce homo mit einem Tyroler Geistlichen zusammen, dem nebst einem andern deutschen Weltpriester die Leitung des österreichischen Hospizes anvertraut ist. Er schloß sich mir sogleich freundlich an und nahm mich mit in ihre nur etwa 100 Meter davon entlegene Behausung. Diese ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut, von einem niedlichen Garten umgeben und eines der schönsten und freundlichsten Gebäude Jerusalems. Die beiden guten Herren, damals ohne fremde Gäste, luden mich zu sich ein, und ich wäre gewiß in jeder Hinsicht bei ihnen bestens aufgehoben gewesen; allein ich konnte ja die

lieben Franziskaner, die ich sonst überall zu meiner vollkommenen Befriedigung in Anspruch genommen, nicht verlassen. Indeß sahen wir uns fast jeden Tag, indem wir uns gegenseitig besuchten und miteinander Spaziergänge durch die Stadt machten. Sie hatten sogar die Gefälligkeit, die Briefe, welche ich nach Europa sandte, sammt den andern auf die österreichische Post zu besorgen, da hier das Porto weit niedriger ist, als bei der französischen.

Manche meiner verehrten Leser werden verdrießlich entgegenen: „Wozu doch solch eitles Geschwätz, solche Nebensachen? Da Sie uns nach vielem Herumirren in Jerusalem, jene Stadt, deren Namen uns mit heiligem Schauer erfüllt, eingeführt haben, so ist unsere Neugierde auf weit Wichtigeres und Anziehenderes gespannt, als auf ihre persönlichen Verhältnisse daselbst.“ — Ich weiß selbst nicht, diese geringfügige Ausschweifung zu rechtfertigen; ich bin aber einmal so geschaffen, daß die Quelle süßer Erinnerungen, die mich zum Danke verpflichten, stets in meinem Gedächtnisse rieselt und daher oft unbemerkt mir bei der Erzählung meiner Reisebegebenheiten in die Feder fließt. Abgesehen davon ist, ich muß es offenherzig bekennen, mein Kopf und mein Herz so voll von Jerusalem, daß ich sehr verlegen bin, wie ich die Gedanken und Empfindungen, die mein Inneres durchkreuzen, gehörig ordnen und angemessen ausdrücken soll; doch will ich es versuchen, meine Aufgabe, so kurz und gut ich vermag, zu lösen. Den Gang meines Tagebuches kann ich hier nicht befolgen, um Wiederholungen und Langweiligkeiten zu vermeiden. Ich werde demnach zu näherem Verständnisse eine gedrängte Beschreibung Jerusalems vorausschicken, dann die heiligen Orte, die ich besucht und verehrt habe, aufzählen mit Hinzufügung der unerläßlichsten Bemerkungen und Aufklärungen für den Theil meines Publikums, der noch keine deutliche und richtige Vorstellung von denselben besitzt.

Jerusalem, vorzugsweise die heilige Stadt genannt, ist drei sich feindlichen Religionsbekennern hochheilig: uns Christen, weil dort der Heiland sein großes Erlösungswerk vollbracht hat; den Juden, weil es vor Christus ihre Hauptstadt und der Mittelpunkt ihres religiösen Lebens war; den Muhammedanern, weil sie glauben, auch ihr göttlicher Prophet habe daselbst Wunder gewirkt, und weil vom Chalifen Omar auf dem frühern Tempelplatze eine Moschee erbaut worden ist, welche sie nach denen von

Mekka und Medina am meisten verehren. Um den ausschließlichen Besitz dieser Stadt haben die Christen und Muselmänner mehrere hundert Jahre gestritten und Ströme Blutes vergossen, bis endlich durch Internationalverträge ihre gegenseitigen Ansprüche geregelt wurden, so daß sie jetzt im Allgemeinen leidlich neben einander wohnen.

Man unterscheidet daher zwar drei verschiedene Quartiere; allein es bleibt dennoch den Bekennern eines Glaubens unbenommen, sich im Beringe der Andersgläubigen anzusiedeln. Die Stadt senkt sich an der Rückseite des Berges zu den Thälern Josaphat und Hinnom hinab, weshalb sie den von Jaffa kommenden größtentheils unsichtbar ist; vom östlich gegenüberliegenden Delberg gewährt sie den vollständigsten Anblick.

Das alte Jerusalem war viel größer und dehnte sich auf der Höhe vor dem Jaffathor und weit mehr über den Zion aus, der jetzt theilweise beackert wird, so daß in Erfüllung gingen die Worte des Propheten Micha III, 11: „Der Zion wird als Feld gepflügt, und Jerusalem wird ein Steinhäufen.“ Die fünf Hügel, welche es jetzt einnimmt, sind: südwestlich der Zion, nordwestlich der Gaber, nordöstlich der Bezetha, südöstlich der Moriah und in der Mitte der Akra, der wegen der Ausfüllung der ehemaligen Schlucht zwischen ihm und dem Moriah wenig in die Augen fällt. Der Umfang der Stadt, welche durch eine ziemlich hohe Mauer eingeschlossen ist, beträgt kaum eine Stunde. Von den sieben Thoren sind nur vier geöffnet: das Jaffa-, das Damaskus-, das Stephans- und das Zionsthor. Das kleine Herodesthor an der nordöstlichen Ecke, das Mistthor auf der südöstlichen Seite und das zwischen ihnen sich befindliche goldene Thor sind vermauert. Dieses letzte, noch wohl erhalten und durch seine schönen Doppelbögen und Säulen ausgezeichnet, führte sonst direkt nach dem Delberge und Bethanien; durch dasselbe hielt am Palmsonntage Jesus seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Die Muhammedaner haben es aus zwei Gründen zugemauert: erstens, weil es gerade auf den Tempelplatz führt, wo gegenwärtig die unverletzliche Moschee Omar's steht, und zweitens, weil unter ihnen die Sage verbreitet ist, es werde einst durch dasselbe ein König einziehen, welcher bestimmt sei, die Stadt zu erobern und von hier aus den ganzen Erdkreis zu beherrschen.

Das Innere ist unansehnlich: die Straßen sind enge und entweder gar nicht oder schlecht gepflastert, dazu meistens steil, manchmal treppenartig und überhaupt unfahrbar; die Häuser haben gewöhnlich zwei Stöcke, aber keine Fenster nach Auswärts auf dem Erdgeschoße; öffentliche Plätze und Spaziergänge fehlen durchaus, obschon das Plateau des Moriah und die Höhe des Zion sich gut dazu eignen würden. Diese todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Minarets, die Thürme der christlichen Kirchen und einzelne hervorragende Cypressen unterbrochen. Die Anzüge verrathen die verschiedene Nationalität der Männer; die auf den Straßen umherwandernden Frauen, in weiße Gewänder und dicke Schleier gehüllt, sehen aus, wie vom Tode erweckte Leichen. Da, wie bereits erwähnt, die Türken keine Civilregister halten, so läßt sich die Einwohnerzahl nicht statistisch nachweisen; man schätzt sie auf etwa 9000 Juden, fast ebenso viele Muhammedaner und 5000 bis 6000 Christen von allerlei ConfeSSIONen, die gewöhnlich in Hader und Streit untereinander leben. Wegen Mangel an fahrbaren Straßen kann selbstverständlich von bedeutenden Fabriken und von Großhandel keine Rede sein: was die Last eines Maulesels, eines Pferdes und eines Kameels übersteigt, kann nicht nach Jerusalem transportirt werden. Ein ergiebiger Erwerbzweig sind die Rosenkränze, Cruzifixe, Perlmutter-Schnitzwerke und andere frommen Andenken, welche an die Pilger verkauft werden. Außer dem Franziskanerkloster bestehen dort noch an sechzig Klöster christlicher Glaubensbekenntnisse; selbst die Anglikaner und Protestanten besitzen dajelbst kostspielige religiöse Institute.

Um der katholischen Sache gegen die täglich wachsenden Einflüsse und Uebergriffe der Schismatiker und Häretiker eine höhere Autorität und Schutzwehr zu verschaffen, fand es 1847 der Statthalter Jesu Christi in seiner hohen Weisheit und väterlichen Fürsorge rathsam, den lange erledigten Patriarchalstuhl von Jerusalem neuerdings zu besetzen. Seit 1864 ist auch ein Bischof nebst einigen Weltpriestern mit der Diözesanverwaltung betraut; indessen sind die Bewachung des hl. Grabes, die Abhaltung des Gottesdienstes hier und in den andern lateinischen Heiligtümern, sowie die Seelsorge überhaupt und die Schulen den Franziskanern geblieben, deren Vorsteher jetzt noch wie früher den Titel General-Custos des hl. Landes führt.

Das heiligste der Heiligthümer ist natürlich die Basilika des hl. Grabes; sie liegt gegenwärtig im Innern der Stadt und nur einige hundert Schritte von der Casa nuova. Sie ist ein Complex weitläufiger Gebäulichkeiten, das zugleich den Calvarienhügel, mehrere andere heilige Orte und verschiedene Priesterwohnungen umfaßt. Das eigentliche Grab gehört den Lateinern, Griechen und Armeniern, welche außerdem die meisten und verehrtesten Theile besitzen. Zum Glücke verachten die Muhammedaner, durch einen curiösen Irrthum verblindet, diese uns so heilige Stätte, sonst würde gewiß einer ihrer Chalifen drauf gebetet und sie zu einer Moschee eingeweiht haben; denn Issa und Sitti-Mirjam (Jesus und die Herrin Maria) sind auch ihnen wunderbar ausgezeichnete Lieblinge Gottes. Sie möchten aber auf das Grab Christi speien, und spotten unsers vermeintlichen Aberglaubens; denn sie wännen, Judas habe in demselben gelegen. Sie erzählen nämlich die Leidensgeschichte des Heilandes folgendermaßen: „Als im Oelgarten Jesus durch einen Kuß den Juden bezeichnet wurde, verwandelte er plötzlich den treulosen Judas in seine Gestalt und nahm die des Verräthers an. Die Häscher ergriffen also den Judas, kreuzigten ihn und warfen seinen Leichnam in die fragliche Höhle, während der wahre Jesus unverfehrt am Leben blieb und vierzig Tage nachher glorreich gen Himmel fuhr.“ Die Türken maßen sich indeß, als Beherrscher des Landes, die Oberaufsicht über die Grabesbasilika an und erschließen sie den Christen nur vermittels der Entrichtung einer festgesetzten Geldtaxe. Die Pilger haben jedoch Nichts zu zahlen, und wenn sie auch, bemerkt Herr Lievin in seinem Guide de Terre sainte, anböten, was sie wollten, so würden sie nicht direkt hineingelassen. Sie müssen sich an die wenden, welche das Recht haben, die Oeffnung zu verlangen, und dieses Recht gehört nur den Vorgesetzten der Franziskaner, der schismatischen Griechen und der ebenfalls schismatischen Armenier, welche hinsichtlich der Bezahlung eine Uebereinkunft mit der hohen Pforte getroffen haben. Ist der Eintritt erwirkt, so gilt er für alle christlichen Gemeinschaften ohne Unterschied. Zwei Chawasse (türkische Polizeidiener) sorgen für die Ordnung und haben links hinter dem Eingangsthor eine Art Divan, worauf sie bis zur Stunde der Schließung mit überschlagenen Beinen pflegmatisch

sitzend Kaffee trinken und ihre Schibbute rauchen. Auf dem gepflasterten Vorhofsplatze sind Krämer und Krämerinnen gelagert, welche den vorübergehenden Fremden Wachskerzen, Rosenkränze, Ferichorosen, kleine Schnitzwerke und andere dergleichen Sachen zum Verkaufe anbieten. Zwei Portale, von denen das eine vermauert ist, schmücken die Fassade des Tempels und über dem Haupttheil desselben ragt ein hohes Helmdach empor. Das erste Heiligthum, welches sich dem Eintretenden darbietet, ist der Salbungstein, ein großer länglich viereckiger Marmor, welcher die Stelle bezeichnet, wo Joseph von Arimathäa und Nikodemus den vom Kreuze herabgenommenen Leichnam des Herrn einbalsamirten, bevor sie ihn in's Grab legten, und auf welchen mehrere Hängelampen und Leuchter mit schweren Kerzen ihr stilles Licht werfen. In einer kurzen Entfernung rechts gelangt man zum Hügel Golgatha, wohin zwei Treppen führen, die eine mit neunzehn Stufen neben dem Eingange, die andere mit achtzehn am Nordende. Er hat seine ursprüngliche Form verloren und ist mit einem ebenen marmornen Fußboden bedeckt, dessen Vordertheil von Künsthöhlungen getragen wird, und der durch Doppelbogen, welche oben auf einem nach allen Seiten hin ausgeschweiften Mittelpfeiler ruhen, zwei Kapellen bildet. Im Hintergrunde einer jeden derselben befindet sich auf dem wahren Felsen ein Altar. Der zur Linken führt den Namen Stabat Mater, weil dort Maria und Johannes standen, als der sterbende Heiland vom Kreuze herab seiner Mutter zurief: „Weib, siehe, dein Sohn!“ und dem Jünger den er liebte: „Siehe, deine Mutter!“ Der zur Rechten heißt Kreuzaltar und erhebt sich etwas hinter der Stelle, wo Christus an's Kreuz genagelt wurde. Zwischen beiden liegt der Platz der Erhöhung des Kreuzes, und um die Oeffnung, worin es aufgestellt war, ist eine Silberplatte befestigt mit der griechischen Inschrift: „Hier bewirkte vor Jahrhunderten Gott unser König das Heil im Mittelpunkte der Welt!“ Da knieen die Wallfahrer betend nieder und küssen andächtig die vom Blute des göttlichen Erlösers geheiligte Stelle. An beiden Seiten bezeichnen zwei schwarze runde Steine die Plätze, wo die Kreuze der Schächer gestanden. Neben dem des linken Schächers sieht man den beim Verschneiden des Heilandes entstandenen Fessenspalt, der, einer Volksfage gemäß,

bis zum Mittelpunkte des Erdballs hinabreicht und am jüngsten Tage die Scheidewand zwischen den Auserwählten und den Verworfenen bilden soll.

Steigt man vom Calvar wieder herunter, so kommt man nach einigen Schritten in die große Rotunde mit ihrer hohen Kuppel, durch deren Glascheiben das Tageslicht hineinfällt. Sie ist von sechzehn Pfeilern und sieben Arkaden, auf denen das Helmdach ruht, umgeben. Mitten unter diesem erhebt sich das Kirchlein, welches das hl. Grab umschließt; es ist ein in röthlich weißem Marmor schimmerndes Viereck, das eine Höhe von 60, einen Umfang von 150 Fuß hat, und aus dessen plattem Dache eine kleine Kuppel heraustritt. Am niedrigen Eingange stehen sechs gewaltige Candelaber mit verhältnißmäßig großen Kerzen und sechs Leuchter mit kleinern Kerzen; er führt zunächst in eine Vorkammer, Engelskapelle genannt, weil hier der Engel saß, welcher den frommen Frauen die frohe Botschaft verkündigte, daß Jesus der Gekreuzigte, den sie suchten, auferstanden sei. Da brennen beständig, in drei Reihen, fünfzehn Ampeln, von denen die fünf mittlern den Franziskanern, die fünf zur Rechten den Griechen, die vier ersten zur Linken den Armenier und die letzte den Kopten gehören; da sind auch die zwei Wandlöcher angebracht, welche alljährlich von den griechischen Schismatikern entweiht werden, indem diese am Vorabend ihres OSTERFESTES durch dieselben das angeblich heilige Feuer austheilen und, aus Gewinnsucht, mit solchem Spuke einen unheilvollen Aberglauben unterhalten. Aus der Engelskapelle führt wiederum eine schmale und niedrige Oeffnung in die eigentliche Grabesgrotte, ein zwei Meter breites und etwas längeres Gemach, in gediegenem Felsen ausgehauen, aber ganz mit Marmor bekleidet. Der genaue Platz, wo der Frohnleichnam bis zum dritten Tage in Todesschlummer ruhte, ist eine an der Nordseite befindliche hohle mit schneeweißem Marmor überzogene Felsbank, die als Altar dient. Der reichste Schmuck dieses hochheiligen Ortes sind drei und vierzig silberne Ampeln, dreizehn den Lateinern, dreizehn den Griechen, dreizehn den Armeniern und vier den Kopten gehörig, nebst vielen goldenen und silbernen Leuchtern, die sämmtlich Tag und Nacht brennen, und kostbaren immer

mit frischen duftenden Blumen gefüllten Vasen. Mitten über dem Grabe ist an der Nordwand ein den Griechen eigenes Basrelief grob eingemeißelt, welches den aus der Gruft tretenden Heiland darstellt; zur Rechten haben die Lateiner und zur Linken die Armenier ein Gemälde, deren jedes denselben Gegenstand versinnlicht. Diese drei Hauptglaubensgemeinschaften besitzen ausschließlich das heilige Grab und sind allein berechtigt, abwechselnd ihren Gottesdienst darauf zu halten. Den Anfang machen die Griechen, auf sie folgen die Armenier und dann die Lateiner; das muß aber zwischen Mitternacht und sieben Uhr geschehen, während das äußere Thor noch geschlossen ist. Sobald die Türken dasselbe geöffnet haben, darf in der Grabeskapelle keine religiöse Ceremonie mehr stattfinden. Den ganzen übrigen Tag wandern Pilger ein und aus, die nach ihren verschiedenen Religionsgebräuchen die Andacht daselbst verrichten; die zahlreichsten und äußerlich frömmsten sind die Russen. Die römisch-katholischen Pilger müssen demnach, wenn sie in der Grabeskapelle eine hl. Messe hören oder lesen wollen, sich Tages vorher in's Sekretariat der Bewachung des hl. Landes (*custodia di terra santa*) begeben und ein Billet verlangen, auf dessen Vorzeigung sie von den Franziskanern, deren Quartier mit dem Innern der Basilika in Verbindung steht, und wo zu diesem Behufe eigene Zimmer eingerichtet sind, freundschaftlich aufgenommen und des andern Morgens zur gehörigen Stunde geweckt werden. Mir wurden jedoch, den 16. Februar, die vorgeschriebenen Formalitäten erspart, da ein Pater in die Casa nuova kam, mich abholte und dorthin begleitete. Ich ging früher zu Bette, war aber auch schon um Mitternacht wieder auf den Beinen und wandelte, den Gesängen und Gebeten der Schismatiker zuhörend, feierlich gestimmt in den geheimnißvollen Räumen umher. Gegen fünf Uhr war mir endlich das sehnlich erwünschte Glück bescheert, an der gnadenreichen Stätte, wo der Weltheiland seinen Triumph über Tod und Hölle gefeiert hat, das unblutige Opfer des neuen Bundes zu verrichten. Da wird alle Tage des Jahres die Messe des Osterfestes *More votivo* mit Gloria und Credo gelesen. Westlich dem hl. Grabe gegenüber prangt die Kapelle oder vielmehr die Kirche der schismatischen Griechen, welche mit der großen Kuppel in Verbindung steht und gleichsam deren

Chor bildet. Sie ist überaus reich geziert, mit Gold und Schnitzwerk überladen. Gleich am Eingange erhebt sich eine Kugel auf einer Marmorbase, die im Fußboden befestigt ist; die Anhänger des Photius zeigen dieselbe ihren Glaubensgenossen als den Mittelpunkt der Erde. Auf der Westseite lehnt sich, wie ein Schilderhäuschen, das höchst bescheidene Tempelchen der Kopten an die Grabeskapelle. Nördlich gelangt man in die Magdalenen- und vier Stufen höher in die Marienkapelle, an den Stellen errichtet, wo der Auferstandene zuerst der hl. Bärerin als Gärtner und später seiner gottseligen Mutter in eigener Gestalt erschien; beide gehören den Franziskanern und in letzterer verrichten diese ihr Chorgebet, ihre Abendandachten und ihre Segenspendungen mit dem allerhöchsten Gute. Neben denselben liegt die Sakristei, wo mir die Sporen und das Schwert Gottfrieds von Bouillon gezeigt wurden. Von hier wendet man sich links in einen dunkeln, halbrunden, einem Hufeisen ähnlichen Zwischengang, welcher an manche Vorfälle bei der Kreuzigung erinnert, und in dessen Hintergrunde man auf neun und zwanzig Stufen hinuntersteigt zur Felsgrotte, in welcher die hl. Helena betete, als ihre Leute das Kreuz Christi aufsuchten, und dann auf elf Stufen weiter hinab zur tiefen Grube, worin das Kreuz sammt der Inschrift, den Nägeln, der Dornenkrone u. s. w. gefunden wurde; beide Grotten sind in Kapellen umgewandelt. Ehe man dahin gelangt, bemerkt man zur Linken: 1. eine dunkle Kapelle, welche die Höhle einnimmt, in der Jesus und die zwei Schächer in Verwahrjam gehalten wurden, während die Henkersknechte die letzten Vorkehrungen zu deren Kreuzigung trafen; 2. die Kapelle des Longinus, so hieß nämlich der römische Soldat, der mit seinem Speer die Seite des Heilandes öffnete und, über die im Augenblicke des Todes Jesu geschehenen Wunder nachdenkend, dessen Göttlichkeit erkannte und dem Heidenthum entsagte; 3. die Kapelle, welche an dem Orte errichtet worden ist, wo die Henkersknechte die Kleider der drei Gekreuzigten theilten und über den ungenähten Rock Jesu das Loos warfen, daher auch Kleidervertheilungs-Kapelle genannt.

An allen diesen Orten hat die Kirche theils vollkommene, theils unvollkommene Abkässe verliehen, welche die Pilger, besonders durch die Betheiligung an der Prozession, die jeden Nachmittag

von den Franziskanern gehalten wird, gewinnen können. Der Zug geht aus von der Erscheinungskapelle und wird, indem die Laien wie die Priester, mit brennenden Kerzen versehen, vor jedem der Heiligtümer knieend in einem eigens dazu verfaßten Büchlein beten und singen, bis zur Tiefe der Kreuzauffindung fortgesetzt; von da kehrt er zurück auf den Calvar und von hier wieder hinunter vor die Grabkapelle, an deren Eingang eine Weile gesungen wird; sodann geht er dreimal um dieselbe herum und macht in der Erscheinungskapelle den Schluß mit der Absingung der lauretanischen Vitanei und dem Empfange des sakramentalischen Segens. Ich habe dem Umgange dreimal beigewohnt und das lateinische Gesang- und Gebetbuch, sowie zwei meiner Kerzen nach Hause mitgebracht. Einer alten Ueberlieferung zufolge kam unser Stammvater Adam, als er aus dem Paradiese vertrieben war, in's nachherige Judenland, nahm dort seinen Wohnsitz und wurde am Fuße dieser Anhöhe begraben, weshalb der Ort den hebräischen Namen Golgatha und den lateinischen Calvarius, d. h. Schädelstätte bekam. Die zur Erhaltung dieses Andenkens erbaute Kapelle liegt gerade unter dem Kreuzerhöhungs-Platze, und der oben erwähnte Felsenpalt geht durch dieselbe hinab. In ihrem Hintergrunde ist eine Höhlung, wo der Schädel Adams gelegen haben soll.

Während eines Zeitraumes von vier tausend Jahren schauten die höllischen Geister jubelnd auf dieses Denkmal ihres Triumphes und ihrer Herrschaft über das Menschengeschlecht; allein der allmächtige Erbarmer fügte es auch so, daß eben hier ihr Siegesbanner zerrissen und ihre Macht auf immer vernichtet wurde, daß wir nun frohlockend ausrufen können: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“

Hinter dem Altar der Kreuzerhöhung zeigt man im griechischen Kloster eine Kapelle an dem Platze, wo nach einer andern Ueberlieferung Abraham dem Jehova seinen vielgeliebten Sohn Isaak opfern wollte. In die Nähe verlegt man ebenfalls das Grab des Hohenpriesters Melchisedek. Somit stehen alle diese Orte, durch ihre geschichtlichen Erinnerungen und typischen Vorbedeutungen in einem innigen, geheimnißvollen Zusammenhange mit dem daselbst vollbrachten Erlösungswerke und zeugen offenbar von den unergründlichen Rathschlüssen und Fügungen Gottes.

In und an der Grabesbasilika befinden sich noch mehrere andere Heiligthümer und Denkmäler von geringerer Wichtigkeit, die ich der Kürze wegen unerwähnt lasse: die angeführten beweisen genugsam, daß dieses hochhehrwürdige Gebäude die gnadenreichste Schatzkammer des Christenthums ist, die man nicht ohne heiligen Schauer betritt und, bei religiösgläubiger Stimmung, nicht ohne große Verdienste für sein Seelenheil verläßt. Da ich fast jeden Tag die Grabeskirche besuchte und ihre Einzelheiten aufmerksam betrachtete, so hat sich ein treues Bild davon meinem Gedächtnisse eingeprägt, und ich glaubte, auch meine frommen Leser etwas näher damit bekannt machen zu müssen.

Die hl. Messe las ich gewöhnlich in der St. Salvatorskirche; dann aber auch, jedoch nur einmal, in der Grabeskapelle, auf dem Calvarienberge, in der Erscheinungskapelle, in der Kirche des Ecce homo, in der nahe dabei gelegenen Geißelungsgrotte, in der Agoniegrotte am Fuße des Oelbergs und in der neuen anmuthigen Kathedrale oben beim Jaffathor.

Kein Pilger, der Jerusalem besucht, versäumt die Pflicht und das Verdienst, den Weg, welchen der göttliche Heiland, mit seinem schweren Kreuze beladen, vom Gerichtshofe des Pilatus bis auf Golgatha's Höhe zurückgelegt hat, zu betreten und die auf demselben verliesenen Abflüsse zu gewinnen. Ich vermochte es nicht, meiner Sehnsucht länger zu widerstehen, und erkundigte mich schon am zweiten Tage meiner Ankunft, wie sie zu stillen sei. Merkmale, an welchen man die Stationen erkennen könnte, sind nicht errichtet entweder in Folge eines Verbotes der Türken oder aus Furcht, sie möchten von den Juden umgestürzt oder verunreinigt werden. Zum Glück merkten sich schon gleich in den ersten Zeiten des Christenthums die einheimischen Gläubigen genau den Leidensgang des Herrn und trugen Sorge, daß die Stellen der Hauptbegebenheiten, die sich dort ereignet hatten, bei ihren Nachkommen nicht in Vergessenheit geriethen; den Fremden aber ist es unmöglich, den wahren Kreuzweg aufzufinden, und sie müssen absolut einen ortskundigen Führer mit sich nehmen. Mich begleitete dahin ein hiezu besonders angestellter Franziskaner, und drei weltliche Pilger schlossen sich uns an. Wir stiegen des Morgens ganz frühe das Christenquartier hinab bis zur Geißelungskapelle und hielten hier

unfere Vorbereitungsandacht. Die zur Gewinnung der Ablässe vorgeschriebenen Bedingungen beschränken sich darauf, bei jeder Station eine Weile über den Vorfall, woran sie erinnert, nachzudenken; um jedoch dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und die Herzensergießungen lebhafter zu wecken, pflegt man sich eines Buches mit eignen Betrachtungen und Gebetsformeln zu bedienen, was auch wir thaten; der Text war theils französisch, theils lateinisch. Da ich, als Geistlicher, für das vornehmste Mitglied der Gesellschaft galt, so wurde mir die Ehre des Vorbeters zuerkannt. Die jetzige türkische Regierung wacht ihrerseits, daß an den verschiedenen Stationen die Christen ihre öffentlichen Andachten ungeflört verrichten dürfen.

Einige Schritte diesseits der Geißlungskapelle, derselben fast gegenüber, liegt eine türkische Kaserne gerade auf dem Platze, wo früher das Prätorium des römischen Proconsuls stand. Mitten auf der Vorderseite derselben gewahrt man ein vermauertes Thor, hinter welchem eine breite Treppe zum Gerichtssaal des Landpflegers hinaufführte; das war die heilige Treppe, welche Jesus dreimal erklimmte und mit seinem göttlichen Blute bespritzte, und welche gegenwärtig zu Rom neben dem Lateran aufbewahrt und verehrt wird. Demnach ist eigentlich die erste Station oder die Stelle, wo der feige Pilatus Jesum, obgleich er ihn unschuldig fand, den wüthenden Juden preisgab, im Innern dieser Kaserne; da aber der Eingang in dieselbe nicht leicht gestattet wird, so knieten und beteten wir auswärts ein wenig links von der Scala santa oder vielmehr vom Thore, hinter dem sie aufgestellt war. Gerade vor dem Thore befindet sich die zweite Station; denn hier lud man das schwere Kreuz auf die Schultern Jesu, um ihn damit auf den Calvar zu schleppen und dort sein unschuldiges Blut zu vergießen. Jetzt gingen wir unter dem Bogen des Ecce homo hindurch bis an die Ecke der Straße, wo der ermattete Heiland zum erstenmal unter der Last des Kreuzes zusammenbrach; ungefähr fünfzig Schritte links gelangten wir an die Stelle der vierten Station, wo Jesus seiner Mutter begegnete, und ich rief mit dem Propheten Jeremias aus: „Wem soll ich dich vergleichen, o Jungfrau, Tochter Sion? Dein Schmerz ist groß, wie

das Meer!" Hierauf kamen wir zur fünften Station, nämlich zu der Stelle, wo Simon von Cyrene gezwungen wurde, eine Strecke Weges das Kreuz zu tragen; von da wandten wir uns rechts den Berg hinan und erreichten die Stelle, wo die mitleidige Veronika Jesu den Schweiß abwischte, und am Ende der Gasse die, wo Jesus zum zweitenmal niederfiel. Die achte Station, wo er den jammernden Frauen zurief, nicht über ihn, sondern über sich selbst und ihre Kinder zu weinen, liegt an der Straße, welche in's Christenquartier hineinführt; hier ist der sonst direkte Weg zur neunten verbaut; wir mußten umkehren und die erste Straße rechts einbiegen, wo eine Säule den dritten Kniefall Jesu bezeichnet. Die vier folgenden Stationen sind auf dem Calvar nahe beisammen. Die zehnte ist im marmornen Fußboden durch ein rundes und die elfte durch ein viereckiges Mosaik angemerk't; die zwölfte befindet sich am Altar der Kreuzerhöhung, die dreizehnte an dem des Stabat Mater, und die vierzehnte selbstverständlich in der Grabeskapelle. So ist der ganze Kreuzweg, wohl nicht über 500 Meter lang, in vierzehn Haltestellen sehr ungleichen Abstandes eingetheilt, von denen der leidende Heiland nur zwölf zurückgelegt hat; die zwei letzten fügte die Frömmigkeit der Gläubigen hinzu, um die Plätze der Kreuzabnahme und der Bestattung des Frohnleichnams ebenfalls im Andenken zu erhalten.

Unsere Andacht beschloffen wir mit einem Dankgebete in der Erscheinungskapelle und mit einer hl. Messe, die ich auf dem Golgatha las und der meine Genossen, hinter mir knieend, beizwohnten.

Der eben besprochene Kreuzweg bringt mich auf den Gedanken, gleich hier alle Orte Jerusalems, mit welchen die Leidens- und Verherrlichungsgegeschichte unsers göttlichen Heilandes in Verbindung steht, und welche ich an den darauffolgenden Tagen besucht habe, der Reihe nach aufzuzählen und kurz zu beschreiben. Um indessen Sprünge und Gegensprünge von einer Lokalität zur andern und mithin müßige Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir nicht die Zeitfolge der Begebenheiten einhalten, sondern dieselben nach den Schauplätzen, auf welchen sie sich ereignet haben, zusammenstellen und mit dem Sion beginnen.

1. Der Zion.

Diese Höhe beherrscht ganz Jerusalem, und auf ihr ist die Citadelle angelegt, welche Thurm David's heißt, weil sie den Platz einnimmt, auf dem der berühmte König seinen Palast erbaut hatte.

Der Sion oder Zion umfaßt viele Merkwürdigkeiten, welche an die Leidensgeschichte erinnern: hier werden die Stellen gezeigt, wo Jesus vom Hohenpriester Annas verhört wurde und von dessen Knecht den Backenstreich erhielt; wo er vor Kaiphas ein zweites Verhör bestand und, von seinen Jüngern verlassen und verläugnet, unter Schimpf und Hohn jeder Art die Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag zubachte und sein Todesurtheil vernahm. Am südlichen Abhange des Berges liegt die Felshöhle, wohin sich Petrus nach seiner dreimaligen Verläugnung des Herrn zurückzog, um die begangene Sünde bitterlich zu beweinen.

Von der ehemaligen Wohnung des Kaiphas führte mich der Franziskaner, Herr Lievin, der mich auf fast allen meinen Ausflügen freundschaftlich begleitete, eine sieben Stufen hohe Treppe hinauf zum christlichen Gottesacker, neben welchem ein kleiner, roh ummauerter Raum den Platz des Häuschens bezeichnet, das nach der Hinrichtung Jesu seine seligste Mutter mit dem Apostel Johannes bewohnte und in dem sie später nach ihrer Rückkehr aus Ephesus verschied. Unweit hievon gingen wir durch einen Stall und kamen in einen Hof, wo eine äußere Treppe zu einer Terrasse hinaufführt. Da traten wir in ein altes Kirchenschiff; es ist errichtet an jenem Orte, der nach der Grabesbasilika für uns Christgläubigen die frömmsten Erinnerungen in sich schließt. Hier war der Saal, wo Jesus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl feierte, wo er das Brod nahm, es segnete und brach, es ihnen hinreichte und sagte: „Nehmet und esset, das ist mein Leib;“ und den Kelch ergriff, dankte, ihnen denselben reichte und sprach: „Trinket Alle daraus, denn es ist mein Blut des neuen Testaments, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Hier erschien der Auferstandene zweimal den Lieblingen seines Herzens; hier stieg in Gestalt feuriger Zungen der hl. Geist über die versammelten Apostel hernieder; hier wurden der hl. Matthias zum Apostel, der hl. Jakobus zum Bischof von Jerusalem, die sieben ersten Diakonen

gewählt und geweiht. Wer von uns wünschte nicht, auf dieser Stelle eine prächtige Basilika erbaut und die immerwährende Anbetung des allerhöchsten Gutes eingeführt zu sehen? Man kann sich daher leicht das schmerzliche Gefühl vorstellen, das mich beschlich, als meine Augen den Gräuel der Verwüstung an diesem ewig denkwürdigen Orte erblickten. Die Muhammedaner, welche behaupten, dort befände sich in einer unterirdischen Höhle das Grab des Königs David, den sie hoch verehren, haben vor mehr als 300 Jahren die in diesem Heiligthum fungirenden Franziskaner ermordet und ihre Kirche in eine Moschee verwandelt. Seit der Zeit darf kein christlicher Gottesdienst darin gehalten werden; nur der Eintritt ist vermittels eines Bakshishes gestattet. ¹⁾

Die heiligen Orte auf dem Sion gehören fast ausschließlich den schismatischen Armeniern; die Franziskaner sind indessen berechtigt, an gewissen Festtagen in manchen derselben zu celebriren. Die Hauptkirche daselbst ist die dem ältern Jakobus gewidmete Kathedrale, die schönste in Jerusalem. In einer Seitentapelle links wurde mir der Platz gezeigt, wo der Apostel auf Befehl des Herodes Agrippa enthauptet worden ist. ²⁾ Er war bekanntlich ein Sohn des Zebedäus und Bruder des Evangelisten Johannes. Seine Schüler sammelten dessen irdische Ueberreste und brachten sie nach Compostella in Spanien, wo denselben heute noch eine ausgezeichnete Verehrung erwiesen wird.

In einer nahe gelegenen Straße des Judenquartiers besuchten wir ein Jakobitisch-Sorianisches Kloster, dessen Kirche auf der Stelle erbaut ist, wo das Haus der Mutter des hl. Markus stand. Dort traf der hl. Petrus die für seine Befreiung betende Christenversammlung an, als ihm ein Engel des Himmels die Fesseln gelöst und die Kerkerthüre erschlossen hatte.

Oben am Sionsthore fanden wir eine Reihe ärmlicher Hütten von ungefähr dreißig Aussätzigen bewohnt, die, von allem Verkehr

¹⁾ Ich bin jedoch unsicher darüber, ob die Franziskaner jetzt nicht am Gründonnerstage daselbst die Fußwaschung vornehmen und die Laudes vespertinas abfangen dürfen.

²⁾ Wir verrichteten dort die üblichen Ablaßgebete, während der armenische Patriarch in glänzendem Ornate seinen Gläubigen predigte, wovon ich aber kein Wortchen verstand.

mit den Gesunden abgefordert, die Mildthätigkeit der Vorübergehenden herzerreißend anwimmerten. Die meisten von ihnen waren ohne Stimme, und manche voll Fäulniß und Eiterung. Wer könnte diesen unglücklichen Geschöpfen ein Mosen versagen?

2. Der Delberg.

Der 17. Februar galt dem Besuche des Delbergs; bevor wir aber zum Stephansthore hinausgingen, zeigte mir mein kundiger und sorgfältiger Führer Liebin die Stelle, wo das Haus Joachims und Anna's gestanden, in welchem, einer morgenländischen Sage gemäß, das unbefleckt empfangene Kind Maria geboren wurde. Nach dem Krimkriege schenkte der Sultan Abd- Medjid den Platz an die Franzosen, und diese haben auf ihre Kosten die frühere Kirche wieder hergestellt und verschönert. Dem Eingange gegenüber befindet sich der Schaftteich (Piscina probatica, Bethesda) biblisch berühmt, weil Jesus an demselben einen Gichtbrüchigen heilte; er ist jetzt vertrocknet und zur Hälfte mit Schutt und Trümmern angefüllt.

Außerhalb des Stephansthors erfreute mich sehr der Anblick des erhaben geformten Delbergs, der sich, hier und da mit Olivenbäumen bepflanzt und mit Getreide besät, auf der andern Seite des Thales Josaphat erhebt, einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln vergleichbar. Der nördliche Gipfel heißt Viri Galilaei, weil, nach einer alten Tradition, die Galiläer dort eine Art Nationalherberge besaßen, wo sie während der hohen Feste zu Jerusalem übernachteten; Andere glauben, er habe den Namen erhalten von den Worten der zwei Engel, die den Aposteln und Jüngern, als diese ihrem gen Himmel fahrenden Lehrmeister sehnsuchtsvoll nachschauten, zuriefen: „Viri Galilaei, quid statis aspicientes in caelum? Ille Jesus, qui assumptus est a vobis in caelum, sic veniet, quem admodum vidistis eum euntem in caelum.“ (Ihr Männer aus Galiläa, was stehet ihr hier und schauet gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden ist, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn sahet hingehen in den Himmel). Apstg. I, 11. Indessen scheint letztere Annahme mit dem Texte der Apostelgeschichte nicht übereinzustimmen, gemäß

welchem die Erscheinung am selben Orte, wo Christus gen Himmel fuhr, stattgefunden hat. Der mittlere und höchste Gipfel, von dem ich bald weitläufiger sprechen werde, ist der eigentliche Delberg oder die Himmelfahrtsstelle; der südliche trägt den Namen „Berg des Mergernisses“, weil dort Salomo, zum großen Mergernisse des Volkes, seinen heidnischen Ketzweibern Gözentempel errichtet hatte. Am Abhange desselben stand vorgeblich der Feigenbaum, an dem der verzweifelte Judas sich erhenkte, und nahe hierbei liegt das türkische Dorf Siluan (das alte Siloe der hl. Schrift).

Beim Hinabsteigen in's Thal Josaphat zeigte mir Herr Lievin den weißen Felsen, auf welchem der Diakon und erste Märtyrer Stephan soll gesteinigt worden sein. Eine andere Ueberlieferung verlegt den Platz einige hundert Schritte nördlich vom Damaskusthor; wie dem auch immer sei, der Ablass wird hier unten verlichen.

Sodann schritten wir über die Gedronsbrücke und gelangten zur unterirdischen Grabeskirche der Gottesmutter, in die eine Treppe von 48 Stufen hinabführt. Sie gehört ursprünglich und rechtmäßig den Franziskanern; allein die griechischen Schismatiker wußten sich durch List und Gewalt derselben zu bemächtigen, und gestatteten darin uns Katholiken nicht den mindesten Gottesdienst, während sie den Jakobiten einen Altar und den Muselmännern eine Gebetsstelle eingeräumt haben. Neben der ein und zwanzigsten Stufe rechts sind die Gräber der Eltern Maria's und links befindet sich das ihres hochbegnadigten Bräutigams. Unten im Kirchlein selbst liegt das leere Grab der glorreichen Jungfrau, welche gemäß dem allgemeinen Glauben der Kirche bald nach ihrer Bestattung mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde. Vorn und an beiden Seiten ist es mit weißem Marmor bekleidet, aber hinten sieht man einen Theil der rohen Felsgruft. Wir befanden uns da unter einer Menge russischer Pilger, konnten jedoch im Stillen unsere Andacht gehörig verrichten. Ganz nahe rechts führt eine eiserne Thüre in die Agoniegrotte, d. h. in jene Höhle, wo der Heiland von seinem himmlischen Vater den Leidenskelch empfing und in seiner Todesangst Blutstropfen schwitzte; eine im Felsgewölbe angebrachte Oeffnung läßt ein mattes Licht hereinfallen. Dieses Heiligthum besitzen die Franziskaner, und es wird dort

jeden Tag eine hl. Messe gelesen. Am 20. Februar ersparte ich dem dienstthuenden Pater die Mühe, vom Salvator-Kloster hinabzusteigen, und verrichtete selbst das unblutige Opfer des neuen Bundes gerade an der Stelle, wo Jesus Christus den Leidenskelch erhielt und mit dem Tode rang. — Einen Theil des ehemaligen Gethjemani haben die Franziskaner in einen Blumen- und Gemüsegarten verwandelt und durch eine Mauer eingefriedigt, um besonders acht uralte Oelbäume, deren untere Stämme Zeugen der Herzensergüsse des göttlichen Dulders gewesen sein sollen, zu schützen und zu bewahren. Einer von ihnen mißt 6 Meter im Umfange; der freundliche Gärtner beschenkte mich mit einigen Oliven, einem grünen Zweige und einem Aststücke desselben.

Der Eingangsthüre gegenüber zeigte mir mein Begleiter eine lange weiße Felsbank, auf welcher die sorglosen Apostel Petrus, Johannes und Jakobus einschliessen, obgleich Jesus, als er sich zum Alleingepörsche mit seinem ewigen Vater in die einen Steinwurf (70 Meter) entfernte Grotte zurückzog, sie aufgefordert hatte, mit ihm zu wachen und zu beten. Rechts daneben gibt eine verkümmerte Säule die Stelle an, wo Judas durch einen Kuß seinen Herrn und Lehrmeister verrieth.

Nachdem ich diese am Fuße des Oelbergs befindlichen Heiligthümer beschaute und verehrt hatte, schickten wir uns an, auf den Scheitel desselben zu gelangen, der sich von da etwa 160 und von der Meeresfläche 800 Meter erhebt. Mein stets sorgsamer Führer hatte mir einen Esel verschafft und ging selbst zu Fuß voran. Oben wandten wir uns rechts zum muselmännischen Dorfe Zeitun und betraten einen Hof, in dessen Mitte eine kleine Moschee steht. Sie bedeckt genau die Stelle, wo der Heiland in Beisein der geliebten Seinigen sich durch göttliche Kraft zum Himmel empor schwang. Unten im Fußboden trägt, der Sage nach, ein nacktes Felsstück den Abdruck vom linken Fuße des Hinaufgefahre- nen, während der vom rechten fehlt; man erkennt beim ersten Anblick, daß dieser nicht auf einmal abgebrochen, sondern nach und nach abgebröckelt worden ist. Manche bezweifeln die Richtigkeit des Fußstapfens; wer aber, wie Herr Lievin bemerkte, an die Gottheit Christi glaubt, dessen Gefühl wird sich gegen die Annahme eines solchen Wunders nicht sträuben. Wir knieten vor dem geheimniß-

vollen Steine nieder und küßten ihn ehrerbietig. Einige Reisebeschreiber halten das Heiligthum für eine christliche Kapelle, sind jedoch gewiß im Irrthum: es ist eine wirkliche Moschee unter der Aufsicht des Dervisches oder Santones (muhammedanischen Mönchs oder Einsiedlers) von Zeitun, der für ein Bakschisch einem Jeden den Eintritt gestattet. Am Vorabend des Himmelfahrtsfestes steigen die Franziskaner gemeinschaftlich auf den Delberg, errichten in der Rotunde zwei Altäre und halten daselbst während der Nacht und des folgenden Tages ihren Gottesdienst, wie in einer gewöhnlichen Kirche. Die abtrünnigen Griechen, Armenier, Ägypten und Sorianer haben ihre respectiven Altäre im Hof, wo auch sie nach ihren Riten das hohe Fest begehen. Die türkischen Vorsteher der Moschee sind gegen die Pilger sehr zuvorkommend und erlauben jedem Priester, darin die hl. Messe zu lesen. Indessen hat dieser für den Tragaltar sammt den Paramenten und dem übrigen Zubehör zu sorgen und darf das unerläßliche Bakschisch nicht vergessen. Ich wagte nicht, die guten Patres für die Umständlichkeiten in Anspruch zu nehmen, und hielt, bevor ich mich in Bewegung setzte, meine Andacht in der St. Salvatorskirche.

Vermittels eines Bakschishes kann man auf das nahe Minaret steigen und ein wahrhaft entzückendes Panorama genießen. Im Westen versenkt sich der Blick in's tiefe Josaphatsthal, schwebt dann über dem weißgrauen Jerusalem, das sich auf der andern Seite bis zur Höhe des Sion und des Gabel mit seinen Kuppeln, Minarets, dunkeln Chypressen sowie dem Davidsthurm amphitheatralisch ausbreitet, und schweift über die Stadt hinaus auf das neue russische Stiftungsgebäude und das hinter demselben auf einer Bergspitze sich erhebende Grabmal Samuels; nördlich schauen düster hervor der Berg Skopus und die Gebirge Samariens; südwestlich bieten sich den neugierigen Augen dar das Eliaskloster auf der Straße nach Bethlehem, das Thal Rephaim oder der Kiesen, der Berg des bösen Rathes, ¹⁾ auf dessen diesseitigen Abhängen der Hakeldama oder Blutacker mit seinen

¹⁾ Man nennt ihn so, weil Kaiphas auf dessen Höhe ein Landgut besaß und da mit den Priestern und Schriftgelehrten berieth, wie sie den ihnen verhassten Jesus aus der Welt schaffen sollten.

vielen Grabhöhlen sich zum schauerlichen Thal der Söhne Hinnoms herabneigt, und gerade südlich der Berg des Mergernisses, der, wie gesagt, eine Fortsetzung des Delbergs ist; im Osten erstreckt sich die hügelige Wüste Judäa's bis zu dem graugrünen Streifen der Jordansufer und dem hellblauen Spiegel des Todten Meeres, hinter welchem die weißschimmernden Felswände des Moabitischen Gebirgs das höchst interessante Gemälde einrahmen. Ungefähr hundert Schritte südlich vom Minaret verehrt man die Stelle, wo Jesus seine Jünger zum zweitenmal das „Vater unser“ lehrte (vgl. Luk. XI.); das erstemal geschah es bekanntlich auf dem Berge der acht Seligkeiten. Vor acht Jahren war sie noch ein wüstes Feld; da kaufte die Fürstin de la Tour d'Auvergne den Platz und ließ auf ihm, nebst einer Kapelle, eine viereckige Halle erbauen, an deren Wänden 33 hohe weiße Marmorplatten eingemauert sind, eine jede mit dem Gebete des Herrn in einer besondern Sprache; ich musterte sie alle durch, kannte aber kaum die Hälfte ihrer Buchstaben. Etwa 150 Meter südwestlich ist der Bergabsatz, wo der Messias eines Abends mit seinen Jüngern ausruhte und das stolze Jerusalem anschauend über die verblendete Stadt, welche die Tage ihrer Heimfuchung nicht erkennen wollte, Thränen vergoß: sie führt heute noch den Namen „Dominus flevit“ (der Herr hat geweint). Nahe dabei wurde mir der Platz gezeigt, wo der Ueberlieferung zufolge, die Apostel die zwölf Glaubensartikel abgefaßt haben, und heißt daher auch „das Credo.“

Auf dem östlichen Abhange des Delbergs befand sich der jetzt ganz verschwundene Flecken Bethphage, wohin Jesus zwei seiner Jünger abschickte, um das Eselsfüllen zu holen, auf dem er seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt. Etwas weiter hinunter und nicht gerade eine Stunde von Jerusalem, liegt am Wege nach Jericho, Bethanien, jener Lieblingsort des Heilandes, wohin er gewöhnlich, wenn er den Tag hindurch im Tempel gebetet, gepredigt und Wunder gewirkt hatte, sich des Abends begab, um bei der frommen Familie seines Freundes Lazarus von den Anstrengungen auszuruhen und dort zu übernachten. Das Grab des Lazarus ist noch ziemlich gut erhalten; eine niedrige Seitenthür führt auf einer steinernen Treppe von 27 Stufen

in die dunkle Gruft hinunter. Diesen Eingang haben 1537 die Franziskaner gemacht, als die Türken die darauf erbaute christliche Kirche in eine Moschee verwandelten und den ersten, ursprünglichen Eingang versperren. Das ganz unterirdische Denkmal hat zwei Abtheilungen, eine Art Vorkammer und drei Stufen tiefer ein niedriges Kämmerlein oder das eigentliche Grab.¹⁾ Das durch die öftere Anwesenheit Jesu gesegnete Haus des Lazarus und seiner beiden Schwestern Maria und Martha war nur fünfzig Schritte davon entfernt, und etwas weiter lag die Wohnung Simons des Aussätzigen, wo Maria Magdalena dem Heiland, während er zu Tische saß, die Füße mit ihrem kostbaren Nardenöl salbte und mit ihren Haaren abtrocknete.

Bei unserer Rückkehr schlugen wir den bequemen Umweg ein, welcher sich zwischen dem Oel- und Kergernißberge herum-schlängelt, und kamen zu der Stelle, wo Jesus den unfruchtbaren Olivenbaum verflucht hat. Sie ist erkennbar an einer künstlich behauenen Felsmasse, die von drei Seiten das kleine Feld einschließt, auf welchem gegenwärtig zwei junge Oelbäume gepflanzt sind. Wir setzten uns eine Weile auf den Felsen nieder, und ich benutzte die Zeit, um mir ein Stückchen davon herauszuklopfen. Hierauf kamen wir, die östliche Seite des Josaphat bestreichend, neuerdings am Gethsemani vorbei, gingen über den Cedron und erreichten so, wohl recht warm und müde (ich hatte auf der Höhe des Oelbergs den Ejel verlassen), aber munter und vergnügt die Casa Nuova.

3. Das Todte Meer.

Das Todte Meer, wenn gleich vom Minaret des Himmelfahrtsplatzes fünf Stunden entfernt, zeigte sich, Dank der überaus reinen und durchsichtigen Atmosphäre, von der wir in unserm dunstigen Norden keine Vorstellung haben, so hell und klar, wie die Sauer vom Herrenberg bei Diekirch herab. Es

¹⁾ Am 27. Februar wiederholte ich, und zwar ganz zu Fuß dieselbe Tour mit Herrn Rivin und drei französischen Pilgern, bemühte mich jedoch nicht mehr in die tiefe und dunkle Gruft hinunter.

blinkt da in dem schauerlich tiefen Thalfessel, gleich einer geschmolzenen Bleimasse, still und unbeweglich, nicht einmal vom leisesten Winde gekräuselt. Der Weg dahin geht so jähe abwärts, daß man meinen sollte, er führe durch die trostloseste Einöde geradezu in die Unterwelt; er ist daher sehr beschwerlich und unheimlich: vier Stunden weit trifft man viele Schluchten und Felsenklüfte an, aber keine Menschenwohnung, keinen Baum, kein Gesträuch. Die Hin- und Rückreise erfordert drei Tage, und dazu muß man auf eigne Kosten Zelt, Lebensmittel und nebstdem, um von den raubfüchtigen Beduinen nicht ausgeplündert zu werden, eine Militärbedeckung mitnehmen. Meine vielgeliebte, gottesfürchtige Mutter unvergeßlichen Andenkens hatte mir schon in meiner Kindheit so oft vom Strafgerichte Gottes über die lasterhaften Städte Sodoma und Gomorrha erzählt und damit meine jugendliche Phantasie aufgeregt. Diese Erinnerungen vergegenwärtigten sich wieder lebhaft in meinem Geiste, und um so größer war mein Verlangen, den noch heute mit dem Fluche des Allerhöchsten gestempelten Schauplatz in der Nähe zu betrachten. Herr Liebin erklärte sich bereit, meinem Wunsche zu willfahren und mich dahin zu begleiten, rich' mir aber aus verschiedenen wohlgemeinten Rücksichten, einstweilen abzuwarten und nur in größerer Gesellschaft den Ausflug zu unternehmen. Da nun während meines ganzen Aufenthaltes in Jerusalem eine solche Gelegenheit sich nicht darbot, so begnügte ich mich mit seiner ausführlichen Beschreibung, die ich wegen ihres hohen Interesses euch, verehrteste Leser, hier summarisch mittheilen will.

Das Todte Meer, in der Bibel Salzmeer, von den Griechen Asphaltsee und den heutigen Arabern Bahr-Lut (Lotsmeer) genannt, liegt, wie bereits erwähnt, fünf bis sechs Stunden von Jerusalem; es ist der tiefste Punkt der Erdoberfläche, über 1300 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres und 4000 Fuß unter dem Delberge. Der See besteht aus zwei Becken, die durch eine Halbinsel gebildet und einen Canal miteinander verbunden sind, und hat im Ganzen eine Länge von sechzehn und eine mittlere Breite von drei Stunden. Die Tiefe ist nicht, wie die Alten glaubten, bodenlos: nach den neuern Messungen ist sie sehr verschieden und beträgt die tiefste Stelle zwischen 1800 und 1900 Fuß.

Noch zur Zeit Abrahams war die Gegend reich bewässert, wie jetzt Unterägypten, und hieß Pentapolis wegen der fünf Städte Sodoma, Gomorrha, Adama, Seboim und Segor, die darin lagen; aber die Einwohner waren überaus große, unbußfertige Sünder vor Gott; in Sodoma befanden sich nicht einmal zehn Gerechte. Da ließ Jehova Schwefel und Feuer vom Himmel regnen, verwüstete die Städte sammt der ganzen Umgegend und vertilgte die Einwohner nebst Allem, was grünte auf Erden, außer dem gerechten Lot und dessen zwei Töchtern, welche auf den Rath ihrer himmlischen Gäste sich in die kleine Stadt Segor retteten, die auf ihr Bitten verschont blieb. Die säumige Frau des Lot wurde bekanntlich von den strafgerichtlichen Elementen überleitet und in eine Salzsäule verwandelt. Zum Schwefel- und Feuerregen gefellte ohne Zweifel der allmächtige Vollstrecker dieser schrecklichen Katastrophe vulkanische Erdrevolutionen, welche den ungeheueren Bodeneinsturz erzeugten und das blühende Thal in einen Pech- und Salzsee umgestalteten; denn als des andern Morgens Abraham nach Sodoma und Gomorrha und dem ganzen Lande jener Gegend hinschaute, sah er einen Dampf, wie den Rauch eines Ofens aus der Erde aufsteigen (I. Mos. 19, 28).

Nur in etlichen Jahren quillt Asphalt oder Judenpech aus dem Abgrunde hervor und schwimmt auf der Oberfläche umher; es wird von den Einheimischen aufgejischt und zu manchem Gebrauche benutzt. Das Wasser ist krystallhell, schmeckt aber bitter und brennt auf der Zunge, was nicht Wunder nehmen darf, da es ungemein von Salz (dem vierten Theil seines Gewichtes) geschwängert ist. Diese Beschaffenheit hindert einerseits, daß der Sumpf, welcher jeden Abflusses entbehrt, sich nicht in eine faulende Pfütze verwandelt, und scheint andererseits die Hauptursache zu sein, daß in seinem Schooße kein lebendes Wesen, weder Fisch noch Schalthier, vorkommt, ein Umstand, der ihm den Namen „Todes Meer“ brachte. Die glühende Hitze und die übermäßigen Ausdünstungen des aus dem Jordan und andern kleinern Flüssen hineinströmenden Wassers machen die Luft sehr schwül und unbehaglich. Mehrere kühne Naturforscher, welche, um wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, einige Tage in ihren Barken auf demselben herumfuhrten, büßten ihre Gesundheit, sogar ihr

Leben ein. Die Vögel wandern jedoch frei und ungefährdet darüber hin; manchmal schwimmen Enten und andere Wasservögel auf der Oberfläche und tauchen sich, indeß nur für wenige Augenblicke, unter.

„Man kann“, versichert Herr Lievin, „ohne den mindesten Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten, sich im Todten Meere baden; ich habe wohl vierzimal den Versuch gemacht. Bei seiner auffallenden Klarheit ist das Wasser fett und ölicht, erregt auf der Haut ein äzendes, prickelndes Gefühl und an Wunden großen Schmerz; zugleich ist es so schwer und Widerstand leistend, daß die Füße nicht leicht den Boden berühren. Eines Tages hängte ich an die Füße ein Gewicht von wenigstens sechs Pfund und dessen ungeachtet sank ich nicht unter, obschon ich unbeweglich blieb. Die, welche sich im Todten Meere baden, haben vor Allem dafür zu sorgen, daß sie den Kopf gehörig bedecken, um sich gegen den Sonnenstich zu wahren; dann müssen sie sich schräge halten, weil bei gewöhnlicher Weise des Schwimmens die Beine leicht auf's Wasser gerathen, der Mund aber hineinsinkt und gegen Willen von der bittern, ekelhaften Flüssigkeit einschluckt, welche zugleich in den Augen ein Brennen, ähnlich dem des Schnupftabaks, verursacht. An den seichten Stellen kann man sehr leicht gehen, muß aber die Hände stets bewegen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Es ist wohl nöthig, nach dem Bade den Körper sogleich im Jordan abzuwaschen und von der Salzkruste, womit er überzogen ist, zu reinigen; allein sollte das auch unterbleiben, so würde dadurch die Gesundheit nicht leiden: man käme mit dem brennenden Hautjucken davon. Dester habe ich erst nach einigen Tagen mich mit süßem Wasser abgewaschen und außer diesem Uebelstand kein sonstiges Unwohlsein verspürt.“

4. Das Josaphatsthal.

Der 18. Februar war ein recht trüber, nasser Tag: gewaltige Regengüsse, mit Schneeflocken und Hagelkörnern vermischt, stürzten fast beständig aus den schwarzen Wolken herunter. So einen Tag hatte ich auf meiner ganzen Reise nicht erlebt; er war mir aber gleichsam erwünscht: ich bedurfte der Ruhe, und das

schlimme Wetter dämpfte meinen heftigen Drang hinauszulaufen. Ich las die hl. Messe in der St. Salvatorskirche und verwandte die übrige Zeit auf's Niederschreiben meiner Reiseindrücke, das nie lange verschoben werden durfte. Den Abend brachte ich bei Herrn Liebin zu, und wir bestimmten den folgenden Tag zum Besuche der Thäler Josaphat und Hinnom.

Des andern Morgens lud uns Alles zur Ausführung unsers Planes ein: der heitere Himmel lächelte uns freundlich entgegen, die Wege waren weder kothig noch staubig, die Temperatur hatte sich gehörig abgekühlt. Das Thal Josaphat übte auf mich eine vorzügliche Anziehungskraft aus, nicht wegen seiner Naturschönheiten (es ist eine öde, traurige Todtenstätte), sondern, weil es unser Herr und Heiland so oft betreten hat, und es nach dem allgemeinen Glauben der Juden, Christen und Muhammedaner der einstige Schauplatz des großen Weltgerichtes sein wird. Ich wollte daher seine Eigenthümlichkeiten genau kennen lernen und besichtigte es zweimal mit meinem erklärenden Cicerone und dreimal ganz allein. Dieses höchst merkwürdige Thal, vom n.eistentheils wasserlosen Bette des Cedron durchfurcht, liegt, wie gesagt, zwischen Jerusalem und den verschiedenen Anhöhen des Delbergs; es beginnt oben nordwestlich bei den Gräbern der Richter und senkt sich bis zu seiner Vereinigung mit dem Thale der Söhne Hinnoms (Gehenna) hinab, wo es eine beträchtliche Tiefe hat, in einer Länge von ungefähr drei Kilometer und einer mittlern Breite von bloß hundert Meter. Auf der rechten Seite erstreckt sich ein muselmännischer und auf der linken ein hebräischer Begräbnißplatz, beide mit unzähligen kleinen Steinplatten übersäet und weder durch eine Mauer noch eine Anzäunung eingefriedigt. Wendet man sich, außerhalb des Stephansthores, rechts an der Ringmauer vorbei, so sieht man dort Baukonstruktionen jeder Zeitepoche und Steine jeder Größe, von denen manche vier bis fünf Meter lang sind. Noch merkwürdiger ist daselbst das goldene Thor (Porta aurea), durch welches, einer zuverlässigen Ueberslieferung gemäß, Christus unter begeisterten Hosannarufen der Juden seinen Triumphzug auf den Tempelberg hielt, zu dessen Andenken die Kirche alljährlich das Palmfest feiert. Durch das nämliche Thor trug der griechische Kaiser Heraklius auf seinen Schultern das von

den Persern wieder eroberte Kreuz der Erlösung, als die reichste Trophäe seines Sieges. Es ist dermalen vermauert, weil die Türken nach einer ihrer Prophezeiungen wännen, an einem Freitage würden die Christen durch dasselbe eindringen und sich der heiligen Stadt bemächtigen. Etwas mehr hinunter führt ein schmaler Pfad zu einer Brücke des Cedron, von welcher Jesus, als ihn die Schergen des Hohenpriesters hinüberschleppten, in den Bach stürzte, eine Begebenheit, worauf man die Stelle des Psalms CIX, 7 bezieht: „De torrente in via bibet, propterea exaltabit caput.“ (Aus dem Bache an Wege wird er trinken, darob das Haupt erheben.)

Auf der andern Seite, östlich von der Brücke, steht ein 46 Fuß hoher Monolith, d. h. ein aus einem einzigen Felsblock gehauenes Bauwerk; es ist das Grabmal, welches Absalom sich zu seiner Lebzeit errichten ließ, aber umsonst. Wir wissen ja aus der biblischen Geschichte, daß der gottlose Empörer jenseit des Jordan von Joab erschlagen und in eine Grube des Waldes Ephraim geworfen wurde, wo seine Gebeine unter einem Steinhäufen schimpflich vermordern mußten. Dieses sonderbare Monument hat oben vier Oeffnungen, eine auf jeder Seite; da werfen heute noch die vorübergehenden Juden Steinchen hinein, um so ihre Verwünschung des ungerathenen Sohnes, der einem so guten Vater, wie David, die Königskrone entreißen wollte, zu bezeugen.

Nahel dabei befindet sich, fast ganz verschüttet, das sogenannte Grab Josaphats, welches Manche für ein eigentliches Ehrenmal dieses Königs halten. Ich möchte mich für keine der beiden Annahmen erklären; denn einerseits sagt die hl. Schrift ausdrücklich, Josaphat sei in der Stadt Davids, d. i. auf dem Sion begraben worden, andererseits scheint mit der elenden Lage des Ortes mir ein Ehrenmal unvereinbar.

In einer geringen Entfernung nördlich wird die Stelle angegeben, wo Christus, als er am Vorabend seines Leidens in den Gethsemani ging, acht seiner Apostel zurückließ und nur den Petrus und die zwei Söhne des Zebedäus mit sich nahm. Sie erinnern an die Worte des Evangelisten Matth. XXVI, 36, 37: „Dann kam Jesus mit seinen Jüngern zum Meierhof Gethsemani genannt und sprach zu ihnen: „Setzet euch hier, während ich dorthin gehe und bete.“

Von hier richteten wir unsere Schritte südlich und kamen zum Grabmal des jüngeren Jakobus, welchen die durch den Hohenpriester fanatisirten Juden, im Jahr 62 unserer Zeitrechnung, von der hohen Tempelmauer hinabstürzten, und dessen Leichnam die ersten Christen an dieser Stelle beerdigten. Daneben befindet sich das Grabmal des Zacharias, eines Sohnes des Hohenpriesters Jojadas, der nach einigen Bibelforschern (Hieron. lib. IV comment. in cap. 23 Matth.) auch den Namen Zacharias führte. Da Zacharias sah, wie das Volk dem Götzendienste ergeben war, eilte er in den Tempel und ermahnte es; die Gebote Jehova's nicht zu übertreten; allein er fand kein Gehör und wurde sogar auf Anstiften der Hölflinge des gottlosen Königs Joas, die jeden Sittenlehrer verabscheuten, im Vorhofe der Priester zu Tode gesteinigt. Auf ihn spielt bei Matth. 23, 29 Jesus an, indem er die Heuchelei der Pharisäer und Schriftgelehrten mit Entrüstung geißelt und ihnen vorwirft, daß sie den todten Propheten prächtige Gräber bauten, die lebenden aber ermordeten.

Ein wenig mehr hinunter gelangten wir zur Quelle Siloah (Siloe), dem Dorfe gleichen Namens gegenüber. Der fromme Greis Simeon, welcher auf Eingebung des hl. Geistes das im Tempel aufgeopferte Jesuskindlein als den verheißenen Messias erkannte und begrüßte, soll bei dieser Gelegenheit die ausgezeichnete Ehre gehabt haben, die heilige Familie mehrere Tage hindurch in seinem Hause, das auf der südöstlichen Ecke des Tempelberges lag, zu beherbergen. Da nun die Gottesmutter öfter zur nahen Quelle hinabging, um die Windeln zu waschen, so erhielt diese auch den Namen Ain-Sitti-Mirjam (Marienbrunnen). Der Platz, wo die Wohnung Simeons stand, steht heute noch bei den Türken in hohen Ehren und wird von ihnen Issa's Wiege genannt. Die Quelle ist ferner intermittirend, d. h. bald fließt sie, bald nicht. Diese auffallende Erscheinung ist noch ein Geheimniß: einige Gelehrte halten sie für eine Folge vulkanischer Schwingungen, während das Volk glaubt, es liege in der Höhle ein Drache, der, wenn er wache, das Wasser verschlucke und es laufen lasse, wenn er schlafe; daher der Name Drachenquelle. Endlich nennen sie die Türken Um-ed-Dejadsch (Mutter der Stufen), weil zwei Treppen, die eine von siebenzehn, die andere von fünfzehn

Stufen hinabführen. Das Wasser ist etwas salzig, jedoch trinkbar.

Mit der Siloaquelle steht durch einen 1750 Fuß langen Kanal der Siloateich, fünfzehn Meter lang, vier breit und fünfzehn tief, in Verbindung. Er liegt am südwestlichen Fuße des Berges Ophel, zwischen welchem und dem Sion das Tyropäon (Käsethal) sich hinunter senkt und hier mit dem Josaphat vereinigt. Das ist der Teich, in welchem Jesus dem Blindgeborenen sich zu waschen befahl und ihm sodann das Licht der Augen verlieh (Joh. IX). Unweit davon muß wohl der Thurm gewesen sein, der zu Christi Zeit zusammenstürzte und achtzehn Menschen unter seinen Trümmern begrub (Euf. XIII). Weiter unterhalb, am südlichen Auslaufe des Ophel, befindet sich ein weites Bassin, das zu einem Waschplatze dient und zugleich etliche Gärten bewässert, die einzigen um Jerusalem, welche, Dank dieser Befeuchtung, zu jeder Jahreszeit Gemüse liefern können. Der 130 Meter von da alternde Maulbeerbaum kennzeichnet den Platz, wo der Prophet Isaias auf den Befehl des Königs Manasse entzwei gesägt worden ist.

Noch 400 Meter südöstlicher standen wir am Ende des Josaphat und vor zwei kleinen halb verfallenen Gebäuden: das erstere ist ein Gebetsort der Moslem, das andere steht über einer Cisterne, die man allgemein für den im alten Testament oft erwähnten Brunnen Rogel hält. In diesen ließ, als die Juden in die Babylonische Gefangenschaft abgeführt wurden, der Prophet Jeremias das heilige Feuer des Tempels verbergen. Da nun nach ihrer Rückkehr, 70 Jahre später, Nehemias dem Herrn vorchristlich opfern wollte, schickte er die Nachkommen der Priester, das Feuer, welches diese versteckt hatten, aufzujuchen; allein sie fanden nur eine verdichtete Flüssigkeit. Er befahl ihnen, dieselbe zu bringen und über den Altar, die Holzstücke und das Opfer zu gießen. Die vorher unnebelte Sonne fing an zu leuchten, und ihre Strahlen entzündeten eine große Flamme, die das Brandopfer gänzlich verzehrte. Der Perserkönig, von diesem wunderbaren Vorfall benachrichtigt, ließ den Thatbestand amtlich untersuchen und, nachdem er ihn bestätigt fand, den Brunnen ummauern und zu einem Heiligthum einweihen (II Makk. 1, 19—36). Nehemias

nannte den Ort Nephthar, und die Menge Nephthai (Bulg. Nephli), was wohl an sich Pechfeuer Gottes bedeuten mag. Da die Perser dem Feuer eine reinigende Kraft zuschrieben, so haben die griechischen Uebersetzer das Wort durch καθαρισμός (Reinigung) verdolmetscht. Der Nehemiasbrunnen (auch diesen Namen führt er seitdem) ist neun und zwanzig Meter tief und mit sehr dicken Steinen eingefasst. Wahrscheinlich wird er nicht durch eine auf dem Grunde hervorsprudelnde Quelle, sondern durch Einsickerungen an den Seiten genährt. Bei anhaltendem Regen wächst das Wasser bis zum Rande und eröffnet sich hier zwischen den locker zusammengefüzten Steinen einen Abfluß in eine nahe enge Felskluft, die es in den Cedron leitet. Das so hohe Anschwellen beweist, daß es satfam geregnet hat, und verkündet eine reichliche Ernte; alsdann feiern die Bewohner Jerusalems ein mehrtägiges Freudenfest an diesem Brunnen, das einzige Volksfest Palästina's.

Von da wandten wir uns 153 Meter rückwärts und erstiegen mühsam eine steile Bergseite, welche mir das Schauspiel einer weitstreichigen Todtenstadt lieferte: wir waren umringt von alten hebräischen Grabhöhlen, die wie unterirdische Kammern aussahen und von den ersten Zeiten des Christenthums an bis zum elften Jahrhundert vielen Einsiedlern zu Wohnungen dienten. Die merkwürdigste von allen ist die, worin, bei der Gefangennehmung Jesu, sieben oder acht Apostel sich aus Furcht vor den Juden versteckt hielten. An dieselbe stößt der Hakehdama (Blutacker), jenes Feld, welches die Priester für die dreißig Denare des Judas ankauften und zum Begräbnisse der Fremden bestimmten (Matth. XXVII, 1—10). Auf der Spitze des Berges lag das Landhaus, wo Kaiphas die Pharisäer und Schriftlehrer um sich versammelte und ihnen den bösen Rath erteilte, den Heiland zu ergreifen und über ihn das Todesurtheil auszusprechen (Joh. XI, 45). Tief unter uns gähnte schauerlich eine vom Fluche Gottes beladene Schlucht, die sich an der Südseite Jerusalems hinzieht, in's Thal Josaphat mündet und die Scheide der Stämme Juda und Benjamin bildet. Es ist das berühmte Thal Ben-Hinnom, auch Gehenna und Würgethal genannt. Hier besuldeten sich die Juden mit dem abscheulichsten Götzendienste; sie brachten dem Moloch allerlei Opfer dar, verbrannten ihm zu Ehren sogar ihre

eigenen Kinder, was selbst der König Manasse that (II Paralipp. 33, 6). Jeremias schrieb daher (VII, 31, 32) gegen die sündige Stadt: „Sie haben im Thal Ben-Hinnom die Anhöhe Tophet gebaut, ihre Söhne und Töchter zu verbrennen, was ich nicht geboten habe und wovon mir nichts in den Sinn gekommen ist; darum, sieh, wird die Zeit kommen, wo man nicht mehr sagen wird: „Tophet oder Thal Ben-Hinnom, sondern Würgethal, und man wird in Tophet begraben aus Mangel an Raum.“ — Der König Josias zerstörte die Höhe Tophet und machte den barbarischen Opfern des Moloch ein Ende (IV Kön. 23, 10). ¹⁾

Je westlicher wir die Bergseite entlang vorwärts gingen, desto mehr verlor sich die Tiefe des Gehenna; wir schlugen den ersten Pfad, der hinabführt, ein und verfolgten unsern Weg zwischen dem Sion und dem trocknen Königsteiche zum Jaffathor hinauf. Herr Lievin machte mich aufmerksam auf eine Inschrift über demselben, deren Gehalt wohl verdient, mitgetheilt zu werden. Ihr gemäß ist es den Juden unter Todesstrafe verboten, sich Jerusalem zu nähern, und sie müßten sonach sich begnügen, in einer gewissen Entfernung die Verwüstung ihrer heiligen Stadt zu beweinen. Jeder Sultan ertheilt aber bei seiner Thronbesteigung dem Pascha von Jerusalem den Befehl, dem Bekil (Vorsteher der israelitischen Gemeinde) einen Schlüssel zu überreichen, wodurch den Söhnen Abrahams die Freiheit eingeräumt wird, in Palästina ungehindert zu verkehren; diese Ceremonie findet eben unter dem Jaffathore statt. Wird die Einhandigung des symbolischen Schlüssels

¹⁾ Herr Lievin hat vom Götzenbilde des Moloch und der ihm angeordneten Menschenopferungen folgende Schilderung entworfen: „Es war eine hohle eiserne Statue mit einem Ochsenkopfe und ausgepanzten Armen, in der Haltung eines Menschen, der da steht, um etwas in Empfang zu nehmen. Vor ihm standen sieben Tempelchen oder Kapellen; wer eine Taube oder ein andres Geflügel opfern wollte, trat in die erste; in die zweite trat man, um ein Lamm oder ein Schaf, in die dritte, um einen Widder, in die vierte, um ein Kalb, in die fünfte, um eine Färse, in die sechste, um einen Ochsen zu opfern. Wer sein eigen Kind opfern wollte, trat in die siebente, wo der Göze aufgestellt war, und legte es vor dessen Füße. Hier blieb es liegen, bis die Statue durch die Wirkung des Feuers erglüht war; dann nahm der Priester das unglückliche Geschöpf und übergab es den rothen Armen des Moloch. Auf daß die Eltern das Schreien und Wimmern des Kindes nicht hören sollten, machte man einen gewaltigen Lärm mit Trommeln; daher bekam der Ort den Namen T o p h e t, welches Trommel bedeutet.“

vergessen oder verzögert, so dürfen die Juden vom Tode des früheren Sultans bis zur Vollziehung gesagter Formalität weder hinein- noch hinausgehen, ein Fall, der sich ereignete, als der jetzige Großherr Abdul-Azziz zur Regierung gelangte.

Des Abends gerieth ich auf den Einfall, mich zu überzeugen, in wie weit meine Aussprache des Hebräischen von der der Juden Jerusalems abweiche, und ließ einen Rabbiner zu mir kommen. Welcher Sprache wir uns bei unserer Unterredung bedienten, weiß ich nicht mehr, erinnere mich aber, daß wir uns gegenseitig verstanden. Nachdem ich etliche Verse in der von ihm mitgebrachten Bibel gelesen hatte, unterbrach er mich und sagte: „Ei, Sie lesen ja gerade, wie wir.“ — „Das ist unmöglich“, erwiderte ich, „lesen Sie auch einmal.“ Außer einer kleinen Nuance der Betonung stimmten wir vollkommen überein, und ich hielt eine weitere Fortsetzung für überflüssig. — Wie würde mein innigst verehrter, unvergeßlicher Lehrer des Hebräischen, der hochselige Bischof Arnoldi von Trier, sich gefreut haben, dieses zu vernehmen! — Die für seine gefällige Mühe angebotene Vergütung schlug der edelgesinnte Mann ab, und ich bezahlte bloß mit meiner herzlichsten Dankagung.

5. Das Haus Simons des Pharisäers, die Jeremiasgrotte, die Gräber der Könige, der obere Teich Gihon.

Am 21. Februar besuchte ich mit meinem unzertrennlichen Gesellschafter die nördliche Umgegend Jerusalems; bevor wir aber zur Stadt hinausgingen, führte er mich zur Stelle, wo das Haus des Pharisäers Simon gestanden haben soll, bei dem Jesus zu Mittag speiste, als die reuige Maria Magdalena ihm die Füße salbte und aus dem Munde des allbarmherzigen Sündenvergebers die trostreichen Worte vernahm: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden.“ (Luk. VII, 37—50.) Nach dem Contexte des Kapitels zu urtheilen, wäre man jedoch veranlaßt, die Wohnung Simons und den fraglichen Auftritt in die Stadt Naim zu verlegen. Meiner bisherigen Darstellungsweise getreu, berichte ich ohne weitere Kritik die Ueberlieferungen so, wie ich sie erfahren habe. Es war die nämliche Maria, welche, wie oben erwähnt, in Bethania,

zum zweitenmal den Herrn gesalbt hat. Auf dem Platze sieht man noch die Ueberreste einer großen Kirche, die aber jetzt in eine arabische Töpferei umgewandelt ist. Außerhalb des Stephanshores schwenkten wir diesmal links und wanderten an der Nordmauer vorbei; sie ist hoch und mit wohlerhaltenen Zinnen und Thürmen versehen. Von hier aus bestürmten 1099, unter Anführung Gottfrieds von Bouillon, die ersten Kreuzfahrer die heilige Stadt und entrißten sie den Saracenen. Bald kamen wir auf einem schmalen Pfade zur riesigen Grotte, wo Jeremias in seinen Klageliedern die Zerstörung Jerusalems und des Tempels, so wie die Gefangenschaft der Juden und alle die Leiden, welche sie während des Krieges mit den Chaldäern trafen, so rührend beweint hat. Die davor sich befindliche Cisterne, mit Jer. XXXVII, 14 verglichen, gibt man irthümlich für den Kerker des Propheten aus. Im hübschen Gärtchen vor der Grotte wohnt ein Santone (muselmännischer Einsiedler), der vermittels eines Balschiffes den Eingang freundlich gestattet. Die gegenüber liegenden großen Steinbrücke im Innern des Berges Bezetha besuchte ich nicht, weil sie keine biblischen Erinnerungen enthalten.

Hierauf führte uns ein breiterer Weg, ganz in nördlicher Richtung, zu den angeblichen Gräbern der Könige. Warum diese Katakombe so heißt, kann ich mir nicht erklären, da die Geschichtsbücher des alten Testaments von keinem Könige sprechen, der dort begraben wurde. Herr Viebin und andere Alterthumskenner nehmen an, es sei wahrscheinlich eine Familiengruft der Königin Helena von Adiabene, die zur Zeit des Kaisers Claudius aus ihrem Reiche am obern Tigris nach Jerusalem kam und hier sammt ihren Kindern zum Judenthum übertrat (Flav. Jos. Alterth. 20). Eine große Vorhalle führt zu mehreren Grabgewölben hinab, an deren Felswänden sich Steinbänke hinziehen und Nischen angebracht sind, in denen man zer Schlagene Sarkophage aufbewahrt. Der in den Felsen künstlich eingehauene Bau- und die geschmackvollen Skulpturverzierungen oben am Stirnsfelde desselben berechtigen, auf ein Mausoleum vornehmer Leichen zu schließen.

Bis zu den weiter hinauf gelegenen Gräbern der Richter kamen wir nicht, weil die Hitze uns zu belästigen anfing und nebstdem der Freitag, an welchem die Türken ihren Sabbath

feiern und schon um elf Uhr des Morgens die Stadthore schließen, uns zur Rückkehr ermahnte. Unterwegs, etwa acht Minuten von Jerusalem neben der Jaffastraße, warfen wir noch einen Blick auf den obern Gihonteich mitten in einem muselmännischen Kirchhofe. Er hat zwar bloß zur Regenzeit Wasser, war aber für mich deswegen werkwürdig, da an ihm der Hohepriester Sadok und der Prophet Nathan, auf Befehl Davids, den Salomo zum König Israels salbten, während sein älterer Bruder Adonias mit seinen Anhängern unweit der Quelle Rogel ein Opfermahl feierte und sich der Krone gewaltfam bemächtigen wollte (III Kön. 1, 45), und da ebenfalls hier Jehova durch den Mund des Isaias an demselben die berühmte Weissagung hinsichtlich des Messias verkündigte: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Namen man Emmanuel, d. i. Gott mit uns, nennen wird.“ (Isaias VII, 14. IV Kön. 19.)

6. Der Haram-es-Scherif oder Tempelplatz auf dem Berge Moriah.

Wenn in früheren Zeiten ein Christ es gewagt hätte, diesen Platz zu betreten, so wäre er, als Religionsverleher, mit dem Tode bestraft worden, oder er mußte sich dem Gesolge einer fürstlichen Person, für welche die Türken eine Ausnahme machten, gelegentlich anschließen. Allein seit dem Krimmkriege ist er, die Freitage und das Ramadanfest ausgenommen, einem Jeden zugänglich; man bedarf nur einer Ermächtigung von Seiten des Pascha's, welche die in Jerusalem residirenden Consuln der europäischen Mächte ohne Schwierigkeit erlangen. Anfangs mußte man eine hohe Taxe bezahlen, dormalen ist sie aber auf fünf Franken herabgesetzt, die der Aufseher der Moschee Omar's als Geschenk bekommt.

Wie in allen frühern Umständen, so begünstigte mich auch hier wiederum das Glück oder vielmehr die haltende Fürsorge Gottes. Am ersten Abend nach meiner Ankunft in der Casa nuova machte ich Bekanntschaft mit einem vornehmen und frommen Herrn aus Paris. Unter Anderm sagte er mir, er werde des andern

Tages die Denkwürdigkeiten des Moriah besuchen, ob ich ihn nicht dahin begleiten wolle; er habe eben die Ermächtigung hiezu erhalten und dürfe einige Personen mit sich nehmen. Das Anerbieten war gar zu freundlich und erwünscht, als daß ich es hätte abschlagen sollen; indessen äußerte ich den Wunsch, zuvor noch meine Andacht in der Grabeskirche zu verrichten. — „Sehr gut“, erwiderte er, „erwarten Sie mich da: ich werde kommen und Sie dort abholen.“ — Gegen neun Uhr erschien er mit dem Dragoman des französischen Consulates, der in seiner stattlichen Uniform glänzte, und wir zogen mitsammen auf den durch große Geheimnisse unserer Religion verherrlichten und geheiligten Platz H a r a m - e s - S c h e r i f. Hier prangte ehemals der Tempel, in welchem der Engel Gottes dem Hohenpriester Zacharias die Geburt vom Vorläufer des Messias weissagte, die reinste und begnadigste Jungfrau ihre Jugendjahre zubrachte und später dem Herrn ihr göttliches Kind aufopferte, der zwölfjährige Jesus durch seine Antworten und Fragen die Schriftgelehrten in Staunen versetzte und nachher an den hohen jüdischen Festen seinen himmlischen Vater verherrlichte, die ewigen Heilslehren verkündete und ihre Wahrheit durch Wunder bekräftigte. O, welche Wonne, welcher süße Trost, wenn ich das Glück gehabt hätte, dieses Heiligthum zu schauen und darin dem Allbarmherzigen mein Preis- und Dankgebet darzubringen! Allein davon ist keine Spur mehr vorhanden; es ist jetzt eine Stätte der Gotteschändung und des traurigsten Aberglaubens.

Der ganze Bering bildet ein ungleiches Quadrat, circa fünf hundert Meter lang und drei hundert breit, dessen größten Theil Grasplätze und einzelne Cypressen und Delbäume einnehmen. Er würde, wie ich früher schon bemerkt, sich zu einem öffentlichen Spaziergange oder Volksgarten vortrefflich eignen; aber für Solches hat der Türke weder Sinn noch Geschmac. Das wichtigste Gebäude auf demselben ist die Omarmoschee, nach den Moscheen in Mekka und Medina das größte Heiligthum der Muhammedaner. Sie ist achteckig und hat einen innern Umfang von ungefähr fünf hundert Fuß; breite sechsstufige Treppen führen zu den vier Eingangsthoren, die nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, hinauf, und 56 farbige Glasfenster erleuchten das Innere. Die äußern Mauern sind unten mit Marmor und oben mit glasirten Ziegeln

bekleidet, auf welchen in goldnen Buchstaben Koransprüche geschrieben sind. Mitten über dem platten Dache erhebt sich eine neunzig Fuß hohe und mit einem gewaltigen Halbmonde gekrönte Kuppel. Zwei Kreisreihen von Säulen und Pfeilern bilden inwendig gleichsam ein doppeltes Ringelschiff um den Centralraum, der unmittelbar von der 45 Fuß diametraloffnen Kuppel überragt wird und von einem vergoldeten Eisengitter umschlossen ist. Hinter diesem, gerade im Mittelpunkte, liegt der Sakhras (der heilige Fels von einem künstlich geschnitzten Holzgitter umgeben ¹⁾). Dieser wunderbare Stein, von dem die Türken glauben, er sei vom Himmel herabgefallen, verdient wirklich unsere besondere Aufmerksamkeit.

Der rohe Felsblock hat ungefähr elf Meter in's Gebierte und in der Mitte ein rundes senkrechtcs Loch; nackt und ungehauen schiebt er auffallend gegen die reichen Verzierungen des Gebäudes ab. Das über ihm in Mannshöhe ausgespannte Tuch von grüner und rother Seide erinnert, nach der Aussage der Moslemin, an das Zelt, welches Allah dem Adam schenkte, als dieser die Eva, die er hundert Jahre lang verloren hatte, endlich auf einem Berge bei Mekka wiederfand. Noch mehrere andere Fabeln und Legenden hinsichtlich des Sakhras, so wie des ganzen Haram-es-Scherif, erzählte uns der Imam mit voller Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, und da sie bei den Bekennern des Islam Glaubensartikel sind, so mußten wir ernst und erbaulich zuhören, um nicht den muselmännischen Fanatismus zu reizen und uns Unannehmlichkeiten auszusetzen. Curiositäts halber will ich einiger derselben hier gedenken.

Am äußersten Westende des Steines sieht man etwas, wie den Abdruck einer Hand, was die Muselmänner für das Handzeichen des Erzengels Gabriel halten. Muhammed ritt nämlich eines Tages auf seinem Schimmel Alborak gen Himmel, um dort wichtige Geschäfte zu erledigen; da hob sich der Sakhras und wollte dem Propheten folgen; Gott gestattete jedoch nicht, daß die Erde dieses heiligen Kleinodes beraubt werde und sandte Gabriel, der

¹⁾ Deswegen nennen die Türken die Omarmoschee Kubbet-es-Sakhras (Kuppel des Steines).

ihn anhielt und das Gepräge seiner Hand auf demselben zurückließ. Daneben wurde uns die Fahne des Propheten gezeigt, welche um den Schaft der Lanze gewickelt ist, und das entfaltete Banner des Khalifen Omar, dann die Sättel des Borak, welche in Wirklichkeit nichts Anders sind, als Stücke eines weißen Marmorgesimses.

Beim Bab-el-Ginne (Nordthor) ist im Fußboden des ersten Kreis Schiffes eine Jaspisplatte eingemauert, in welche Muhammed selbst neunzehn Nägel eingeschlagen hat; am Schlusse eines jeden Jahrhunderts sondert sich ein Nagel ab und geht, um den Thron Allah's zu befestigen: wenn alle verschwunden sind, erscheint das Ende der Welt. Eines Tages schlich der böse Geist in die Moschee hinein und wollte die Nägel herausreißen, um sogleich das Weltende herbeizuführen; Gabriel aber ertappte ihn, prügelte ihn ordentlich durch und vertrieb ihn für immer aus dem Heiligthum. Es sind, wohl gemerkt, nur mehr drei Nägel und ein halber vorhanden. Hierauf führte uns der gefällige Imam fünfzehn Stufen hinab zu einer Krypte, deren Decke der Sakhrab bildet, und behauptete, der Wunderstein schwebt in der Luft, und die Mütter der zwei großen Propheten Muhammed und Issa stützen ihn vermittelst eines unsichtbaren Palmzweiges. Wegen Vermauerung des Hintertheils läßt sich die sonderbare Mähre weder bestätigen noch wegläugnen; ohne Zweifel hängt der gewaltige Block mit dem Felskörper des Moriah zusammen, wie das auch mit den übrigen Höhlen in und um Jerusalem der Fall ist, deren oft weit herausstehende Wölbungen Vorsprünge größerer Felsmassen sind. Ueber dem Eingange ragt ein Theil desselben empor, welcher Zunge heißt, und zwar aus folgendem Grunde: auf ihm schlief der Patriarch Jakob, während er die Erscheinung der Engelsleiter hatte; als nun der Khalif Omar das auf demselben zurückgelassene Kopfkissen entdeckte und entzückt ausrief: „Esselam aleik“ (das Heil über dich), würdigte der übernatürliche Stein zu antworten: „Aleik esselam“ (über dich das Heil)!

Auch das Loch oben in der Mitte verdankt sein Entstehen einem Wunder. Einst brachte der Borak den Propheten in diese Grotte; hingerissen durch sein inbrünstiges Gebet, stieß der Liebling Allah's den Kopf an die Sakhrabdecke; sie wurde weich wie Wachs, öffnete sich und nahm ehrfurchtsvoll das Gepräge des großen

Turbans an. — Nicht nur Muhammed besuchte und verehrte den himmlischen Stein, sondern schon vor ihm hatten es viele ansehnliche Männer, wie Abraham, David, Salomo, Elias, Issa gethan; die Stellen, wo sie unter demselben gebetet haben sollen, sind durch kleine Denkmäler bezeichnet. — Stampft man mit dem Fuße auf den Boden, so spürt man unter sich den dumpfen Klang einer Höhlung: diese ist der Seelenbrunnen, wo jede Woche von Donnerstag auf Freitag und von Sonntag auf Montag die Geister der verstorbenen Gläubigen sich sammeln, um Allah zu loben und zu preisen. ¹⁾

In der südlichen Mauer des Gebäudes, etwa zwei Meter hoch, bemerkt man eine Marmorplatte, deren Andern mit der Abbildung zweier Vögel eine gewisse Ähnlichkeit haben; das sind nun versteinerte Eistern. Als nämlich Salomo den Tempel vollendet hatte, verlangte er, daß demselben alle Thiere zum Beweise ihrer Unterwürfigkeit einen Tribut darbringen sollten. Der Löwe opfert seine Mähne, der Elefant seine Zähne, der Strauß seine reichsten Federn, das Rhinoceros seine einzige Waffe, die Bienen eine ausgefuchte Honigwabe, die Republik der Ameisen den Schenkel einer Heuschrecke. Bloß die Vögel, von der Eister aufgehetzt, verweigerten den Gehorsam. „Warum“, sprach die Uberschämte, „sollen wir unserer Würde und Unabhängigkeit entsagen? Kann Salomo, trotz aller seiner Weisheit, unsere Freiheitsliebe bestrafen? Bleiben wir, wo wir sind, und beweisen wir ihm, daß nicht die ganze Natur ihm unterthan ist.“ Ihr widerspenstiger Vorschlag wurde angenommen. Nun aber redete bekanntlich der große König alle Sprachen und verstand auch die der Vögel. Ihre Widerspenstigkeit merkend, berief er sie zu einer allgemeinen Versammlung, und wirklich kamen einige Tage nachher Abgeordnete jeder Gattung der geflügelten Nation um den heiligen Felsen und beriethen, wie sie dem Salomo huldigen sollten, ohne sich deßhalb zu erniedrigen

¹⁾ Abgesehen von solchen Albernheiten, hat der Sathrah eine hohe alttestamentliche Bedeutung. Er bezeichnet genau die Tenne Ornan's, welche David kaufte, um Jehova einen Altar darauf zu errichten, und zum spätern Tempel bestimmte (I Paralip. 21, 18—28; 22, 1). Auf diesen Stein wurde die Bundeslade gestellt, und der Platz das Heiligste der Heiligthümer (sanctum sanctorum) genannt, welches der Hohepriester nur einmal des Jahres betreten durfte und zwar am feierlichen Versöhnungsfeste (Vgl. III Mos. 16, 29).

und auf ihre Selbstständigkeit zu verzichten. Er hatte sich in der Nähe versteckt, um ihre Reden zu vernehmen, und über den Geist, der sie belebte, urtheilen zu können. Unter ihnen befanden sich zwei Elstern mit scharf gewekten Zungen. Die erste ergriff das Wort und sprach: „Warum sollen wir, meistens bessere Baumeister, als die Menschen, von ihrer Hand aufgehäufte Steine begrüßen? In unsern freien Lüften und Wäldern laßt uns dem Schöpfer unsere Opfer und Gebete darbringen!“ Die zweite öffnete den frechen Schnabel und fügte, der Gebatterin Beifall klatschend, hinzu: „Nein, die zugemuthete Erniedrigung dürfen wir uns nicht gefallen lassen: dieser Tempel ist nichts in unsern Augen; wir spotten seiner und dessen, der ihn erbaut hat. Was verhindert uns, über denselben hinwegzufliegen, uns auf denselben zu setzen und ihn mit unserm Kothe zu besudeln? Salomo mag auf der Erde befehlen; aber wir sind frei in der Luft, und seine Macht wird uns nicht erreichen.“ — Da trat Salomo, der ungesehen ihre revolutionären Worte belauscht hatte, entrüstet hervor und rief mit donnernder Stimme den beiden Aufwieglern entgegen: „Unsinnsige Vögel! die vom Allerhöchsten unterstützte Hand kann auch die Luft einkertern: um es euch zu beweisen und euern Uebermuth zu strafen, befehle ich, daß ihr bis zum jüngsten Tage als Sklavinnen an der Mauer dieses Heiligthums, das ihr so schändlich verachtet habet, unbeweglich haften sollet, was augenblicklich in Erfüllung ging.“

Dem Südthor der Moschee gegenüber ist eine Halle mit vier Bogenwölbungen; dort hängt die unsichtbare Waage, auf welcher beim letzten Gerichte die Verdienste und Verschuldungen einer jeden Seele abgewägt werden. Nach bestandener Probe passiren sie die nahe gelegene Brücke Sirath, welche von der Stadtmauer bis zur Höhe des Delbergs über das Thal Josaphat gespannt und feiner ist, als die Schärfe eines Rasirmessers; kein Sterblicher kann sie daher wahrnehmen, außer einigen besonders frommen und dazu begnadigten Moslemin. Die unschuldigen Seelen werden von ihren Engeln geleitet, damit sie nicht wanken; die sträflichen aber werden das Gleichgewicht verlieren, in's Thal hinabstürzen und der Hölle anheim fallen. — An diese altmütterlichen Mährchen glauben die Muhammedaner, wie wir an die Wahrheiten des Evangeliums.

Aus der Kubbet-es-Sakhrab gingen wir in die 150 Schritte südlich gelegene Afjamoschee, ein ansehnliches Gebäude mit einem Hauptschiffe und sechs Seitenschiffen, das früher eine christliche Kirche war und den ursprünglichen Charakter noch bewahrt hat. Mehrere Säulen tragen das Obergebälk; zwei davon stehen so nahe beisammen, daß ein Mann von gewöhnlicher Dide kaum zwischen denselben hindurch dringen kann. Sie heißen Probesäulen, weil, gemäß einer Sage der Muselmänner, diejenigen, welche ohne Mühe hindurchgehen, nach dem Tode unmittelbar in's himmlische Paradies gelangen. Wehe aber den Wohlbeleibten, wohin sollen denn sie kommen? Ich wagte nicht, den Versuch anzustellen. Jedoch Spaß bei Seite: der Ort muß uns heilig und ehrwürdig bleiben. Hier befand sich der Theil des Tempelcomplexes, wo die gottgeweihten Jungfrauen wohnten, unter denen sich auch die engelreine Tochter Joachim's und Anna's befand; hier soll die Mutter Jesu ebenfalls ihr göttliches Kind seinem ewigen Vater vorgestellt haben, und somit wäre das zugleich der Platz, wo die fromme Anna, Phanuels Tochter, und der greise Simeon den neugebornen Heiland erkannten und anbeteten.

Am südöstlichen Punkte des Moriah, oberhalb der Quelle Siloe, stiegen wir in eine unterirdische Kammer hinab, die Wiege Jesu Christi genannt wegen eines muschelförmig ausgehauenen Marmors, der daselbst in horizontaler Lage unter einer von vier kleinen Säulen getragenen Platte ruht und eine Nische oder eine Badewanne für einen Säugling gewesen zu sein scheint. Dort soll der gottesfürchtige Simeon gewohnt und, wie bereits oben gesagt, mehrere Tage hindurch der hl. Familie eine liebevolle Gastfreundschaft erwiesen haben. Im Mittelalter war diese Kammer eine Kapelle; gegenwärtig ist sie eine Moschee, welche die Türken Sa'ïdna-Nissa (Heiligthum Jesu) nennen.

Den Kopf mit allerlei Gedanken und das Herz mit allerlei Empfindungen angefüllt, spazierten wir noch eine Weile auf dem freien und ebenen Tempelplatze hin und her; endlich traten wir zum nördlichen Eingange hinaus, kamen in die Straße des Ecce homo und von da wieder in unser Hospitium, wo uns das Mittagessen erwartete.

Das sind ungefähr die vorzüglichsten Heiligthümer und

Denkmäler, die ich in Jerusalem und der nächsten Umgebung besucht und betrachtet habe und wegen ihrer außerordentlichen Wichtigkeit etwas näher beleuchten zu müssen erachtete; es bleibt aber noch ein erwähnenswerther Ausflugszug zu erzählen übrig.

7. Die Thränenmauer, der Hiskiasteich.

Den Nachmittag des 21. Februar benutzte Herr Lievin, mich zum Augenzeugen eines sehr rührenden Schauspiels zu machen, welches jeden Freitag von den Juden aufgeführt wird. Er führte mich zur Klage- oder Thränenmauer hinab, deren unterer Theil noch ein Ueberrest des alten Tempelberinges ist und höchst wahrscheinlich bis zur Zeit Salomo's hinaufreicht. Vor derselben ist ein gepflasterter Platz, dreißig Meter lang und vier breit.

Dieser war angefüllt von einer Menge Menschen, die kläglich beteten und sangen, die kalten Steine küßten und mit ihren heißen Thränen benetzten. ¹⁾ Ihre Hauptlitaneien lauten in der Uebersetzung:

I.

Rabbiner: Wegen der Königsburg, die verwüstet ist

Volk: sitzen wir hier und weinen.

R. Wegen des Tempels, der zerstört ist

V. sitzen wir u. s. w.

R. Wegen der Mauern, die niedergerissen sind

V. sitzen wir u. s. w.

R. Wegen der Herrlichkeit, die vergangen ist

V. sitzen wir u. s. w.

R. Wegen unserer großen Männer, die umgekommen sind

V. sitzen wir u. s. w.

R. Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind

V. sitzen wir u. s. w.

¹⁾ Die Steine sind zwei bis drei Meter lang, verhältnismäßig dick und sorgfältig behauen; an etlichen Stellen ist übrigens die Südostseite des Haramplatzes mit Quadern eingefast, die 19 bis 25 Fuß in der Länge messen.

R. Wegen der Priester, die gestrauchelt haben
B. sitzen wir u. s. w.
R. Wegen der Könige, von denen sie verachtet worden sind
B. sitzen wir u. s. w.

II.

R. Wir bitten dich, o Herr, erbarme dich Sions!
B. Versammle die Kinder Jerusalems!
R. Wohlan, beeile dich, o Retter Sions!
B. Sprich zu Gunsten Jerusalems!
R. Schönheit und Majestät umgebe Sion!
B. Schaue gnädig auf Jerusalem!
R. Bald werde wieder hergestellt die Herrschaft Sions!
B. Tröste die, welche weinen über Jerusalem!
R. Friede und Glück mögen einkehren in Sion!
B. Und die Ruthe der Macht erhebe sich in Jerusalem!

So sah ich mit eignen Augen die Worte des Propheten Jeremias XXX, 15 erfüllt: „Was schreiest du über deine Zerschmetterung? Unheilbar ist dein Schmerz! Um der Menge deiner Missethaten willen und um deiner schweren Sünden wegen habe ich dir das gethan.“

In Jerusalem ist kein Volk elender als die Juden; auch sind sie stets düster, stets melancholisch, und mit Recht: sie kommen aus allen Theilen der Erde, um da zu wohnen und zu sterben, und finden da keinen andern Trost als Wehklagen. Herzerreißend ist das Schauspiel, sie nach ihrer Befreiung seufzen zu sehen in eben derselben Stadt, wo sie den, der sie zu erlösen erschienen war, gekreuzigt haben! Ach, wie schrecklich sind heute noch für sie jene Verwünschungen ihrer Voreltern, die mit dem Blute des Heilandes sich bedeckend, dem zagenden Pilatus zuschriean: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“ (Matth. XXVII, 25.)

Wohl eine Stunde verweilte ich unter den Trauernden, durch ihre lebhafteste Glaubensstreue erbaut und über ihr vergebliches Jammern und Flehen tief betrübt.

Hierauf wandten wir uns zum schwachen Reste der Brücke,

welche, vor der Zerstörung der Stadt über das Käsethal geschlagen, die Berge Moriah und Sion miteinander verband, und von wo aus Titus, nach seiner letzten Aufforderung zur Uebergabe, den noch einzigen Zufluchtsort der Empörer, nämlich die Burg David's, erstürmte. Sodann gingen wir durch ein Wäldchen hoher Cactusstauden und warfen einen Blick auf die Ruinen des ehemaligen Tempelherrn-Gebäudes an der südöstlichen Ringmauer. Jetzt kehrten wir zurück, erstiegen mehrere steile und enge Gassen bis zum großen Bazar, an dessen Ende wir rechts in ein Waarenmagazin eintraten. Der Inhaber, ein braver Malteser, hatte die Gefälligkeit und verwilligte es uns gern, von seinem Stubensfenster hinunter den Teich des Hiskias (Ezechias), jetzt von den Christen gewöhnlich Patriarchenteich genannt, mit aller Behaglichkeit zu betrachten. Das geräumige Wasserbecken ist rings von Häusern umgeben; seine Länge beträgt 240, die Breite 142 und die Tiefe durchschnittlich sechs Meter. Den Zufluß erhält er durch einen aus dem obern Sihonteiche ¹⁾ gezogenen Canal, und ist wahrscheinlich der untere Teich, den Ezechias beim Herannahen des Sennacherib ausgraben ließ, um das Wasser aus dem oberen Teiche in die Stadt zu leiten (IV Kön. 20, 20; II Paralip. 32, 30; vgl. Jf. XXII, 11). ²⁾ — Endlich begaben wir uns über den Sion nach Hause.

8. Nach Betlehem und St. Johann.

Diese zwei Ortschaften bilden mit Jerusalem fast ein geradwinkliges Dreieck, und keines ist zwei volle Stunden von den andern entfernt. Um so mehr durfte ich nicht unterlassen, die Geburtsstätte des Weltheilandes sowie die seines erhabenen Vorläufers zu besuchen und dort das Opfer meiner Dankagung darzubringen.

¹⁾ Unter Gihon hat man sich dreierlei zu denken: 1. die nordwestliche Höhe vor dem Zaffathor; 2. das sie durchfurchende Thal; 3. den Bach, welcher zur Regenzeit sich hier bildet, durch das tiefere Gehenna hinabfließt und in den Cedron mündet.

²⁾ Manche Bibelerklärer halten dafür, daß der Teich Salomo's (Virket-es-Sultan) zwischen dem Gihon und dem Hinnom zu verstehen sei; höchst wahrscheinlich jedoch ist dieser der II Esda 3, 16 erwähnte Teich Afsuja (der gemachte, künstlich angelegte).

Die nächst folgenden Tage waren dazu bestimmt; allein das regnerische Wetter des andern Morgens schien die unmittelbare Vollziehung unserer projectirten Excursion zu verhindern.

Gegen Mittag aber heiterte der Himmel sich wieder auf, und um zwei Uhr kam mein unermüdlicher Führer mit zwei Pferden, einem Maulthier und einem Muler, mich abzuholen. Ein Fuchs arabischer Race, schön und kräftig, aber sonst sanft wie ein Schaf, nahm mich auf seinen europäischen Sattel, und nun ging es wieder durch's Jaffathor hinaus, links um an der Seite des Thales Sijon und neben dem Berge des bösen Rathes vorbei, in's Thal Rephaim, wo David zweimal die Philister schlug (II Kön. 5, 22). Unterwegs machte mich Herr Liebin auf mehrere biblische Erinnerungen aufmerksam. Nach einem Ritte von etwa vierzig Minuten zeigte er mir den ehemaligen Platz eines uralten Therebintenbaumes, unter dessen Schatten die hl. Familie ausruhte, als Maria von Bethlehern nach Jerusalem wanderte, um nach dem Gesetze ihren erstgeborenen Sohn dem Herrn darzustellen.

Die Therebinte wurde 1646 vom Eigenthümer des Grundstückes verbrannt, weil die zahlreichen Christen, welche sie zu verehren kamen, ihm die Feldfrüchte beschädigten. — Etwas weiter, links an der Straße, liegt die Dreikönigs-Cisterne, auch Brunnen des Sternes genannt. Der Text des Evangeliums (Matth. II, 10) scheint nämlich darauf hinzudeuten, daß bei ihrem Einzuge in Jerusalem die Weisen des Morgenlandes das Gesicht des sie leitenden Sternes verloren hatten. Als sie nun auf ihrem Wege nach Bethlehern hier die Kameele tränkten und ausruhten, soll er ihnen wieder erschienen sein. Noch weiter kamen wir an die Stelle, wo man den Engel Gottes dem Habakuk befehlen läßt, das Essen, welches dieser seinen Schnittern trug, dem Daniel in die Löwengrube zu bringen. (Dan. XIV, 32 ff.) Jetzt erreichten wir das sogenannte Erbsenfeld, an welches sich folgende Legende knüpft. Eines Tages ging Jesus (nach Andern seine Mutter) da vorbei, während ein Mann beschäftigt war, den Acker mit Erbsen zu besäen. Er fragte ihn: „Guter Freund, was säest du da?“ Der Bauer spottete seiner und sagte: „Ich säe Steine!“ — „Nun gut“, versetzte Jesus, „Steine säest du, und Steine sollst du ernten!“ Das Wort des Herrn ging in Erfüllung: noch heute ist das Feld

fruchtbar und von Steinchen überzogen, welchen die Gestalt und Dicke der Erbsen geblieben ist. Nach einer andern Volksage war es das Feld, auf dem die Linjen wuchsen, für welche Esau seinem Bruder Jakob das Recht der Erstgeburt verkaufte. ¹⁾

Nahе dabei, auf der rechten Seite des Weges, bezeichnet ein Thurm die Stelle, wo derselbe Jakob, als er aus Mesopotamien kam, seine Zelte aufschlug, und wo Rachel die Geburt des Benjamin mit ihrem Leben erkaufte. Das kuppelartige Denkmal ist über ihrem Grabe errichtet.

Endlich lag Bethlehem nahe vor unsern Augen und lächelte mir freundlich entgegen. Unsere Reithiere marschirten wackeren Schrittes die Seite des Berges hinauf; wir durchzogen die Stadt ihrer Länge nach bis zu dem am Ende derselben gelegenen Franziskanerkloster, das uns eine liebe, herzliche Aufnahme gewährte. Neben ihm liegen zwei den schismatischen Griechen und Armeniern gehörige Kloster, und dazwischen erhebt sich über der Geburtsstätte des Menschensohnes die Ehrfurcht gebietende Basilika, als gemeinschaftliches Eigenthum der drei Glaubensbekenntnisse. Wie an fast allen heiligen Orten Palästina's, so besitzen auch hier die Anhänger des Pothus den schönsten und größten Theil des Sanctuariums; indessen gehört die sich darin befindliche Katharinenkapelle ausschließlich den Lateinern, und sie steht durch eine Seitenthüre mit den unterirdischen Grotten in Verbindung. Bei meiner Ankunft (vier Uhr) gönnte ich mir kaum die Zeit, eine Tasse Kaffee ruhig zu genießen: es drängte mich ein unwiderstehlicher Trieb zu der geheimnißvollen Stelle, wo das Wort Fleisch geworden ist und unter uns zu wohnen angefangen hat. Ich stieg mit meinem erfahrenen Begleiter hinab und erblickte sogleich an der linken Wand eine niedrige Bogenwölbung, deren Boden von einer großen Marmorplatte bedeckt ist. Ihre Mitte ziert ein rund eingelegter

¹⁾ Es sei hier, was eigentlich schon früher hätte gesehen sollen, ein für allemal bemerkt, daß ich diese, so wie die vielen andern Volksagen und Legenden einfach in kategorischer Form erzähle, ohne ihre Glaubwürdigkeit abzuschwächen noch zu bekräftigen: meinem Grundsatz getreu, will ich bloß die Rolle eines rein objectiven, unbefangenen und vorurtheilsfreien Berichterstatters übernehmen.

Jaspis, umgeben von einem silbernen Strahlenfranze mit der Circular-Inschrift: „Hic de virgine Maria Christus natus est.“ (Hier wurde von der Jungfrau Maria Christus geboren.) Um die Wölbung brennen Tag und Nacht fünfzehn kostbare Ampeln, von denen vier den Lateinern, fünf den Armeniern und sechs den Griechen gehören. Ein heiliger Schauer durchrieselte mein Herz; kaum meiner selbst bewußt, sank ich auf die Kniee, küßte dreimal den hellglänzenden Stern und betete: „Sei gelobt und gepriesen, allbarmherziger Gott, der Du die sündigen Menschen so sehr geliebt, daß Du ihnen Deinen ewig eingeborenen Sohn hingabst, damit Alle, die an ihn glauben, selig werden!“

Ungefähr drei Meter davon gibt eine mit Marmor bekleidete und von fünf Lampen erleuchtete Felsbank den ursprünglichen Platz der Krippe an, welche dem neugeborenen Jesuskindlein zur ersten Lagerstätte gedient und jetzt zu Rom in der prachtvollen Basilika Maria Maggiore aufbewahrt wird. Nahe gegenüber kennzeichnet ein den hl. drei Königen geweihter Altar die Stelle, wo diese dem göttlichen Kinde ihre Geschenke und ihre Huldigung darbrachten. Der übrige Theil der geräumigen Grotte bildet gleichsam einen regelmäßigen Saal, der elf Meter lang, vier breit ist, und den der weit hervorstehende Fels, auf welchem man die hohe Basilika erbaut hat, überdeckt. Dieser ist unten durch ein steinernes Gewölbe und mehrere Säulen gestützt, weil er ohne diese Vorkehrung sicherlich von der Wucht des Gebäudes erdrückt worden wäre. Hier hing an der Wand eine alte, abgenutzte Tapete, deren noch vorhandene Stücke offenbar beweisen, daß sie von den Lateinern herkam und mithin den römischen Katholiken gehörte. Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Jerusalem wollten die Franziskaner, von der türkischen Regierung dazu ermächtigt, sie durch eine schöne neue, welche ihnen die Franzosen geschenkt hatten, ersetzen. Allein die böshafte Griechen suchten es zu verwehren und richteten an der heiligen Stätte einen entsetzlichen Gräuel der Verwüstung an. Sie zertrümmerten, wenn ich mich gut erinnere, den Dreikönig-altar und mißhandelten die guten Franziskaner der Art, daß mehrere von ihnen schwer verwundet und zwei für immer an ihren Gliedern gelähmt worden sind. In Constantinopel erkundigte ich mich beim französischen Gesandten, Herrn Grafen de Vogué,

nach dem Ausgange des Streites, und er sagte, er selbst habe sich in Betreff des Kaufhandels bei der hohen Pforte verwenden müssen; die Sache sei indeß zu Gunsten der Lateiner entschieden worden. Dagegen schrieb mir nach meiner Rückkehr Herr Lievin aus Jerusalem, die unseligen Zänkereien dauerten beständig fort, und die Franziskaner seien noch bei Weitem nicht für den erlittenen Verlust entschädigt, noch im ruhigen Genusse ihrer wohlbegründeten Rechte. Nach den Zeitungsberichten haben unlängst die Griechen und die Armenier daselbst ein ähnliches Trauerspiel aufgeführt.

Aus der gewölbten Höhle traten wir in verschiedene andere mit ihr zusammenhängende Grotten und kamen zuerst in die St. Josephskapelle, in dem innern Winkel errichtet, wo der fromme Pflegevater im Traume belehrt worden sein soll, daß Herodes nach dem Leben des göttlichen Säuglings trachte, und die Weisung erhalten habe, mit ihm und dessen Mutter nach Aegypten zu fliehen. Vier Stufen tiefer steht der Altar der unschuldigen Kinder. Als nämlich die Niedermeglung begann, hatten sich viele Mütter Bethlehems mit ihren Söhnchen dorthin geflüchtet, wurden aber entdeckt und sahen, wie man die jammernden Lieblinge ihres Herzens grausam hinschlachtete. Die jungen Märtyrer wurden hinter dem Altar begraben; jetzt sind ihre Gebeine jedoch verschwunden. Andere Höhlen dieses unterirdischen Raumes enthalten verschiedene Gräber; namentlich sind allda bestattet der hl. Hieronymus und sein Schüler Eusebius von Cremona, die hl. Paula von Rom und ihre Tochter Eustachium, welche alle an der Geburtsstätte des Menschenerlösers ihr Leben heiligten und beschloffen. Wie sehr ich mich auch anstrengen mochte, um die Aufeinanderfolge und den Zusammenhang der einzelnen Theile im Geiste zu bewahren, so hatte ich dennoch nur ein verworrenes, mangelhaftes Bild zu Stande gebracht und damit durfte ich mich nicht begnügen; allein die große Müdigkeit gestattete mir nicht, die Rundschau von Neuem zu beginnen, und nebstdem erwartete uns das Abendessen.

Ich ging frühzeitig zu Bette; mein Schlaf war aber kurz und unruhig, denn er wurde zu sehr gestört durch die Sehnsucht nach dem zu wiederholenden Besuch der geheimnißvollen Heiligthümer. Bereits um halb fünf Uhr wandelte ich in den unterirdischen Grotten umher, während die Priester der drei christlichen

Glaubensbekenntnisse oben in den respektiven Kirchen ihren Gottesdienst hielten. Gegen acht Uhr ward mir die Gnade bescheert, auf dem Dreikönigsaltar zwischen der Geburtsstätte und der Krippe meine Messe zu lesen; ich verrichtete mit innig gerührtem Herzen das Opfer des Neuen Bundes zum Troste meiner seligen Eltern theuersten Andenkens.

Unmittelbar nach dem Frühstück standen die Pferde gesattelt vor dem Thore, um uns zur Hirtengrotte zu tragen, die bloß eine kleine halbe Stunde entfernt liegt. Der Pfad dahin ist meistens jäh und mühsam; da es aber beständig hinabging und die Hitze noch nicht drückend war, so zog ich die Fußwanderung vor. Unterwegs machten wir einen Abstecher zum Hause, welches der hl. Joseph vor seiner Vermählung bewohnt haben soll, fanden jedoch nur mehr die in den Felsen eingehauenen Fundamente. In ganz geringer Entfernung davon liegt das Dorf Beth-Sahur (Hirtenhaus), die angebliche Heimath der frommen Hirten, denen die Engel die frohe Botschaft verkündigten. Mitten im Dorfe befindet sich der Bir-Mirjam (Marienbrunnen), von dem die Volks Sage erzählt: „Eines Tages ging die Mutter Jesu, während ein Mann eben Wasser schöpfte, da vorbei und verlangte, aus seinem Eimer zu trinken; allein der hartherzige Mensch wies spöttisch auf die tiefe Cisterne hin und sprach: „Trinke daraus.““ Maria, voll Vertrauen auf Gott, nahte sich derselben, und siehe, das Wasser stieg wunderbar empor bis an den obersten Rand, und sie konnte, ohne eines Gefäßes zu bedürfen, bequem ihren Durst stillen. Als dies geschehen war, sank der Wasserspiegel zu seiner natürlichen Höhe zurück.“ Hinter dem Dorfe gelangten wir auf das Ackerfeld, wo der begüterte Booz von Bethlehem die emsige Mehrensammlerin Ruth aus dem Moabiterlande kennen lernte, die er später heirathete und zur Urgroßmutter des berühmten Königs David machte.

Endlich erreichten wir die ersehnte Hirtengrotte, gelegen in einem rechtwinkligen, mit Oelbäumen bepflanzten und einer rohen Mauer umgebenen Grundstücke. Wir stiegen eine steinerne Treppe von 21 Stufen hinab; ich betrachtete den Ort mit großer Aufmerksamkeit, kniete nieder und fügte den gewöhnlichen Ablaßbeteten den Lobgesang „Gloria in excelsis Deo“ hinzu. Inzwischen fing

die Sonne an sehr heiß zu brennen; ich schwang mich daher in den Sattel des mir nachgeführten Pferdes und ritt mit meinem Gefährten den Berg hinan zu der fünf Minuten hinter unserm Kloster gelegenen Milchgrotte. Zufolge einer allgemein verbreiteten Tradition flüchtete sich der hl. Joseph, vom Engel gewarnt, daß Herodes dem Jesuskinde nach dem Leben trachte, mit Maria und ihrem göttlichen Säugling in diese Höhle und wartete daselbst die günstige Stunde ab, um nach Aegypten zu entweichen. Verweilte die hl. Familie auch nur kurze Zeit an diesem Orte, so ist das schon ein mehr als hinreichender Grund, ihn allen Christgläubigen theuer und ehrwürdig zu machen.

Bethlehem (Brodhaus), auch Ephrata (die Fruchtbare) genannt, erhebt sich auf einem Kreidberge 2500 Fuß hoch über dem Meere, und wird daher von manchen Punkten in weiter Ferne erblickt. Die Umgegend ist viel freundlicher als die Jerusalems: die Thäler sind gut angebaut und reich an Getreide, die Berge mit Feigenbäumen, Oelbäumen und Weinreben bepflanzt. Die gegenwärtige Einwohnerzahl beläuft sich auf 5000, die fast alle der christlichen Religion angehören; Muselmänner findet man dort nur wenige, und Juden gar keine. Der Ursprung dieser Stadt verliert sich im dunkelsten Alterthum; aus der hl. Schrift ersieht man, daß sie schon über 1700 Jahre vor Christi Geburt bestand und die Heimath vieler berühmter Männer und Frauen war. Wir wollen jedoch bloß derer gedenken, welche mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes in Beziehung stehen, und uns die Umstände, welche zur Erfüllung der Messianischen Weissagungen eingetreten sind, aufzuklären suchen. Zu Bethlehem wurde David, der gloriwürdige Stammvater des verheißenen Messias, geboren und vom Propheten Samuel zum Könige Israels gesalbt; zu Bethlehem zeugte Jakob den künftigen Gemahl Maria's und Nährvater ihres göttlichen Kindes. Da die Gottesgebärerin die Hauptperson ist, die uns hier beschäftigt, so verdient sie mit Recht unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit. Ein alter und gelehrter Schriftsteller (der hl. Hippolyt, ein Schüler des Irenäus † 250) beschreibt ihre Abstammung folgender Maßen: Kurz bevor Herodes, während der Regierung Kleopatra's in Aegypten, den Thron des Reiches Juda bestieg, lebte zu Bethlehem ein Priester Namens Nathan, ein Nachkömmling Davids durch die Salomonische Linie. Seine Frau, aus dem nämlichen Geschlechte, beschenkte ihn mit

drei Töchtern: die älteste hieß Maria, wurde zu Bethlehern verheirathet und gebar die Salome; die zweite, Sabe genannt und ebenfalls zu Bethlehern verheirathet, gebar die Elisabeth, nachherige Gemahlin des Hohenpriesters Zacharias und Mutter des hl. Johannes des Täufers; die dritte Anna, Mutter der Maria, von welcher Jesus geboren wurde, hatte einen Israeliten Namens Joachim geheirathet und sich mit ihm zu Nazareth häuslich aufgeschlagen.“ Diesen Erzählungen gemäß sind die drei gottseligen Frauen Salome, Elisabeth und Maria von mütterlicher Seite her Geschwisterkinder und sonach rechte Basen gewesen. Die makellos empfangene und schon im Mutterchooße geheiligte Maria wurde in ihrem zarten Alter mit dem frommen Zimmermanne Joseph, der ebenfalls aus dem Davidischen Geschlechte abstammte, verlobt, und Beide wollten zu Nazareth in den keuschesten Eheverhältnissen zusammenleben. Inzwischen erschien der reinsten aller Jungfrauen, während sie in ihrem einsamen Kämmerlein andächtig betete, der Erzengel Gabriel und verkündete ihr, daß Gott sie zur Mutter des vielfach verheißenen Messias erkoren habe. Diese Botschaft, welche jede andere Erdentochter mit wonnigem Entzücken erfüllt hätte, erregte in ihr ganz andre Empfindungen, ängstliche Bedenklichkeiten, und sie erwiderte: „Wie soll denn das möglich sein, da ich keinen Mann erkenne?“ Erst als der Engel bemerkte, es sei so der unabänderliche Rathschluß des Allerhöchsten, und sie werde nicht auf natürlichem Wege, sondern durch die Kraft des hl. Geistes und ohne Einbüßung ihrer Jungfräulichkeit die Mutter-schaft erlangen, ergab sie sich in den Willen Gottes und sprach in tiefer Demuth: „Sieh, ich bin eine Magd des Herrn; es geschehe mir nach deinem Worte!“ Sie bewahrte aber dieses hohe Geheimniß in ihrem Herzen und wagte nicht einmal, es ihrem Bräutigam zu offenbaren; allein bald nach der Vermählung bemerkte Joseph den Zustand seiner jungen Gattin und konnte sich denselben nicht erklären. Der gerechte Mann war indeß ohne Argwohn und ging, um sie nicht in üblen Ruf zu bringen, mit dem Gedanken um, sie heimlich zu entlassen. Da erschien ihm ein Engel im Schlafe und sprach: „Joseph, du Sohn Davids, fürchte nicht, deine Frau Maria bei dir zu behalten, denn was in ihr

erzeugt worden, das ist vom hl. Geiste, und sie wird einen Sohn gebären, dem du den Namen Jesus geben sollst, weil er sein Volk von dessen Sünden erlösen wird.“ Das Alles ist geschehen, auf daß sich erfülle, was Gott sieben hundert Jahre früher durch den Mund des Propheten Isaias am obern Sihonteiche vorhergesagt hatte: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Namen sein wird Immanuel, d. i. Gott mit uns.“

Die Weisen des Morgenlandes, welche sich in Jerusalem erkundigten, wo der neugeborne König der Juden sei, dem sie ihre Huldigung zu erweisen gekommen waren, erhielten von den Priestern und Schriftgelehrten die Antwort: „Zu Bethlehem im Stamme Juda; denn so steht geschrieben durch die Propheten: „Und du Bethlehem im Lande Juda, du bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Juda's; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, welcher mein Volk regieren soll.“¹⁾ Nazareth, wo Joseph und Maria wohnten, lag aber in Galiläa, wenigstens fünf und zwanzig Stunden von Bethlehem entfernt. Wie ging es nun zu, daß die obige Verheißung erfüllt wurde? Einige Jahre vorher hatten die Römer das Judenland unterjocht, und der Kaiser Augustus ließ, als eben die Zeit der Geburt des göttlichen Heilandes herannahte, einen Befehl ergehen, diese ganze Provinz zu beschreiben, d. h. ihm eine genaue Kenntniß von der Volksmenge und den Vermögensumständen der einzelnen Stämme zu verschaffen. Da nun Geschlechtsregister aufgestellt wurden, so mußten Maria und Joseph, als Mitglieder der Familie Davids, sammt allen ursprünglichen Bethlehemiten, sich an einem bestimmten Tage im Orte ihrer Herkunft einfänden. Sie trafen am späten Abend ein und fanden alle Herbergen von Fremden überfüllt; vermuthlich waren nebstdem die Einquartierungspreise so hoch gestiegen, daß das mitgebrachte Geld des wenig bemittelten Ehepaars zur Kostenbestreitung nicht hingereicht hätte. Sie suchten

¹⁾ Die bei Michas V, 2 angeführte Prophezeiung lautet wörtlich: „Aber du, Bethleheyn Ephrata, zwar klein unter den Tausenden Juda's, aus dir wird hervorgehen der Herrscher Israels, dessen Ausgang (Geburt) ist von Anbeginn, von Ewigkeit her.“

daher ihr Obdach dicht hinter der Stadt in einer Felshöhle, die bei schlechter Witterung den Hirten zu einem gemeinsamen Stalle diente. Es war die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, jene hochgeweihte, ewig denkwürdige Nacht, in der vor 1875 Jahren das Wort Fleisch geworden ist, um unter uns zu wohnen. Seit dieser gnadenreichen Nacht ist der sonst gemeine, ärmliche Stall zu Bethlehem eins der größten Heiligthümer des Erdkreises geworden, dessen Anblick jedes gläubige Herz mit himmlischem Wonnegefühl beseligt und dessen Name von jedem wahren Christen mit tiefster Ehrfurcht ausgesprochen wird. — Diese Anmerkung, die ich der Belehrung und Erbauung wegen eingeschaltet habe, soll zugleich ein Abschiedsruß für Bethlehem und ein Vergißmeinnicht-Kränzchen für die allerheiligste Geburtsstätte sein. Denken wir jetzt wieder an die Fortsetzung unserer Wandererschaft und gehen wir auch die Stelle besuchen und verehren, wo der berühmte Vorläufer unsers Heilandes und strenge Bußprediger das Tageslicht erblickt hat. Dahin ritten wir nach dem Mittagessen; wir kehrten auf der Straße nach Jerusalem zurück bis hinter das Grabmal der Rebecka und beugten hier links in einen sehr steinigen und holperigen Pfad. Bald kamen wir in einer kleinen Senkung vor ein Dorf, wo die Einwohner desselben auf einem freien Platze einen Rundanz aufführten. Sie griffen sich in die Hände und sprangen lustig herum, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen; dann blieben sie stehen, erhoben laut schreiend die Hände gen Himmel und verneigten die Köpfe tief zur Erde, um dieselbe Komödie von Neuem zu beginnen. Wir hielten stille, um uns eine Weile an diesem sonderbaren Schauspiel zu ergötzen. Keiner meiner beiden Begleiter, obschon mit den Landesfitten bekannt, konnte mir erklären, was das zu bedeuten habe; wir glaubten, es sei sicherlich eine Hochzeitsfeier. Herr Liebin erkundigte sich darnach, und siehe, es war ein Leichentanz. Eben war Jemand von ihnen gestorben, und man freute sich, daß er, von der irdischen Leiden befreit, in den Genuß des himmlischen Paradieses gelangt sei. Während wir unterwegs über diesen eigenthümlichen, mit dem unsern so grell kontrastirenden Gebrauche verschiedene Betrachtungen anstellten und erörterten, welcher wohl der vernünftigste und rathsamste sei, lieferten uns die braven Reithiere auf die Höhe

von St. Johann, und wir erblickten den in schwindelnder Tiefe gelegenen Flecken und den jähen Abhang, der über Steinmassen hinunterführte. Mein Pferd und mein Sattel waren zuverlässig, aber ich traute mir selbst nicht: trotz meines Stemmens und Klemmens befürchtete ich, in den Abgrund zu stürzen und meine alten Knochen zu zermalmen. Ich stieg daher dreimal ab und folgte an den gefährlichsten Stellen zu Fuß meinen kühnern und gewandtern Mitreitern. Der Muter leitete an einem langen Seil meinen Gaul und war mir beim Ab- und Aufsteigen jedesmal behülflich. Wir gelangten unverfehrt zum Kloster der Söhne des hl. Franziskus, die uns mit der sie charakterisirenden Gastfreundschaft aufnahmen. Ihr Gebäude sieht aus wie eine kleine Festung und läßt sich vortheilhaft vertheidigen, was früher oft nöthig war, weil die meisten Inassen der Gegend sehr fanatische Muselmänner sind. Seit einigen Jahren beunruhigen sie jedoch die Patres nicht mehr und hegen sogar eine hohe Meinung von ihnen. Die Ursache hievon ist folgende: während einer lang anhaltenden Dürre, die einen sehr empfindlichen Wassermangel erzeugte, steheten die Muhammedaner viel, aber vergeblich, um Regen, und die Noth wuchs täglich. Da schlugen Einige vor, man möge sich an die Franziskaner wenden: „Diese sind zwar“, sagten sie, „Teufelsanbeter, aber dabei doch so fromme und gutherzige Leute, daß Allah (Gott) sie vielleicht erhören wird.“ Die Franziskaner, denen sie den Antrag machten, erklärten sich bereit, ihrem Wunsche zu willfahren, allein unter der Bedingung, daß sie, laut betend und singend, auf den Straßen herumziehen dürften, indem sie nur so sich einen glücklichen Erfolg versprechen könnten. Der Vorschlag wurde angenommen, und die Christen zogen mit Kreuz und Fahre prozessionsmäßig durch die Ortschaft; die Bekenner des Islam schauten ihnen in gespannter Erwartung zu. Noch vor der Rückkehr in die Kirche bedeckte sich der Himmel mit Wolken, und bald erquickte ein wohlthätiger Regen die lechzenden Gefilde. Von der Zeit an leben die Ortsbewohner in friedlichen Verhältnissen mit den Franziskanern und gestatten ihnen jedes Jahr, die Frohnleichnamsprozession öffentlich zu halten.

Raum waren wir installiert, so eilte ich zur Geburtsstelle des hl. Johannes, die sich in der Krypte der Klosterkirche befindet,

und beschloß mein Ablassgebet mit dem *Benedictus Dominus Deus Israel*, jenem Lobgesange, den hier der begeisterte *Zacharias* anstimmte, als seine hochbejahrte Frau ihn mit dem *Wunderlohne* beschenkte (Luk. I). — Durch die Anstrengung des Reitens waren meine Beine steif geworden, und ich schlug, um sie wieder geschmeidig zu machen, Herrn Liebin einen Spaziergang in die nächste Umgebung vor. Zuerst kamen wir zur Quelle *Min-Narim* (Brunnen des Weinstocks), welche dem Flecken den Namen gegeben hat; die Christen nennen sie *Madonnabrunnen*, weil, einer Ueberlieferung gemäß, die Jungfrau Maria, als sie bei ihrer Base *Elisabeth* drei Monate auf Besuch war, öfter dahin ging, um das für den häuslichen Gebrauch erforderliche Wasser zu schöpfen. Die Quelle liefert ein reichliches und vortreffliches Wasser, das nicht bloß für die Bedürfnisse der Ortschaft hinreicht, sondern nebstdem die vielen unterhalb gelegenen Gärten befruchtet. Von da stiegen wir auf einem ziemlich steilen, jedoch nicht schroffen Wege links die Seite eines Berges hinan und gelangten in einigen Minuten zu einer eisernen Thüre, die uns in's Heiligthum der Heimsuchung einführte. Die Tradition berichtet nämlich, dort habe *Zacharias* ein Landhaus besessen und eben bewohnt, als die *Elisabeth* den Besuch ihrer hochbegnadigten Base *Maria* erhielt und, vom hl. Geiste erfüllt, sie mit den Worten bewillkommnete: „Woher geschieht mir dies, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“ Im Geiste vernahm ich die Stimme der hehren Gottesmutter, welche beim Wonnegefühl ihres gnadenreichen Berufes an derselben Stelle ausrief: „Hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heilande“ u. s. w. Ich kniete nieder und betete mit lauter Stimme das ganze *Magnificat*.

Auf der Anhöhe gegenüber erhebt sich in hellem Glanze das großartige Institut, welches *Pater Ratisbonne* zum Sommeraufenthalt für die Schwestern unserer lieben Frau von Sion und ihre Zöglinge erbaut hat. Er tadelte mich nachher, daß ich mir nicht die Mühe gegeben, es zu besuchen; allein von *Min-Narim* aus ist der Weg dahin sehr beschwerlich, und übrigens erlaubte die

herannahende Nacht uns nicht mehr, ihn zu erklimmen. Wir kehrten also direkt, wie wir gekommen waren, nach unserm Kloster zurück. Als wir an der obengenannten Quelle vorübergingen, waren wir Zeugen eines drolligen Auftrittes. Ueber dieselbe ist eine Art Pavillon errichtet, welches zum Versammlungsplatze der Gemeinde dient. Es standen da mehrere Männer, die lebhaft disputirten und unter denen einer sich durch seine Amtskleidung auszeichnete: an seiner Seite hing ein krummer Säbel und in der Rechten schwang er einen weißen Stoc, mit dem er bald Diesen, bald Jenen ordentlich durchprügelte. Ich frug, was da vorgehe, und Herr Liebin sagte, es handle sich vermuthlich um die Eintreibung der Staatssteuern, und der Regierungsbeamte züchtige die säumigen Zahler.

Des andern Morgens las ich die hl. Messe in der Grottenkapelle, deren Altar die Geburtsstätte des Täufers bedeckt, und um acht Uhr trugen uns die frommen Reitthiere nach Jerusalem zurück, wo wir bereits gegen zehn Uhr ankamen. Eine halbe Stunde vor dem Jaffathore lehrten wir in das den Georgiern gehörige Kloster des hl. Kreuzes (Deir-el-Mujallabe) ein, das ebenfalls in der Gestalt einer festen Burg aufgeführt ist und die Stelle des Delbaums, aus dessen Holze das Kreuz Christi gezimmert wurde, einnehmen soll; außer dieser Erinnerung bietet das Gebäude nichts Merkwürdiges dar.

Es blieb mir nun noch übrig, das Jordanthal und die Gebirge des nördlichen Palästina zu durchwandern; allein man rieth mir diese Reise absolut ab, und Jeder, der mit den Verhältnissen jener Gegenden vertraut ist, weiß, daß sie sich nur in Karavanen oder größern Gesellschaften unternehmen läßt. Ich machte daher den Abschluß mit meiner eigentlichen Pilgerfahrt, der herrlichsten und gnadenvollsten, welche das Christenthum kennt. Ich hatte die hochheiligen Orte, wo der Welttheiland geboren, gekreuzigt, in's Grab gelegt worden, von den Todten auferstanden und gen Himmel gefahren ist, gesehen und verehrt; ich hatte mich, nach 1873 Jahren, mit eignen Augen und Händen von der Wahrheit meines Glaubens überzeugt, ein Glück, mit dem kein anderes hier auf Erden zu vergleichen ist. Möchte ich nur, jetzt in meine Heimath und meine alltäglichen Verhältnisse zurückgekehrt, den frommen

Entschlüssen, welche die heiligen Stätten in mir erweckt haben, mein Leben lang treu bleiben und die Gnaden, deren ich an denselben theilhaftig wurde, gewissenhaft benutzen und verwerthen! Möchte ich in der Todesstunde den auf der Stätte der Geburt und der Auferstehung meines göttlichen Erlösers gesegneten und mit der Medaille des heiligsten Vaters geschmückten Rosenkranz und die Wachskerze, welche ich bei der Procession durch die Räume der Grabesbasilika getragen habe, in den Händen, die Kraft und den Trost verspüren, ohne Furcht und Zittern die für eine Ewigkeit entscheidende Wandererschaft anzutreten, deren Ziel das himmlische Jerusalem ist!

• Ich konnte mich indessen mit dem Gedanken der Abreise nicht befreunden und verschob sie noch zehn volle Tage, die ich nebst der Ruhe und Erholung verschiedenen Zwecken widmete. Es wurden viele Briefe geschrieben, für Herrn Liebin Janner's interessante Abhandlung über die Ruinen Baalbel's aus dem Deutschen in's Französische übersetzt, der Sion, der Delberg, die Thäler Josaphat und Ben-Hinnom, die Klagemauer, kurz alle Hauptheiligthümer neuerdings besucht und betrachtet, um meinem Gedächtnisse ein klares, unverwischliches Bild von ihrer Lage und Gestalt einzuprägen. Ich wanderte täglich in den Hallen der Grabeskirche herum, theilte mich noch zweimal an der Abendprocession und ließ die frommen Andenken, die schon auf der Geburtsstätte Jesu Christi gesegnet worden waren, ebenfalls auf dessen Auferstehungsplätze benediciren. Ferner entledigte ich mich gewisser mir obliegenden Pflichten und Verbindlichkeiten: ich brachte beim ungarischen Pater Franz meine Gewissensangelegenheiten wieder in Ordnung, nahm Abschied von den Franziskanern in St. Salvator, vom Bischof Bracco (jetzt Patriarch von Jerusalem), vom Pater Ratisbonne und den Priestern des österreichischen Hospizes. Ich suchte den Banquier Bergheim auf, wechselte bei ihm zwei Creditbilletts gegen französisches Gold aus und überbrachte dem General-Custos des hl. Landes eine angemessene Entschädigung für den in der Casa nuova veranlaßten Kostenaufwand; desgleichen erhielt mein vortrefflicher Kammerdiener Abdallah sein wohlverdientes Bakschisch; den gutherzigen

Brüdern Peter und Matthias, welche kein Geldgeschenk annehmen wollten, übermachte ich bei meiner Dankagung etliche Kleinigkeiten zum Andenken.

VIII. Von Jerusalem nach Beyruth und Damaskus.

Am 7. März besorgte mir Herr Liebin, zu einem äußerst billigen Preise, ein vortreffliches Pferd und ließ ihm seinen bequemen europäischen Sattel umschnallen. Gegen acht Uhr des Morgens gingen wir Beide, während der Muler den Gaul am Zaume nachführte, unter traulichen Gesprächen und wiederholten Bethuerungen, auch in der weiten Ferne einander eingedenk zu bleiben, zu Fuß bis oben an die Landstraße von Jaffa; erst hier trennten wir uns nach den freundschaftlichsten Umarmungen. - Ich werde diesen edeln, um mich so hochverdienten Mann nie vergessen; der allgerechte Gott belohne ihn für die vielen und großen Gefälligkeiten, die er mir über drei Wochen hindurch erwiesen hat! Ich bestieg in unsäglichem Wehmuth mein Pferd, warf einen leyten Blick auf die hehre Stadt Jerusalem und rief ihr ein ewiges Lebewohl, Heil und Segen zu. Ich war nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Herrn von Cambrai mit seiner Tochter und zweier Amerikaner mit ihrem Dragoman, was mir die Reise um so angenehmer und sicherer machte. Wir ritten auf dem nämlichen Wege, wie ich gekommen war, starken Schrittes über Berg und Thal bis zum arabischen Kaffeehause, wo wir eine Stunde ausruhten und die mitgebrachten Lebensmittel verzehrten. Ich ersuchte den Muler, mein liebes Pferd zu füttern und zu tränken; er aber weigerte sich und sagte, ihre Pferde müßten den ganzen Tag hindurch marschiren, ohne Futter und Wasser zu bekommen. Als wir in Ramleh anlangten, war ich vom Reiten so angegriffen, daß man mich in den Empfangsjaal des Klosters leiten mußte; nachdem ich jedoch die erstarrten Beine eine Weile auf dem Divan ausgestreckt und hin- und herbewegt hatte, kehrte die Geschmeidigkeit der Muskelkraft zurück, und ich fühlte mich im Stande, den zehn Minuten entlegenen Thurm der vierzig Märtyrer zu besuchen, seine 113 Stufen zu ersteigen und mir den Genuß der Aussicht über die ausgebreiteten Fluren und Tristen der Ebene Saaron zu verschaffen.

Des andern Morgens wählten wir den kleinen Umweg über Lydda, eine Stadt von ungefähr 6000 Einwohnern und drei Viertelstunden nordöstlich von Ramleh. Sie hat ein gewisses Interesse für die Pilger, weil dort der hl. Petrus den gichtbrüchigen Annas heilte (Apg. IX, 32) und die schismatischen Griechen vorgeben, in ihrer Kirche das Grab des hl. Georg zu besitzen. In Lydda wurde 414 die Keterei des Pelagius, welcher die Erbsünde und die Nothwendigkeit der übernatürlichen Gnade läugnete, von einem Kirchenrathe verurtheilt. Wirklich auffallend sind daselbst, wie auch um Ramleh, die zwei bis drei Meter hohen Cactusstauden, welche zur Einfriedigung der Gärten und Felder dienen. — Auf einem meistens wenig gebahnten, aber ebenen Wege erreichten wir Jaffa etwas vor der Mittagsstunde. Am Eingange der Stadt erwarteten uns die Muler, die mit ihren Mauleseln das Gepäck von Ramleh direkt transportirt und schon den Adressen gemäß abgeliefert hatten. Sie nahmen die Pferde, so wie das bedungene Handgeld in Empfang, und wir begaben uns zu Fuß, die Amerikaner nach dem nahen Gasthose und ich mit dem Franzosen nach dem weiter entlegenen Kloster, meiner frühern Herberge. Nach dem Essen gönnte ich meinen müden Gliedern eine zweistündige Ruhe und verwendete die übrige Tageszeit auf briefliche Mittheilungen. Des Abends spazierte ich oben auf den Terrassen des Klosters und beschaute ängstlich die stark wogende Meeresfluth, welche mir die glückliche Weiterreise zu verderben drohte.

Der 9. März war ein Sonntag, und der Guardian erlaubte mir, im Pilgeranzuge die hl. Messe zu lesen. Während ich in der Kirche kniete, um noch einem Gottesdienste beizuwohnen, ließ mich der Herr von Cambrai abrufen. Die zwei Amerikaner waren bei ihm und sagten, wir erhielten eine Preisermäßigung von 20 %, wenn wir für fünf Personen ein gemeinschaftliches Fahrbillet nähmen, ob ich mich ihnen zugesellen wolle. Ich nahm den Vorschlag bereitwillig an und überreichte ihnen sogleich den Betrag meines Antheils für die erste Klasse nach Beyruth. Das Schiff war eben angekommen und lag in der Rhede vor Anker. Es hatte vierzig Pilger aus Norddeutschland mitgebracht, welche sämmtlich in's Kloster hereinstürmten und ein gewaltiges Lärmen und

Boltern verursachten. Die Lastträger schleppten eine Menge Kisten und andere Reisesachen die Treppen hinauf; alle Gemächer wurden von Menschen und Gepäck angefüllt. — Das mißliche Wetter und die Aufregung des Meeres dauerten fort; die hin- und herfahrenden Barken schaukelten entsetzlich auf den Wellen und verschwand zwischen denselben gänzlich aus den Augen. Erhob sich der Wind noch mehr, so konnten wir nur mit großer Gefahr und vielleicht gar nicht an Bord gelangen. Wir beschloßen daher, nicht zu zögern, und bestiegen schon um zehn Uhr den majestätischen Dampfer, ob er gleich erst gegen Abend abfuhr. Den ganzen Tag wurde aus- und eingeladen, und ich staunte über den bedeutenden Handel, den Jaffa mit seinen vielen und dicken Orangen treibt: unzählige Kisten, aus denen die goldenen Äpfel hervorblinckten, wurden nach Syrien, Kleinasien und selbst nach Constantinopel versendet. Gegen fünf Uhr war Alles abgethan, und die Triebäder setzten das Schiff in Bewegung, dessen Wucht der Wellen spottete und sie, ohne merklich zu schwanken, durchschnitt. Ich spürte nicht das mindeste Unwohlsein; frisch und gesund, wie die unter mir schwimmenden Fische, genoß ich, in meinem weichen und saubern Bette sanft gewiegt, eines süßen Schlafes von acht Uhr an bis um Mitternacht, wo wir im Hafen von Caïffa anhielten. Ich eilte auf's Verdeck und sah beim hellen Mondschein das Städtchen im Hintergrunde der tiefen Bucht und den sich über dasselbe düster erhebenden Karmel. Es kamen einige Barken mit neuen Reisenden herangerudert, unter denen Seine Großherzogliche Hoheit, der früher erwähnte Prinz von Sachsen-Weimar, sich mit Gefolge befand. Ich kehrte in meine niedliche Kajüte zurück und sank neuerdings in die Arme des Schlafes, die mich bis zum hellen Morgen umschlangen.

Um zehn Uhr stiegen wir zu Beyruth an's Land und bezogen das sehr empfehlenswerthe Hôtel d'Europe, wo wir gut eingerichtete Zimmer, eine ächt französische Küche und eine recht anständige Gesellschaft fanden. Zu meinem innigen Leidwesen vernahm ich, daß vor siebzehn Tagen kein Schiff zur Weiterbeförderung ankommen werde, und mich befiel die Furcht, in dem altphönizischen Beyrthos von der Langweile verzehrt zu werden; aber meine huldreiche Schutzpatronin sorgte auch hier dafür, daß mir der Aufenthalt höchst interessant und angenehm wurde.

Beyruth, die wichtigste Seestadt Syriens, liegt auf einer circa fünf Kilometer langen Erdzunge, die sich vom westlichen Fuße des Libanon in's Meer erstreckt. Der Hafen ist durch einen unzureichenden Damir geschützt und bietet bisweilen gar keine Sicherheit, besonders zur Zeit des Winters, wo die Schiffe in weiter Ferne ankern müssen, was den Verkehr mit dem festen Lande ungemein erschwert. Die Straßen der Altstadt sind meistens enge und schlecht gepflastert, aber reinlicher als durchgehends in den andern morgenländischen Städten; die des neuen von Europäern bewohnten Quartiers sind breiter und sorgfältiger unterhalten: hier sah ich zu meinem großen Vergnügen wieder einmal schöne Equipagen hin- und herrennen. Die Bazare sind stark besucht, zu gewissen Stunden so mit Menschen überhäuft, daß man kaum hindurch kommen kann. Die Einwohnerzahl wird auf 70,000 bis 80,000 berechnet, worunter gegen 20,000 Christen verschiedener Riten und 5000 Juden sind; die übrigen bekennen sich zum Islam. Den Capuzinern ist die Pfarrverwaltung der 1500 Lateiner übertragen, und sie besitzen zu diesem Zwecke eine schöne, neuerebaute Kirche, in der ich des Sonntags die hl. Messe las; die andern Tage geschah es in der stark besuchten Jesuitenkirche.

Den ersten Abend meiner Ankunft verfügte ich mich, des erforderlichen Celebret wegen, zu dem Hochwürdigsten Herrn Ludovicus, apostolischen Vikar von Aleppo und General-Administrator der lateinischen Kirchen Syriens, der eben in Beyruth residirte. Auf meiner Reise hatte ich das Glück, viele herablassende, leutselige Prälaten kennen zu lernen; aber alle übertraf dieser Mann nach dem Herzen Gottes. Nicht nur gestattete er mit der größten Bereitwilligkeit meine Bitte, sondern drang zu wiederholten Malen in mich, bei ihm einzukehren und die ganze Zeit hindurch sein Gast zu verbleiben. Aus Furcht, diese allzu liberale Hospitalität zu mißbrauchen, lehnte ich das liebevolle Anerbieten ab. — „Sie werden mich gar nicht belästigen“, fiel er ein, „ich habe ein gutes Quartier zu Ihrer Verfügung, und Sie behalten vollkommene Freiheit für Ihre Person.“ — Da ich auf meiner Weigerung entschieden verharrte, sagte er: „Zwingen kann ich Sie allerdings nicht; Eins jedoch dürfen Sie mir in keinem Falle abschlagen, nämlich die Genugthuung, mir jeden Mittag Gesellschaft halten

zu kommen.“ — „Das will ich gerne thun“, erwiderte ich, „denn in ganz Beyruth wüßte ich keine bessere, ehrenwerthere Tischgenossenschaft zu finden.“ — Ich fehlte keinen Mittag, und der herzgute Würdenträger hüpfte vor Freude, wenn er mich ankommen sah. Wir Beide speisten allein, nur ein einziges Mal hatte er einen Canonicus aus Jerusalem zu Gast. Er hielt eine einfache, bürgerliche Tafel: nicht viele und ausgesuchte, aber schmackhaft zubereitete Gerichte wurden aufgetischt; die köstlichste Würze war seine erbauliche, geistreiche Unterhaltung. Noch dünkt mich, neben ihm zu sitzen, sein liebestrahlendes Antlitz zu schauen und mit ihm traulich in Scherz und Ernst zu plaudern. Ueber dem Kaffeetrinken schlug er gewöhnlich aus dem Italienischen in's Französische um, das er nur mangelhaft sprach, damit er, wie er bemerkte, sich darin übe, drechselte mir unterdessen mehrere Cigaretten und gab mir die gehörige Anleitung, sie kunstgerecht zu rauchen. Jeden Tag wuchs seine Anhänglichkeit an mich und meine Verehrung gegen ihn. Er würdigte mich sogar seiner Gegenbesuche, und wir lustwandelten manchmal umher, wie alte, innige Freunde.

Im Jesuitenkloster, wo ich nach der Messe jedesmal frühstüchte, freute ich mich ferner des Glückes, eine andere überaus schätzbare Bekanntschaft anzuknüpfen: es war die des hochwürdigen Paters Joseph van Ham aus der Gegend von Maastricht. Er zeigte mir die schön eingerichtete Kinderschule ihres Institutes, sowie die polyglottische Druckerei, welche unter seiner Leitung steht. Er ist zugleich Hauptredacteur eines arabischen Kirchenblattes, welches gegen das dortige Treiben der Protestanten gerichtet ist und viele Abonnenten zählt. Ich brachte manche genupreiche Stunde bei ihm zu. Da er ein gründlicher Theolog und zugleich ein bewandter Alterthumskenner ist, so unterhielt er mich auf eine höchst anziehende Weise über die kirchlichen Zustände des Orients und über die Reisen des hl. Paulus. Auch er holte mich zuweilen in meinem Gasthose ab, um mit mir diesen oder jenen Ausflug zu machen.

Beide, er und mein unvergleichbarer Administrator rühmten mir die hohen Eigenschaften und Verdienste des Maronitischen

Erzbischofs Debs so sehr, daß ich mir die Freiheit nahm, diesem ausgezeichneten Kirchenfürsten meine Huldigung darzubringen. Ich wurde von Seiner Erzbischöflichen Eminenz herzlich empfangen und nach orientalischer Sitte mit Tabak, Kaffee und einem süß erfrischenden Getränke, dessen Namen ich nicht weiß, gastfreundlich bewirthet. Unsere Unterhaltung dauerte eine ziemliche Weile und wurde auf französisch geführt. Hochderselbe erwiederte mir zwar nicht in eigner Person den Besuch, ließ sich aber durch seinen Geheimschreiber vertreten, der seinen gnädigen Herrn wegen dessen wichtigen Beschäftigungen entschuldigte und mir von ihm nebst etlichen Broschüren mehrere Exemplare einer arabischen Apologie mit darunterstehender lateinischer Uebersetzung überreichte, worin Herr Debs die Verhältnisse der Maroniten zum päpstlichen Stuhl auseinandersetzt und ihre Orthodorie gegen feindliche Angriffe vertheidigt. Außerdem übergab er mir zwei Briefe, den einen an unsern verehrtesten Oberhirten und den andern an den hochwürdigsten Bischof von Trier.

Im Gasthose schloß Herr Goldberger von Buda, Rentner aus Wien, sich mir an, ein wohlherzogener und weltkundiger Mann, mit dem ich mehrere Spaziergänge in und um Beyruth machte und bald auf seinem, bald auf meinem Zimmer recht angenehme Abende zubrachte. Hieraus ist genugsam ersichtlich, daß ich in dieser Stadt genussreiche Tage verlebte und keine Ursache hatte, mich daselbst zu langweilen.

Eine fahrbare Straße, die einzige in ganz Syrien, setzt Beyruth mit Damaskus in Verbindung; eine englische Gesellschaft hat sie gebaut und darauf einen regelmäßigen Postdienst eingerichtet. Täglich fährt aus jeder der beiden Städte, des Morgens um fünf Uhr ein Eilwagen ab, welcher die Strecke von 120 Kilometer in dreizehn Stunden zurücklegt; drei Maulthiere hinten und drei Pferde vorne nebeneinander angespannt, die alle zwei Stunden gewechselt werden, galopiren bergauf und bergab. Leider reichen die Wagen für den Verkehr nicht hin, und man muß mehrere Tage vorher seinen Platz bestellen; auch bestehen keine Zwischenstationen zum Aussteigen, und man ist gezwungen, den Weg nach Damaskus und vice-versa ununterbrochen fortzusetzen. Auf der

langen Straße ist übrigens kein Nachtquartier anzutreffen, und der Gastwirth zu Stora, am östlichen Fuße des Libanon, wo ungefähr eine Stunde Halt gemacht wird, hat von der Gesellschaft nur die Erlaubniß, den Reisenden Speise und Trank zu verabreichen, ohne Jemand beherbergen zu dürfen. Das Innere des Wagens kostet Fr. 21,35 und das Coupé Fr. 30,60.

Den 10. März erkundigten wir uns, Herr Goldberger und ich, im Postbureau und vernahmen, daß wir schon den 14. abfahren könnten. Um die wild romantische Gegend besser und behaglicher beschauen zu können, nahmen wir die zwei Eckplätze des Coupé's; zwischen uns saß ein reich gekleideter Araber, ein gutmüthiger Mensch, der sich bestrebte, uns gegenüber wohlherzogen und höflich zu erscheinen. Da er sah, wie wir uns der Taschentücher bedienten, schneuzte er sich die Nase mit den Enden der seidnen Schärpe, die sein langes buntes Kleid gürtete, eine Operation, die mich zwar ergöhte, aber zugleich in mir eine besondere Zuneigung zu ihm hervorrief.

Anfangs ging es durch das schmale mit üppigen Obstkäumen und Saatsfeldern bepflanzte Vorland den Libanon, dessen untere Seiten ebenfalls gut angebaut sind, in allerlei Krümmungen hinauf bis zu einer Höhe von 6000 Fuß, wo wir damals die Schneeregion erreichten. Das Panorama, welches sich hier entfaltete, war erstaunlich: rechts und links noch höhere Bergspitzen, vor und hinter uns schauerlich zerklüftete Abgründe, eine unheimliche Wüstenei ringsum. Pfeilschnell rollte der Wagen die andere Seite des Libanon zum anmuthigen Cölesyrien hinunter. In Stora, etwa dem Mittelpunkte des Weges, genossen wir für drei Franken ein wenig splendides Mittagsmahl und liefen nach demselben hin und her, um den steif gewordenen Gliedern ihre Gelenkigkeit wieder zu verschaffen. Hierauf durchflogen wir in hellem Galop die zwei Stunden breite Tiefebene, auf deren fruchtbaren Gefilden emsige Bauern mit ihren ländlichen Arbeiten beschäftigt waren, und erreichten bald den schroffen, schluchtreichen Antilibanon, wo sich die Cultur gänzlich verlor. Das letzte Thal, durch welches wir fuhren, ist von hohen Felswänden eingeschlossen; zu unserer Ergözung aber rauschte den Weg entlang der klar sprudelnde Fluß Barrady, der in sieben Armen Damaskus durchströmt und dessen Gärten

ihre paradiesische Pracht verleiht. Endlich kamen wir aus dem Gebirge in die Ebene, und vor uns lag, am östlichen Fuße des Antilibanon, die altberühmte, heilige Stadt der Muhammedaner, von hundert und hundert schlanken Minarets überragt. Nach einer halben Stunde gelangten wir vor das Postbureau und wanderten von da, weil wir bloß Reisetaschen mitgenommen hatten, zu Fuß nach dem Gasthof des Griechen Demetri, wo wir, für zwölf und einen halben Franken täglich, ein bequemes und recht anständiges Unterkommen fanden. Es ist der einzige Gasthof in Damaskus und für die Europäer hinreichend; die Asiaten schlagen sich in den vielen und geräumigen Karavansereien auf.

Am folgenden Tage ließ ich mich zum Franziskanerkloster führen, um dem Superior das Empfehlungsschreiben, womit mich der sorgsame General-Administrator versehen hatte, einzuhändigen. Er hieß mich herzlich willkommen und erbot sich für alle Dienstleistungen, die er mir in Damaskus erweisen könne. Des Nachmittags mietete ich einen Esel und ritt, vom flinken Mukerchen begleitet, kreuz und quer durch die engen Gassen und dann hinaus, um die Ringmauer, um mir vor Allem ein Bild von der Gestalt und Lage der Stadt zu verschaffen. Meine vorzügliche Aufmerksamkeit reizten die glänzenden Bazare, in welchen Luxusartikel, die nur der phantasiereiche und prachtliebende Morgenländer ersinnen kann, zur Schau ausgestellt waren: reich mit Edelsteinen besetzter Goldschmuck, blitzende krumme Säbel, mit edeln Metallen und Juwelen eingelegte Flinten, Pistolen und Dolche, seidene und wollene mit Gold- und Silberfäden durchwirkte Stoffe, mit Gold- und Silberstickereien und andern Zierathen bedeckte Sattlerarbeiten, eine herrliche Auswahl von Teppichen, hellgelben Ledersocken und rothen Schnabelschuhen, von Schibbiken und Karghilehen, allerlei Spezereien und wohlriechende Essenzen u. s. w. Ichehrte öfter zu Fuß zurück, um alle diese Wunderdinge zu betrachten und anzusehen. Wenn ich vor einem Laden stehen blieb, baten mich die Kaufleute einzutreten, zeigten mir ihre Waaren und boten mir sogar manchmal den Kaffee an. Ich fand den Preis der Waaren verhältnißmäßig äußerst billig und würde bedeutende Einkäufe gemacht haben, wenn meine Börse reichlicher gespickt gewesen wäre, und mich die Umständlichkeiten des Transportes

so wie die Scherereien in den vielen Zollämtern, die ich passiren mußte, nicht davon abgeschreckt hätten. Ich beschränkte mich deswegen auf ein seidenes Tabaksbeutelchen, ein Paar goldgelber Pantoffeln des nämlichen Stoffes und zwei kleine, niedliche Tschibbuke, deren kurze Röhre mit Seide und Glasperlen überzogen waren.

Damaskus ¹⁾ hat wohl an 200,000 Einwohner, unter denen etwa 12,000 Christen und 5000 Juden sich befinden. Die Muselmänner, welche bei Weitem die größte Zahl ausmachen, sind sehr fanatisch, und es ist uns Ghiauren fast unmöglich, Zutritt in eine ihrer zweihundert Moscheen zu erlangen. Die Stadt gehört zu den ältesten der Erde, indem schon I Mos. 14, 15 ihrer Meldung geschieht. Nach der Sage der Einheimischen wurde Adam aus dem röthlichen Boden dieser Gegend gebildet, und erschlug Cain seinen Bruder Abel auf dem benachbarten Berge Kasium. Den Arabern gilt Damaskus für eines der vier irdischen Paradiese, für die Perle des Orients, die Halskette der Schönheit, und Muhammed preist die Stadt dreimal selig, weil die Engel über sie die Fittige ausgebreitet haben. Auf den ersten Augenblick scheint das Lob nicht zu überschwänglich; kommt man aber in die engen und schmutzigen Gassen mit den grauen Lehmwänden der ärmlichen Häuser, so wird man anderer Meinung und überzeugt sich, daß das Innere mit dem der größern Städte Europa's doch in keinem Vergleich steht. Nicht einzelne Merkwürdigkeiten an sich lohnen die hiehin unternommene Reise, sondern das Gesamtschauspiel des orientalischen Lebens und Treibens, welches sich hier, rein und ungemischt, in seinem märchenhaften Glanze zeigt und das Auge eines jeden Abendländers bezaubert.

Den 16. März las ich für mich die hl. Messe in der Franziskanerkirche. Nach dem Frühstücke stellte sich ein Pater zu meiner Verfügung und führte mich an die durch die wunderbare Befehung des hl. Paulus berühmten Orte. Wir begaben uns

¹⁾ Die „illustrierte Monatschrift“ der katholischen Missionen enthält Nr. 12 des Jahrganges 1874 eine vollständigere Beschreibung von Damaskus, die im Wesentlichen mit meinem Texte übereinstimmt, und auf die ich die Leser, welche die Sache besonders interessiert, verweise.

zuerst in die Kapelle auf dem Platze, wo das Haus des Judas stand, in welchem Ananias den erblindeten Saulus antraf, ihm durch die Auflegung der Hände das Augenlicht wiedergab und das Tauffakrament ertheilte. Von da schlugen wir die noch bestehende via recta (gerade Straße) ein und kamen zum Thor, durch welches die Begleiter den Saulus in die Stadt brachten. Es ist gegenwärtig vermauert, und ein anderes daneben erbaut. Durch dieses gingen wir hinaus, wandten uns rechts und gelangten so zur Mauer, an der man den Weltapostel, um ihn der Wuth der Juden zu entziehen, in einem Korbe herunterließ. Jetzt lenkten wir unsere Schritte eine Viertelstunde östlich zu der Stelle, wo er durch einen Lichtstrahl des Himmels geblendet, vom Pferde herabfiel und die Stimme vernahm, die ihm zurief: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ (Apgsch. IX, 1—25.) Ganz nahe dabei liegt der christliche Kirchhof ohne irgend eine Einschließung und aus halbgeöffneten Höhlen bestehend, worin die Leichname unter Steinen modern und theilweise sichtbar sind. Mittlerweile kam die Zeit des Mittagessens, das uns in's Kloster zurückerief. Der Superior, an dessen Seite ich saß, ein scherzliebender Ordensmann, war von der heitersten Laune; wenn ich nicht nach seinem Wunsche aß und trank, so drohte er, mich beim Monsignore von Aleppo zu verklagen und in Ungnade zu bringen. — Nach der Tafel erzählten mir die gesprächigen Patres die furchtbare Verfolgung, welche 1860 die Christen des Libanon so schwer heimgesucht hat. Die grausamen Druzen, von den fanatischen Moslemin gestachelt und unterstützt, erschlugen die Christen zu Tausenden. Am meisten wütheten sie in Damaskus, wo allein sie 6000 Opfer hinschlachteten, vier Franziskaner mordeten und deren Kirche sammt dem Kloster einäscherten. Beide sind jetzt wieder neu und schön aufgebaut; im rechten Schiffe der Kirche zeigten sie mir das Grab, welches die irdischen Ueberreste ihrer Märtyrer einschließt. Gegen 18,000 Christgläubige verloren gewaltjam ihr Leben und gegen 120,000 konnten nur durch die Flucht dem Tode entkommen. Das Blutbad sollte von Neuem beginnen, als die Franzosen in Syrien einrückten und durch ihre Erscheinung dem gräßlichen Gemehel ein Ende machten. Sie zwangen die türkische Regierung, die Anstifter und Häufelführer aufzusuchen und gesetzmäßig zu bestrafen. Bei

dieser Gelegenheit soll Abd-el-Kader, der in Damaskus wohnt, sich edel bewiesen und durch seinen Einfluß mehreren Christen das Leben gerettet haben. — Wir spazierten gemüthlich auf dem Dache des Klosters und freuten uns der reinen, balsamischen Luft bis zur Zeit der Abendandacht. Vor der Spendung des sakramentalischen Segens hielt der Herr Superior eine arabische Predigt, der die frommen Gläubigen mit Mund und Ohren zuhörten; auch ich paßte sorgfältig auf, verstand aber nur hie und da ein Wort und vom ganzen Inhalte gar nichts. Der Hausknecht lieferte mich beim Dunkel der Nacht durch die vielen in der Finsterniß sich kreuzenden Gassen in mein ziemlich entferntes Hotel zurück.

Den 17. März suchte ich den französischen Consul auf, um mich ihm vorzustellen und meinen Paß visiren zu lassen. Ich mußte mich auf's Canapé niedersetzen und er knüpfte eine vertrauliche Unterredung an; sogleich erschien der Bediente mit einer Tasse Kaffee, und der Consul überreichte mir freundlich blickend eine Cigarre. Ermuthigt durch diese ehrenvolle Aufnahme, lenkte ich nach den üblichen Höflichkeitsbezeugungen das Gespräch auf den berühmten oder, wenn man will, berücktigten Abd-el-Kader, dem Damaskus vom letzten Kaiser Napoleon zum Aufenthaltsorte angewiesen worden ist, und der noch, wenn ich nicht irre, von den Franzosen eine jährliche Rente von 140,000 Fr. bezieht. Ich sagte lächelnden Mundes: „Herr Consul, Ihr herablassendes Entgegenkommen ermuthigt mich, Ihnen einen vielleicht unzeitigen Einfall mitzutheilen: ich möchte den Emir Abd-el-Kader sehen, von dem ich so Manches gehört und gelesen habe; allein der Empfang soll mehreren Formalitäten und Geldauslagen unterworfen sein: man müsse dem Diener zum Voraus zwanzig Franken bezahlen und erhalte von Seiner Excellenz ein Geschenk, wofür Hochdieselbe eines von gleichem Werthe beanspruche.“ — „Da hat man Ihnen“, erwiderte er, „Falsches berichtet; wünschen Sie, mit ihm zu sprechen, so will ich Ihnen ohne weitere Umständlichkeiten und ohne das mindeste Geldopfer zu einer Audienz verhelfen. Ich lasse mich gleich erkundigen, ob er zu Hause ist und wann er Sie empfangen kann. Kehren Sie einstweilen in Ihren Gasthof zurück, speisen Sie zu Mittag und erwarten Sie ruhig den näheren Bescheid.“ Um drei Uhr kam der Dolmetscher des Consulates in glänzendem

Galaanzuge, mich abzuholen, und begleitete mich, um meinen launigen Vorwitz zu befriedigen, in die Wohnung Abd-el-Kader's. Ein Diener führte uns in den Empfangssaal hinauf, und sogleich erschien der Emir in einfacher Medingote, gewöhnlichem Pantalon und rothem Fez. Nach kurzer gegenseitiger Begrüßung winkte er mir, neben ihm auf dem Diban Platz zu nehmen, während der Dragoman, durch dessen Vermittlung wir miteinander sprachen, sich vor uns auf einen Lehnstuhl niedersetzte. Er fragte mich zuerst über die Verhältnisse Frankreich's und zeigte eine sichtbare Zufriedenheit, als ich ihm versicherte, das Land genieße der Ruhe und Ordnung, der Staatscredit behaupte sich über alle Erwartung, bald würden die Kriegssteuern abgetragen und die Franzosen von der fremden Besatzung befreit sein. Hierauf frug er, wie mir Damaskus gefalle, und ich antwortete, die Lage und die Umgebung der Stadt fände ich wunderschön; was aber das Innere betreffe, so habe er mehrere Städte Europa's von gleicher Größe gesehen und werde gewiß nicht bestreiten, daß diese hinsichtlich der Reinlichkeit, der Prachtgebäude und öffentlichen Plätze den Vorzug verdienen. — „Gedenken Sie“, fuhr er fort, „noch lange bei uns zu verweilen?“ — „Ich habe“, versetzte ich, „Damaskus so ziemlich durchstreift und die für uns Christen heiligen Orte verehrt; da mir nun die ausgezeichnete Ehre zu Theil geworden ist, von Ew. Excellenz empfangen zu werden, so interessirt mich hier nichts mehr, und ich bin Willens, schon morgen abzureisen.“ Ohne ein Wort zu erwiedern, schaute er mich lächelnd an, reichte mir die Hand und zog mich näher zu sich. Zum Schlusse bewirthete er uns mit köstlichem Thee und überreichte mir seine wohlgelungene Photographie, welche ich zum Andenken in meinem Album aufbewahre. — Abd-el-Kader zählt gegenwärtig 66 Jahre; seine Gesichtsfarbe ist gelblich, seine Statur mittelmäßig, aber musculös, sein Blick hell und ausdrucksvoll, seine ganze Haltung ungezwungen und einnehmend. Er soll ein geschickter Oekonom sein, ein schönes Vermögen besitzen und die Seinigen zärtlich lieben. — Bei der Rückkehr zum Gasthose bot ich dem Dolmetscher für seine gefällige Mithewaltung ein angemessenes Trinkgeld an; allein er verweigerte es unbedingt, indem er sagte: „Wissen Sie, mein Herr, daß ich ein officieller Dragoman des französischen Consulates bin und als

solcher keine Vergütung annehmen darf noch will. Wie sind Sie mit dem Empfange zufrieden, und was beauftragen Sie mich, dem Herrn Consul zu berichten?" — „Sie waren Zeuge von der großen Artigkeit des Emirs; belieben Sie dem Herrn Consul zu sagen, daß er mir eine außerordentliche Freude verschafft hat, und daß ich ihm dafür tausend- und tausendmal danke.“ — Da schüttelte er mir freundlich die Hand und entließ mich mit den Worten: „das ist Alles, was ich verlange; leben Sie wohl!“

Des andern Tages kehrte ich mit Herrn Goldberger auf dem nämlichen Wege zurück, wie wir gekommen waren, und erreichten wieder Beyruth um fünf Uhr des Abends.

Ich trat in den frühern Verkehr mit dem Apostolischen Biskar und dem ritterlichen Vater van Ham; wir knüpften sogar unser Freundschaftsband noch inniger. Sie lagen mir ernstlich an, stets bei ihnen zu bleiben oder doch wenigstens später meinen Besuch zu erneuern. Der Gedanke an die baldige Trennung von diesen edeln Männern, welche mich zwei volle Wochen lang mit ihrer zärtlichen Wohlgebohenheit beglückt und mein Herz an sich gefesselt hatten, versenkte mich in tiefe Trauer; allein der kalt räsonnirende Verstand gebot mir, die unternommene Reise fortzusetzen und in mein theures Heimathland zurückzukehren. Ich dankte ihnen daher bestens für ihr schmeichelhaftes Anerbieten, sowie für die mir ertwiesenen Liebesdienste, und traf meine Vorbereitungen zur Abfahrt. Für den 24. März wurde der österreichische Lloyd und für den 25. der französische Tanaïs erwartet; ersterer nahm seine Richtung direkt über Smyrna und Cypern nach Constantinopel, legte die Fahrt in sieben Tagen zurück und kostete nur 275 Franken; letzterer bestrich die Westküste Asiens, machte somit die sogenannte Échelle du Levant, was elf Tage erforderte und den Fahrpreis der ersten Klasse um 75 Franken erhöhte. Ich entschied mich anfangs für den Lloyd; als ich aber vernahm, daß er schon stark besetzt sei und vor dem Bureau die Menge Menschen sah, die sich zur weitem Aufnahme meldeten, änderte ich meinen Entschluß. Ich bedachte die Mühsalen und Gefahren, denen die Passagiere in einem bei stürmischer Witterung vollgepfropften Schiffe ausgesetzt sind, und wollte lieber länger und theurer, aber so bequem und sicher, als möglich, reisen.

Nebstdem wußte ich, daß die französischen Dampfer sich durch ihre elegante Einrichtung und gute Bedienung vor allen andern auszeichnen. Des folgenden Morgens ankerte der Tanaïs majestätisch im Hafen; ich eilte in die Agentur der Schifffahrtsgesellschaft, holte für 350 Franken ein Billet erster Klasse und ließ mich schon um zwei Uhr des Nachmittags hinübrudern.

IX. Von Beyruth nach Smyrna und Constantinopel.

So schwamm ich nun wieder auf dem treulosen Meer und mußte mir elf Nächte und zehn Tage hindurch seine Launen gefallen lassen. Es war zwar nicht immer so weise und ruhig, wie zwischen Neapel und Alexandria, aber doch nicht mürrisch und ungestüm. Während beinahe der ganzen Fahrt konnte man behaglich auf dem Verdecke einher-spazieren, lesen und schreiben. Bloß in der Nacht vom 30. auf den 31. verursachten die stark aufgeregten Wellen ein solches Schwanken des Schiffes, daß des Morgens mehrere Passagiere über Unwohlsein klagten; auch ich spürte einen gewissen Dusek im Kopfe und Mangel an Appetit, jedoch keine Neigung zum Erbrechen. Eine gute, ehrenwerthe Gesellschaft fehlte auch hier nicht, und jeden Tag erweiterte sich der Kreis sympathisirender Gefährten. Unter Andern reiste mit uns der Erzbischof Leo Korcoruni von Melitene in Armenien; nebst dem Armenischen und Türkischen sprach er auch Italienisch und Latein, so daß wir uns unterhalten konnten. Als er an mir einen katholischen Geistlichen erkannte, und ich mich ihm gegenüber als solchen legitimirte, bewies er mir seine vorzügliche Anhänglichkeit; wir lustwandelten Stunden lang mitsammen auf dem Verdecke, und bei Tische nahm er mich an seine Seite. Der hochwürdigste Greis, mit seiner violetteneu Soutane und seinem goldenen Kreuze auf der Brust, erfreute sich übrigens einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Verehrung. — Wir fuhren meistens nur des Nachts und hielten fast jeden Morgen bei einem Stapelplaze an, wo den ganzen Tag Waaren aus- und eingeladen wurden. Die asiatischen Küstenstädte nehmen sich von der Seeseite her gewöhnlich hübsch aus, sind aber inwendig düster und schmutzig und ohne irgend welches Interesse. Ich begnügte mich deswegen, sie vom Dampfer aus in

Augenschein zu nehmen und ersparte mir die fünf bis sechs Franken, die ich jedesmal den Barkenführern hätte zahlen müssen. Den ersten Tag lagen wir vor Tripoli, einer Stadt ohne alle Merkwürdigkeit; den zweiten vor Datariah (dem von Seleukus Nikator gegründeten Laodicea), das berühmt ist wegen seines Tabaks, dessen beste Sorte Abu-Ruhah (Vater des Geruches) heißt und sich zu zwei Thalern das Pfund verkauft; den dritten vor Alexandrette, dem Hafen für Aleppo. Hier verließ mich mein hochverehrtester Gefährte Korforuni, um auf einer fünftägigen Landreise in seine erzbischöfliche Residenz zu gelangen. Er drang in mich, ihn zu begleiten und längere Zeit sein Gastfreund zu bleiben. Diese Einladung hielt ich für eine bloße Höflichkeitsformel; er aber behauptete, es sei ernstlich gemeint; er werde mir meinen Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen suchen, nebst Wohnung und Kost ein Pferd und einen Bedienten zu meiner Disposition stellen und später Sorge tragen, daß ich längs der Küste des Schwarzen Meeres glücklich nach Warna und nach Constantinopel käme. Das sei, versetzte ich, ein lothendes Anerbieten; ich würde, wenn ich nur hoffen dürfte, ihm irgend wie nützlich sein zu können, daselbe gewiß mit Freude annehmen und mich für die Stelle eines seiner Hauskapläne empfehlen. — „Sie könnten mir“, erwiederte er, „manche Dienste leisten, und ich ernenne Sie sogleich, wenn Sie mit mir gehen, zu meinem Generalvikar.“¹⁾ Obschon meiner Unwürdigkeit durchaus bewußt, war ich doch stolz, in so kurzer Zeit solches Vertrauen und eine solche Zuneigung erworben zu haben. Ich dankte ehrerbietigst für den schmeichelhaften Antrag und wünschte ihm eine gesegnete Heimkehr. Ich war bei seinem Abschied um so gerührter, als der schon ziemlich bejahrte Prälat mir vorher geklagt hatte, daß er mit einem Unterleibsübel behaftet sei, und die lange Strecke Weges zu Pferd zurücklegen mußte.

Vor Alexandrette wollte das Einladen unzähliger Ballen von Schaf- und Baumwolle kein Ende nehmen, und wir konnten erst um elf Uhr des Nachts unsere Fahrt fortsetzen. Die vierte

¹⁾ Wie er das eigentlich meinte, weiß ich nicht bestimmt; indeffen vermuthe ich, daß er glaubte, mich zum Korrespondenten für seine Angelegenheiten mit dem Abendlande gebrauchen zu können.

Haltestelle war Mersina, ein trübseiger Ort am Fuße des Taurus und nur dadurch von einiger Bedeutung, weil er der Stapelplatz für Tarsus ist. Hier mußten wir wieder einen Tag und einen Theil der folgenden Nacht ausdauern; ich vertrieb mir die Zeit durch Lesen und Brieffschreiben und knüpfte zugleich mit Herrn Witt, Geschäftsmann aus Zürich, und seiner gemüthlichen, fein gebildeten Ehefrau eine neue Bekanntschaft an.

Der 30. März war ein Sonntag, und mich beschwerte der Gedanke, meine kirchliche Pflicht unmöglich erfüllen zu können; ich zog mich des Morgens in meine Cabine zurück und unterhielt mich mit mir selbst und meinem lieben Gotte, dem ich den guten Willen für die That aufopferte. Den 31. fuhren wir an den Ausläufern der Taurischen Gebirge vorbei, und der wolkenlose, klare Himmel zeigte uns die hintern Koppen, welche ein weiß glänzender Schnee bedeckte. Wir befanden uns jetzt an der Küste Kleinasien, an jener großen Halbinsel, deren Flächeninhalt ungefähr 13,000 geographische Quadratmeilen beträgt. Das Land ist sehr fruchtbar, aber sehr schwach bevölkert und nachlässig angebaut. Es enthält kaum sechs Millionen Einwohner, während es bei einer sorgsamem Kultur wohl achtmal so viele Menschen ernähren könnte. Am 1. April, sieben Uhr des Morgens, ankerten wir vor der Insel Rhodus, welche durch eine drei Stunden breite Meerenge vom Festlande getrennt ist und im Alterthum durch Betriebsamkeit, Handel und Wissenschaft berühmt war. Jetzt ist sie tief herabgesunken und zählt im Ganzen nicht über 40,000 Einwohner. Der Hafen der Stadt Rhodus, über dessen Eingang der 70 Fuß hohe Kolos stand, eines der sieben Wunderwerke der alten Welt, ist verfallen, und die früher vorhandenen Denkmäler von der zweihundertjährigen Herrschaft der Johanniter (1309—1522) sind 1857 durch die furchtbare Explosion eines Pulvermagazins in traurige Ruinen verwandelt worden. Nach etlichen Stunden Aufenthalt steuerten wir durch die dicht gesäeten Sporaden, ein wahres Inselmeer, nach Smyrna. Der Insel Kos gegenüber, am tiefen Busen gleichen Namens, liegt das Städtchen Bodrun (Bodrum), welches interessante historische Erinnerungen und religiöse Betrachtungen in mir weckte. Es nimmt die Stelle ein, wo das alte Halikarnass, die ehemalige Hauptstadt Kariens und die

Wiege der Geschichtsschreiber Herodot und Dionys gestanden hat. Diese Stadt besaß ebenfalls eines der sieben Wunderwerke der Welt, nämlich das Mausoleum, ein prachtvolles pyramidenförmiges Grabmonument, welches die zärtliche Königin Artemisia in überschwänglicher Trauer ihrem Bruder und Gatten Mausolus errichtet hatte. Halikarnaß wurde von Alexander dem Großen zerstört und konnte sich seitdem nie mehr erheben; heutzutage besteht es nicht einmal mehr dem Namen nach. Indessen war es in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als das Christenthum sich in Kleinasien der schönsten Blüthe erfreute und die wichtigsten Kirchen besaß, noch bedeutend genug, um zu einer bischöflichen Residenz gewählt zu werden. Seit zwölf hundert Jahren haben dort die Finsternisse des Muhammedanismus das Licht des Evangeliums verdrängt; allein die katholische Kirche setzt, wie für die übrigen Gegenden der Ungläubigen, die Reihenfolge der Titularbischöfe fort, und so fügte es nun die göttliche Fürsorge, daß unser früherer Apostolischer Vikar Nikolaus Adams, in Anerkennung seiner hohen Verdienste, den 11. März 1863 zum Bischof von Halikarnaß präconisirt und den 29. Juni als solcher consecrirt wurde. Mit diesem Titel beginnend entbot uns der seeleneifrige Oberhirt sieben Jahre lang in seinen Sendschreiben Gruß und Segen im Herrn; seither vernehmen wir von den Kanzeln herunter die weit erfreulichern Worte: „Nikolaus durch die Barmherzigkeit Gottes und die Gnade des Apostolischen Stuhles Bischof von Luxemburg u. s. w. Da aus obigem Grunde der Name Halikarnaß eine gewisse Popularität in unserm Großherzogthum erlangt hat, so bitte ich, diese meine Abschweifung gütigst zu entschuldigen und nicht zu vergessen, daß ich noch immer zwischen den Sporaden schwimme, deren Menge und bizarre Gestaltungen mich herzlich ergötzten. Die einen sind kleiner, die andern größer, die einen bewohnt, die andern menschenleer, und alle sehr gebirgig. Zu unserm Glücke war das Meer ganz ruhig, und wir steuerten gefahrlos durch das von steilen Felswänden oft eng eingeschlossene Gewässer; ich begreife nicht, wie bei stürmischem Wetter ein Schiff hindurch fahren kann, ohne zerschmettert zu werden.

Gegen zehn Uhr des andern Morgens breitete sich Smyrna

(Ssmir) im tiefen Hintergrunde des gleichnamigen Meerbusens vor unsern Augen amphitheatralisch aus. Es ist die wichtigste Handelsstadt Kleinasiens und erfordert für die Frachtschiffe einen zweitägigen Aufenthalt; ferner vertauschten die Passagiere, welche nach Constantinopel reisten, den Tanaïs gegen den Skamander, der noch nicht angekommen war. Ich stieg daher aus, um die Stadt näher zu besichtigen und wieder eine Nacht auf dem Lande hinzubringen, fand aber im Apollohotel (die Betten waren alle besetzt) ein weit minder weiches Bett und eine weit minder gute Küche, als auf meinem Dampfer, und mußte mich mit dem Patron wie mit der Dienerschaft durch die Geberdensprache verständlich machen.

In Jerusalem und Beyruth hatte man mir viel Rühmliches vom hier wohnenden Erzbischof Spaccapietra erzählt; man hielt ihn für den würdigsten Nachfolger des hochseligen Patriarchen Valerga, glaubte jedoch, daß er, weil schon bejahrt und zu Smyrna überaus hochgeschätzt und geliebt, diesen Posten nicht annehmen werde; ich war demnach sehr begierig, ihn persönlich kennen zu lernen, und ließ mich sogleich zu ihm führen. Wir trafen uns im Hofe seiner ansehnlichen Wohnung und stiegen mitsammen die Treppe zum Empfangssaal hinauf. Obschon stark bei Jahren ist er noch rüstig und verbindet mit seinem Ehrfurcht gebietenden Wesen die leutseligste Herablassung. Er schwärmt für das geistliche Wohl seiner Diöcesanen, und da er die Freude und den Trost hat, die unter unsäglichen Schwierigkeiten begonnene Kathedrale bald vollendet zu sehen, ¹⁾ so würde er gewiß Smyrna, wo er gleichsam angebetet ist, ungern verlassen. Er fertigte mir eigenhändig das verlangte Celebret in transitu aus und übersandte unserm Herrn Bischof, den er in Rom liebgewonnen, seinen freundschaftlichen Gruß. Von der Rhede aus gesehen, macht Smyrna nicht den angenehmen Eindruck, den es von den Höhen gewährt. Das Innere bietet einen sehr contrastirenden Anblick dar: die Quartiere der Griechen und Franken haben meistens steinerne, und die der Türken und Juden hölzerne Häuser; die

¹⁾ Voriges Jahr ist sie vollendet und feierlich consecrirt worden.

Gassen der Erstern sind ziemlich sauber, und die der Letztern musterhaft schmutzig. Die jetzige Bevölkerung, ein buntes Gemisch verschiedener Nationalitäten, wird auf 180,000 Seelen berechnet. Die Ruinen auf dem Gipfel der Anhöhe Pagos sind die Ueberreste des alten Smyrna, und da befand sich auch das Stadion, wo der hl. Polykarp den Märtyrertod erlitten hat. — Hier bemerkt man schon eine andere Welt als in Aegypten, Palästina und Syrien: die Temperatur ist gemäßigter, und die Palmbäume, so wie die andern Gewächse, welche einer starken Hitze bedürfen, sind verschwunden; über den Häusern erheben sich wieder Giebel-dächer; die Friedhöfe liegen nicht mehr in nackten, wüsten Feldern, sondern in düster grünen Cypressenwäldern. Auch die Trachten sind auffallend verschieden: die Männer tragen als Kopfbedeckung den Fez, die Jacke als Bekleidung des Leibes und den bloßen Schnurrbart anstatt des ganzen Bartes; die Frauen schmücken sich mit bunten Mänteln und verkehren freier, gewöhnlich unverhüllt, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen; statt des Arabischen wird meistens griechisch oder türkisch gesprochen.

Des folgenden Morgens ging ich hinaus zur Karavanenbrücke, ¹⁾ über die manchmal Hunderte von beladenen Kameelen passiren. Mir begegnete ein langer Zug dieser Schiffe der Wüste und ihr stolzes Einherstreiten erregte meine Verwunderung. Die Kameele Kleinasiens sind behaarter, größer und schöner gestaltet, als die Arabiens, stehen ihnen aber an Stärke und Ausdauer nach. — Etwas weiter hinaus kam ich zur Station einer Eisenbahn, die nach dem fünfzehn Stunden entfernten Ephesus führt, und ich sollte die neu aufgefundenen Ueberreste dieser einst so berühmten Stadt besuchen: dort hat nämlich der glänzende Dianentempel, gleichfalls eines der sieben Wunderwerke der alten Welt, gestanden; dort hat der hl. Paulus eine blühende Christengemeinde gegründet, die seligste Gottesmutter eine Zeit lang gelebt, der Lieblingsjünger

¹⁾ Das Flüsschen Meles, über welches die Brücke führt, ist nur einige Zoll tief, aber dadurch berühmt, weil an dessen Quellgrotte Homer seine Lieder gedichtet haben soll. Sieben Städte rühmen sich bekanntlich, der Geburtsort des „göttlichen“ Sängers zu sein; die verbreitetste Meinung nimmt jedoch dafür Smyrna an, weshalb ihm die spätern Dichter den Beinamen Melesigenes (der am Meles Geborne) gegeben haben.

Jesu als erster Bischof residirt und in hohem Greisenalter sein apostolisches Wirken beschloffen. Allein nach vorläufigen Erkundigungen fand ich mich veranlaßt, auf mein Vorhaben zu verzichten. Mich schreckten die vierzig Franken, welche die Hin- und Herfahrt kostet, nicht ab; aber der Weg dahin bietet kein Interesse und mir fehlte ein Gesellschafter. Ueberdies liegen die wenig in die Augen fallenden Ausgrabungen so zerstreut und ausgebreitet, daß ihre flüchtige Durchwanderung ein Reitthier und vier Stunden Zeit erfordert, weshalb ich noch dazu Gefahr lief, die Abfahrt des Dampfschiffes zu verfehlen. Ich kehrte also zurück, besuchte unterwegs etliche Kirchen, griechische und lateinische, speiste im Hotel zu Mittag und begab mich wieder auf den Tanaïs, um von ihm mit meinen Reiseeffekten auf den nahe dabei ankernden Skamander hinüberzusiedeln.

Im Hafen von Alexandrette hatte sich ein hochgestellter Türke zu uns gesellt, der einzige Muselman, welcher erste Klasse genommen hatte und nach europäischer Weise lebte. Er aß und trank mit uns an derselben Tafel und bewies, daß er mit unsern socialen Sitten und Gebräuchen vollkommen vertraut war. Zufällig saß er neben mir zu Tische; wir konnten zwar nicht miteinander sprechen, erzeugten uns indessen gegenseitig eine höfliche Aufmerksamkeit. Auch er war zu Smyrna ausgestiegen, setzte aber, wie ich, seine Reise nach Constantinopel fort. Als er wieder an Bord kam und mich auf dem Verdeck erblickte, war er außer sich vor Freude, so daß die Schiffsdiener meinten, wir seien alte Freunde und uns zu Cabinegenossen machten. Von jetzt an wurde unser Verhältniß noch inniger; wir suchten, so gut wir konnten, uns zu verständigen und an Artigkeiten zu übertreffen. Der Pascha von Smyrna hatte ihm eine beträchtliche Quantität des besten Tabaks geschenkt, den ich wacker mit ihm rauchen mußte, und er war entzückt, wenn ich sagte: „Taib, taib“ (gut, gut). Vor dem Schlafengehen spazierten wir zur Erholung der ganzen Reisegeellschaft gemüthlich stillschweigend Arm in Arm auf dem Verdecke und fühlten uns glücklich beisammen. Eines Abends ließ ich ihm durch einen Dolmetscher bemerken, ich sei ein christlicher Priester; da rief er, die Rechte gen Himmel erhebend, aus: „Allah für dich, wie für mich, und darum wollen wir gute

Freunde bleiben!“ Außer ihm hatte ich Bekanntschaft gemacht mit einem Herrn aus der Normandie, einem scheinbar sehr schlichten, aber an sich ganz pffiffigen Manne, der Alles haarklein zu beobachten verstand, und mit einem englischen General, der deutsch und französisch sprach, in Constantinopel mein Hotel bezog und sich fast an allen meinen dortigen Ausflügen betheiligte.

Um halb sieben Uhr des Abends setzte sich der schmucke Skamander in Bewegung, und ich warf einen letzten Blick auf Smyrna und das romantische Küstenland. Das Meer war vortrefflich und wiegte mich bald in einen sanften Schlummer, den der in seinem Bettchen ausgestreckte Türke durch keine Störung unterbrach. Bei der Morgendämmerung eilte ich auf's Verdeck; die Luft war ziemlich frisch, brachte mich aber nicht zum Weichen; ich stand da, wie gefesselt: mich umgab ein gar zu bezauberndes Schauspiel. Links die Inseln Lesbos (Mithlene) und Tenedos (Bogdtscha), rechts das von Homer verherrlichte Gefilde Troas, in dessen Hintergrunde sich der sagenreiche Berg Ida erhob. An der nahen Küste bemerkte ich drei kegelförmige Erhöhungen, die man für die Grabmäler des Patroklos, des Antilochus und des Achilles ausgiebt. Die Stadt Troja ist spurlos verschwunden; ¹⁾ dessen ungeachtet vergegenwärtigten sich meinem Geiste die reizenden Schilderungen Homer's, welche in frühern Jahren meine jugendliche Phantasie entflammt hatten, und weckten neuerdings in mir die lebhaftesten poetischen Empfindungen. Wie gerne wäre ich hier an's Land gestiegen, um, an der Hand der Ilias, auf dem Schauplatz der so plastisch besungenen Heldenthaten Tage lang in süßen Träumereien umherzuschwärmen; allein der gefühllose Dampfer flog unbarmherzig vorüber.

Die nur eine Stunde vom Festland entfernte kleine Insel Tenedos, wo die alten Dichter die griechische Flotte versteckten, ist, meines Dafürhaltens, für eine solche List schlecht gewählt, da sich wohl keine ihrer Buchten dazu eignet. Das scheint auch Virgil gefühlt zu haben, indem er hinzufügte: „Nunc tantum sinus et

¹⁾ Eine archäologische Gesellschaft, welche seither dort Nachgrabungen veranstaltet hat, soll jedoch schon kostbare Entdeckungen gemacht haben.

statio male fida carinis.“ (Jetzt nichts weiter als Bucht und betrüglische Rhyde den Schiffen.) Aen. II, 23.

Wir waren am Eingange der Dardanellen (Hellespont), jener allbekannten Wasserstraße, die in einer Länge von zwölf Stunden das Aegäische mit dem Marmora-Meere verbindet und Europa von Asien scheidet. Keine der beiden Seiten hat gewaltig hohe und schroffe Ufer: man genießt einer ziemlich freien Aussicht, und die Gegend, wenn auch eigentlich nicht pittoresk, ist dennoch lieblich und angenehm. Die festen Schlösser oder Forts, welche die Meerenge beherrschen und als die Schlüssel von Constantinopel angesehen werden, liegen nicht, wie ich sie mir immer wähnte, auf felsigen Höhen, sondern, ihrem Zwecke besser entsprechend, in den Niederungen, weil so die Schiffe von den Batterien empfindlicher beschossen werden. Sie sollen sich jetzt in einem guten Zustande befinden und mit mehr als acht hundert Kanonen schweren Kalibers besetzt sein, die jeder feindlichen Flotte die Erzwingung der Durchfahrt unmöglich machen.

Die mittlere Breite der Dardanellen beträgt wohl nicht über eine halbe Stunde; die schmalste Stelle von etwa zwölf hundert Meter befindet sich ein wenig oberhalb des ehemaligen Abydos. Hier schlug Xerxes seine Brücke über den Hellespont; hier setzte Alexander der Große auf Schiffen nach Asien und Soliman, Orchan's Sohn, auf einem Flosse nach Europa über; hier spielte sich auch die Fabel von Hero und Leander ab, und hier schwamm, den 3. März 1810, der englische Dichter Lord Byron vom diesseitigen Schlosse Sestos bis zum jenseitigen Fort Abydos in einer schrägen Richtung von circa zwei Kilometer. Er brauchte zu diesem kühnen Abenteuer eine Stunde und zehn Minuten, zog sich aber, wohl bemerkt, ein starkes Fieber zu, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

Vom Marmora-Meer kann ich Nichts erzählen; denn, als es uns oberhalb Gallipoli aufnahm, verhüllte die nächtliche Finsterniß die ganze Umgegend, und da wir mitten hindurchsteuerten, so entwich übrigens bald das Gestade unsern forschenden Blicken. Die Fahrt hätte nicht erwünschter sein können: die Wellen waren, wie wir, sanft eingeschlafen, und selbst der Dampfer schien, mit uns zu sympathisiren, indem er sich nur langsam vorwärts bewegte.

Bei der Dämmerung des 5. April verstummte das Plätschern der Räder gänzlich: wir befanden uns an Ort und Stelle, nämlich im Hafen von Constantinopel.

O Zauber einer Auge und Geist fast erdrückenden Feenwelt! „Ich sah“, schreibt in poetischer Begeisterung der kühne Schwimmer Lord Byron, „Athens heilige Räume, sah die Tempel von Ephesus und war in Delphi; ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und die schönsten Länder Asiens besucht: aber nirgends erfreute mein Auge ein dem von Constantinopel vergleichbarer Anblick,“ und er hat wohl Recht. Das Panorama, welches mich umgab, war wirklich entzückend: vor mir schimmerte in buntfarbigem Glanze der romantische Bosphorus mit seinen lieblichen Ufern; an der nahen asiatischen Küste erhob sich stufenweise aufsteigend Skutari mit einem heilig düstern Cypressenwalde gekrönt; in weiterer Entfernung südöstlich ragten, nebelhaft verschleiert, die Prinzeninseln aus dem flimmernden Meerespiegel hervor, südwestlich das berühmte Schloß der sieben Thürme mit seinen schiefchartigen Zinnen, und dann das ganze Hochplateau der Erdzunge, worauf das eigentliche Constantinopel, von den Türken Istanbul oder bloß Stambul (aus *εις την πολιν* verstümmelt) genannt, in echt orientalischem Stolge prangt mit dem am vordern Abhange hinter hohen Terebinthen und Cypressen hervorguckenden langen Serail und den vielen auf der Anhöhe sich thürmenden Moscheen, deren schlanke Minarets die Wolken berühren, und unter welchen die Sophienmoschee mit ihren hohen Kuppeln und den vier noch höhern Minarets einen ehrenvollen Platz einnimmt. Dann erstreckte sich zwischen dem alten Byzanz und den neuern Vorstädten das Goldene Horn, eine lanzettförmige Bucht, welche den geräumigen und sichern Hafen bildet, unabsehbar in's Land hinein. Es war angefüllt mit Dampf- und Segelschiffen, an deren Mastbäumen Flaggen der verschiedensten Nationen flatterten, und übersät von Barken und Raiken, die kreuz und quer neben einander behende vorüberflogen. Das nördliche Ufer desselben war belebt durch die volkreichen Vorstädte Galata und Tophane (Top' hana), wo am Eingange des Bosphorus der einen Kilometer lange Marmorpalast des Sultans uns majestätisch entgegenblinkte; oben auf der Höhe breitete sich Pera,

das Quartier der Europäer, aus. Auge und Herz waren an dem imposanten Schauspiel noch nicht hinreichend gesättigt, als ein Commissionär des Hôtel du Luxembourg, das ich mir bereits zu Jerusalem auserwählt hatte, auf dem Berdecke erschien und sich durch seine kupferne Platte als solchen legitimirte. Sogleich überwies er mir, der englische General und ich, ihm unsere Reiseeffekten und beauftragte ihn zugleich, für die Ueberfahrt und die Packträger zu sorgen. Wir stiegen nun zu Fuß Galata hinauf, und bald verwandelten die hölzernen Barraken, die steilen, engen und schmutzigen Gassen von halbwilden Hunden, denen wir bei fast jedem Schritte ausweichen mußten, belagert, die poetische Begeisterung in einen ganz prosaischen Eindruck. Der genannte Gasthof befindet sich oben in Pera; der Patron desselben, ein Franzose, hat es durchaus auf europäischen Fuß eingerichtet, und die Küche gilt für die beste von Constantinopel, ist aber weniger preiswürdig, als die des Dampfschiffes. Für Zimmer und zwei Mahlzeiten werden täglich Fr. 12 50 oder zehn englische Schillinge bezahlt.

Nach meiner Installation suchte ich das ebenfalls auf der Berahöhe gelegene Kloster der Schwestern unserer lieben Frau von Sion auf, um der Oberin ein aus Jerusalem mitgebrachtes Bäckchen abzuliefern. Sie war höchlich erfreut, und ich mußte versprechen, einmal die hl. Messe in ihrer Hauskapelle zu lesen. Sodann ließ sie mich zur nahen Wohnung des hochwürdigsten Herrn Joseph Plum, apostolischen Patriarchalvikars von Constantinopel und Erzbischofs von Thiane i. p. i., führen. Dieser empfing mich herzlichst und erkundigte sich, während der Sekretär das Celebret ad mensam ausfertigte, besonders nach dem Befinden unsers frommen und gefeierten Bischofs, den er seinen geehrten Freund nannte. Die Patriarchalkirche ist vor etlichen Jahren abgebrannt und wird provisorisch durch die hübsche Kirche neben dem Kloster des Sœurs de Notre Dame de Sion ersetzt. Hier las ich nun am Palmsonntag, so wie an den zwei folgenden Tagen, die Messe und reichte vielen Gläubigen die hl. Kommunion. Mittwochs las ich sie, um mein Versprechen zu erfüllen, in der Hauskapelle der ehrwürdigen Schwestern und wurde von der lieben, gastfreundlichen Priorin mit Kaffee, Chocolate und süßem Back-

werke betwirthet. Am Gründonnerstag war mir die Ehre und Gnade bescheert, bei der Consekration der hl. Oele als Diakon zu fungiren und das hl. Abendmahl aus den Händen Sr. Erzbischöflichen Eminenz zu empfangen, wobei von einem Assistenten auch der Kelch gereicht wurde. Die vier letzten Tage der stillen Charwoche wollte ich nicht im Geräusche des Gasthofes zubringen und zog mich nach Galata in ein Franziskanerkloster zurück, wo unter einem starken Zuflusse von Gläubigen die Osterfestlichkeiten sehr erbaulich begangen wurden. * Es gefiel mir gut bei den spanischen Ordensmännern, und ich blieb bei ihnen bis zu meiner Abreise.

Inzwischen vernachlässigte ich nicht, meine Passangelegenheit in Ordnung zu bringen und dann meine gerechte Neugierde zu befriedigen. Schon am 7. April stattete ich dem französischen Gesandten, Herrn Grafen de Vogué, einen Besuch ab und stellte mich unter seinen hohen Schutz. Er nahm mich über alle Erwartung freundlich auf, bat mich, neben ihm Platz zu nehmen, und würdigte mich einer vertraulichen Unterhaltung. Der Hauptgegenstand unsers Gespräches waren die bedauernswerthen Händel zwischen den Lateinern und den Griechen zu Bethlehem. Er sagte, der Vorfall sei ihm amtlich berichtet und von der Hohen Pforte zu Gunsten der Franziskaner entschieden worden; daß er sich aber in letzterer Hinsicht irrte, haben wir bereits früher gehört. Schließlich bemerkte er mir, das Paßwesen betreffe nicht ihn, sondern den Consul. „Aber“, fügte er hinzu, „entschuldigen Sie mich für einen Augenblick; ich will Sie ihm empfehlen.“ Sogleich ging er in sein Bureau, überbrachte mir nach einer kurzen Weile einen an diesen eigenhändig geschriebenen Brief und ließ mich durch einen seiner Bedienten in's Consulat führen, wo ich auf der Stelle das Visa für Griechenland, Italien und Deutschland unentgeltlich erhielt.

Der Nachmittag des 6. wurde auf eine flüchtige Musterung der Haupt-Stadttheile verwendet. Wir durchwanderten, mein Engländer und ich, das lange Pera; flogen oben hinter demselben zum Bosphorus nach Tophane hinunter, beschauten und bewunderten in der nächsten Nähe den stolz prangenden Marmorpalast mit den vielen Höfen und den vergoldeten Thoren, wandten uns durch die engen, vollbelebten Gassen Galata's, überschritten die untere Schiffbrücke des goldenen Horns, besichtigten das Innere Stambuls

und kehrten über die mittlere Brücke, hinter welcher wir einen sehr steilen und schlecht gepflasterten Weg erklettern mußten, nach Hause zurück. Ich war recht müde, aber mit dem Ausfluge, der mir eine allgemeine Idee von Constantinopel verschafft hatte, wohl zufrieden.

Den 7. ging es wieder nach Galata, dem Haupt-Handelsplaz, hinab, und wir erklimmten dort den gewaltigen Thurm, der 1350 von den Genuesern errichtet, das wichtigste Bollwerk einer am Eingange des Goldenen Horns erbauten und jetzt zerstörten Citadelle bildete; gegenwärtig dient er zu einem Wachtthause für die Feuerwehr. Das Ersteigen der zahlreichen, oft unbequemen Stufen ist beschwerlich, wird aber oben hinlänglich belohnt: von der Höhe des Thurmes genießt man einer herrlichern Aussicht, als von den Schiffen im Hafen.

Außer den Beiramfesten und Freitagen das Innere einer Moschee zu betreten und unbehelligt zu beschauen, unterliegt heutzutage keiner großen Schwierigkeit: jeder Commissionär eines ordentlichen Gasthofes kann dem Fremden die Ermächtigung hiezu besorgen.

Da wir den 8. zur gründlichen Durchmusterung des streng muhammedanischen Stambul, wo keine christliche Kirche geduldet wird, bestimmt hatten, so beauftragten wir unsern Dragoman, die in dieser Hinsicht erforderliche Formalität zu erfüllen und uns hinüber zu begleiten. Wir stiegen mit ihm zum Goldenen Horn hinab, setzten in einer Barke über dasselbe und ließen uns durch einen Omnibus zur ehemaligen St. Sophienkirche bringen, dem großartigsten und ehrwürdigsten Baudenkmal Constantinopels. Sie war nicht, wie man glauben sollte, einem Heiligen, sondern der personificirten göttlichen Weisheit gewidmet und daher St. Sophie (Ἁγία Σοφία) betitelt; jetzt heißt sie Aja Sofia. Ihre erste Gründung verdankt sie Constantin dem Großen; in ihrer jetzigen Gestalt ist sie aber ein Werk des Kaisers Justinian und datirt aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung. Der Reichtum und die Pracht ihrer Ausstattung übertrafen alles bis dahin Gesehene dieser Art. Hievon kann man sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn man berichtet findet, daß, die Beschaffung der Materialien mit eingerechnet, der Bau über fünfzehn

Jahre dauerte, obgleich von hundert Baumeistern geleitet, deren jeder hundert Arbeiter zu beaufsichtigen hatte, und daß bereits 452 Centner Gold ausgegeben waren, als die Mauern sich zwei Ellen über dem Fundamente erhoben. Das Gebälk trugen Säulen von Granit und Porphyr, von weißem, schwarzem, rosenfarbigem und grünem Marmor; die Wände, die Gewölbe und besonders die Altäre funkelten von den edelsten Metallen und kostbarsten Juwelen. Auch soll, als sie vollendet war, Justinian, mit ausgestreckten Armen von der Eingangshalle bis zu seinem Betstuhle laufend, ausgerufen haben: „Gott sei Dank und Preis, daß er mich würdigte, solch ein Werk zu vollbringen! Salomo, ich habe dich übertroffen!“ Seit ihrer Umwandlung in eine Moschee hat sie von ihrem ursprünglichen Glanze viel eingebüßt, und es fangen schon die Seitengebäude an, zu verfallen; allein sie ist noch immer sehr imposant und höchst sehenswerth. Sie liegt oberhalb des alten Serails in einem weiten Beringe und von vielen Nebengebäuden umgeben. Der Plan derselben ist ein in ein Viereck gezeichnetes griechisches Kreuz inwendig 270 Fuß lang und 245 breit. Das Dach besteht aus neun Kuppeln, nämlich einer mittlern Hauptkuppel und zwei niedrigeren Halbkuppeln, denen sich wiederum auf drei Seiten noch niedrigere Helme anschließen. Auf der Spitze der vier herumstehenden Minarets blinken vergoldete Halbmonde; der auf der Hauptkuppel, wo ehemals das Erlösungszeichen schimmerte, ist der größte; sein Durchmesser beträgt, von einer Hornesspitze zur andern, fünfzig Ellen, und der Sultan Murad III. soll auf dessen Vergoldung 50,000 Dukaten verwendet haben. Diese Hauptkuppel erhebt sich 180 Fuß über dem Boden und nur kaum 18 über dem Dache, während sie eine Durchschnittslinie von 115 Fuß hat. Ihre Oberfläche versinnlicht demnach wohl besser, als der St. Petersdom, die Ausspannung des Himmelsgewölbes.

In der geräumigen Vorhalle, dem frühern Plage der Büßer und der Katechumenen, mit neun bronzirten Thoren, ersuchten uns die dort weilenden Aufseher, die Schuhe gegen angebotene Pantoffeln zu vertauschen, und ließen uns so ohne Weiteres in's Heiligthum hineintreten. Dieschgrasmatten bedecken den Fußboden; an den Wänden hängen grüne schildförmige Tafeln, worauf in

arabischen Goldbuchstaben fromme Koransprüche glänzen; zierliche Säulen stützen die an drei Seiten 60 Fuß hervorragende Frauengallerie; in der Mitte eröffnet sich die Mündung der 180 Fuß hohen Kuppel, und im Hintergrunde, dem vormaligen Chor, gewahrt man noch Züge einer majestätischen Figur, welche von der türkischen Ueberflüchtung nicht ganz verwischt werden konnte: sie sind noch Ueberbleibsel von der Abbildung der hl. Weisheit (*Ἁγία Σοφία*), die jetzt in diesem matten Schleier den Ceremonien eines ihr verhassten Cultus beiwohnen muß. Etwas westlich davon bezeichnet eine röthliche Platte die Richtung nach Mekka. Die betenden Muselmänner stellen sich also schräg, was bei allen in Moscheen verwandelten Kirche der Fall ist und die zutreffende Bemerkung veranlaßte, daß im Oriente der Muhammedanismus einen Querstrich durch's Christenthum gemacht habe. Nahe dabei hängt ein abgenutztes, stäubiges Tuch, welches für die Moslemmin das hohe Verdienst hat, einer der vier Teppiche zu sein, worauf ihr Prophet kniete, wenn er das Gebet verrichtete. Hier und da schweben, zehn bis zwölf Fuß vom Boden, Hängelämpchen an seidenen Schnüren mit farbigen Quasten und dicken Straußeneiern. Nach diesem Rundgange begaben wir uns auf einem breiten, fahrbaren und sanft aufsteigenden Wege zur Frauengallerie hinauf, wo sich das Innere der Basilika in noch größerer Herrlichkeit entfaltet. Wir befanden uns am Anfange der Gewölbhogen, welche mit lauter kleinen stark vergoldeten Krystallwürfeln bedeckt und geschmückt sind. Der zerstörende Führer riß einige heraus und bot sie uns für Geld an; ich erhandelte sie zu einem geringen Preise und steckte sie sorgfältig in die Tasche. Einen davon ließ ich zu Wien in einen goldenen Ring einlassen, den ich nun zur beständigen Erinnerung an meine Wanderschaft trage; die andern sind bereits alle verschenkt.

Ehe wir St. Sophie verlassen, will ich noch eine unter den Christen Konstantinopels sehr populäre Legende erzählen. Als 1453 die Türken die Stadt erstürmt hatten, drang eine Reiterhorde lärmend und drohend in die Kathedrale, während ein Priester am Altar stand, um Messe zu lesen. Er unterbrach das Opfer, nahm den Kelch und wandte sich ruhigen Schrittes gegen eines der Seitenschiffe. Die wilden Reiter sprengten ihm nach und

waren auf dem Punkte, ihn zu erreichen; da entzog ihn eine Mauer, die sich öffnete und wieder schloß, ihren Blicken. Sie glaubten anfangs an eine maskirte Thüre und einen geheimen Ausgang; aber sieh, die Mauer war dicht, undurchdringlich, und der Diener Gottes wunderbar verschwunden. Bisweilen läßt sich aus der Wand ein dumpfes Psalmodiren vernehmen; es ist die Stimme des noch lebenden Priesters, welcher schlafend die ununterbrochenen Messgebete her murmelt. Das dauert so fort, bis St. Sophie dem christlichen Cultus zurückgegeben ist; dann wird sich die Mauer von selbst öffnen, der Priester feierlich hervortreten und die vor vier hundert Jahren angefangene Messe beendigen.

Außer St. Sophie besuchten wir noch einige Moscheen, unter andern die überaus kostspielige des Sultans Achmed I., die größte Stambuls und die einzige des türkischen Reiches, die sechs Minarets besitzt; dann das Grabmal Mahmuds II. († 1839), welches an Pracht alle dortigen Mausoleen übertrifft. Es ist ein achteckiges, von sieben hohen Fenstern erleuchtetes Marmorgebäude; die Todtenkammer selbst gleicht aber mehr einem abendländischen Salon, als einer Sultansgruft; denn sie ist mit Sopha's, Armisesseln, Standuhren, Gardinen reich möblirt und steht ganz freundlich aus. Der Wächter gestattet recht gern den Eintritt, indessen muß man die Schuhe ausziehen. Hier ruht nun der gewaltige Reformator des osmanischen Milizwesens in einem umgitterten Sarkophag mit den kostbarsten Stoffen bedeckt, über dem Kopfe seinen mit einer Reiherfeder und Edelsteinen geschmückten Turban und zu seinen Füßen zwei große silberne Candelaber mit zwei beindicken Wachskerzen; ihn umgeben drei Särge von geringerer Dimension, ebenfalls zwischen Balustraden und unter glänzend gewirkten Shawls: es sind die seiner Schwester Habait Ullah und seiner Töchter Soliha und Radidscha. In einem daneben stehenden gläsernen Schranke funkeln seine Säbel und übrigen Waffen, besetzt mit Diamanten, Sapphiren und Rubinen.

Hierauf schenken wir dem Atmeidän, dem größten öffentlichen Plage Stambuls, über den wir schon einmal geschritten waren, unsere nähere Aufmerksamkeit. Er liegt südöstlich von St. Sophie und nimmt die Länge des sonstigen Hippodroms ein, der in der oströmischen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, hat aber durch

die Achmed-Moschee fast die Hälfte seiner Breite eingebüßt. Auf demselben haben sich noch erhalten der Obelisk des Theodosius, die kleine Pyramide und die Schlangensäule, schwache Ueberreste der vielen Prachtwerke, welche ihn ehemals verherrlichten. Seine marmornen Schauplätze und das zahlreiche Volk seiner künstlichen Statuen sind verschwunden, seine prächtigen Thermen, die erhabenen Hallen seines Forums u. s. w. liegen unter dem Mantel des Staubes und der Vergessenheit begraben; seine vier stolzen bronzenen Rosse paradiren jetzt zu Venedig auf dem Portal des St. Markusdomes. Mir kam der traurige Gedanke: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt; was der Zahn der Zeit verschont, das zerstört die frevelnde Hand des Menschen.“ Der fünfzig Fuß hohe Obelisk aus einem Stücke rosenfarbigen Granits gemeißelt, ist noch unverfehrt, und die an den vier Seiten eingegrabenen Hieroglyphen sind frisch und nett. Auffallend trennen ihn vier eiserne Würfel von der Basis, deren lateinische und griechische Inschriften besagen, daß ihn, nachdem er längere Zeit am Boden gelegen, der Kaiser Theodosius wieder aufrichten ließ; die nebstdem auf der Basis sich befindlichen Figuren in Basrelief sind schwer zu enträthseln und zugleich ohne Geschmack ausgeführt. — Das Pyramidchen ist ein nackter, schmuckloser und dem Verfall preisgegebener Steinhaufen. Vielleicht trug es sonst die neben ihm stehende Säule, die, wegen der zwei bis zur Spitze hinauf sich um sie ringelnden Schlangen einer großen Tabaksrolle gleicht und sich in ihrer jetzigen Stellung auf dem geräumigen Platze sehr hager ausnimmt. Die Schlangen haben ihre frühern silberkammigen Köpfe verloren: der Sultan Murad (nach Andern Mohammed II.) soll, um seine Riesenstärke zu beweisen, dieselben mit einem Schlage seines Damascenersäbels abgehauen haben, was jedoch unglaublich ist. Ebenso wenig stichhaltig ist wohl die Annahme, daß die Schlangensäule von Delphi, wo sie den Dreifuß der Pythia getragen, hieher transportirt worden sei.

In nicht weiter Entfernung vom Atmeidan führte uns eine hölzerne Treppe in eine große Cisterne, hinab, die von den Türken tausend und eine Colonne genannt wird, ob es gleich ihrer nur 672 sind, die je drei über einander stehen und so in Wirklichkeit auf 224 zusammenschrumpfen. Schon lange ist sie kein Wasserbe-

hälter mehr, und jetzt haben Juden und Armenier darin eine Seidenspinnerei angelegt. In diesem hochgewölbten, nie von einem Sonnenstrahl erwärmten Keller verspürten wir ein eisiges Frösteln und beeilten uns wieder in die laue Luft des Tageslichtes zu gelangen, indem wir die armen Arbeiter, meistens blasse Kinder, die, wie Gnomen oder Wichtelchen da unter der Erde beschäftigt waren, herzlich bemitleideten.

Endlich lenkten wir unsere Schritte zum Serail, um wenigstens seine Lage und äußere Gestalt näher zu betrachten: es nimmt die Bergspitze zwischen dem Marmora-Meer und dem Goldenen Horne ein. Das Thor des Haupteinganges hat eine beträchtliche Höhe, und von ihm wird in der diplomatischen Sprache die türkische Regierung Hohe Pforte genannt. Wir gingen unbehellig durch dasselbe in den ersten Hof; hier sagte der Führer, wir dürften nicht weiter vordringen. Wir kehrten demnach um, stiegen den von Cypressen und Maulbeerbäumen beschatteten Abhang hinunter, nahmen noch die Eisenbahn nach Adrianopel sowie die am Meer liegenden Gärten des Sultans in Augenschein und beschloffen hiermit die höchst interessant ausgefüllte Mittagstour.

Den 9. April las ich, wie bereits gesagt, meine Messe in der Kapelle des *Soucs de notre Dame de Sion* und wollte, weil in der Nähe, dem huldvollen Herrn Erzbischof meine Aufwartung erneuern, hatte aber nicht das Glück, ihn anzutreffen; denn er war für den ganzen Morgen ausgegangen. Des Nachmittags suchten wir, der englische General und ich, unsern Banquier auf, um Reisegeld einzuwechseln, und setzten danach, von der untersten Brücke des Goldenen Horns, an dem sogenannten *Veanderthurm* vorbeischießend, nach *Skutari*, dem alten *Chrysopolis*, über. Es wird zwar unter die Vorstädte Constantinopels gerechnet, bildet indessen an der asiatischen Seite des Bosphorus eine selbstständige Stadt mit wenigstens 70,000 Einwohnern. Wir hofften, unsern Vorwitz am Schauspiel der heulenden *Derwische* nähren zu können, hatten aber dafür den rechten Tag verfehlt. Wir nahmen nun fürlieb, die echt türkische Stadt zu durchkreuzen und gelangten so allmählich auf die Höhe und zum Stunden langen Cypressenwalde, wo sich unabsehbar Leichenstein an Leichenstein reiht. Die eigentlichen Osmanen Constantinopels haben meistens

dort ihre Familiengräber, theils, weil sie Asien als ihre wahre Heimath betrachten, theils, weil eine alte Weissagung den einstigen Untergang ihrer Herrschaft in Europa verkündigt. Die düstere, ungeheure Todtenstätte, machte auf uns einen sehr melancholischen Eindruck, und wir wandelten eine ziemliche Weile langsam und schweigend umher; dagegen genossen wir im Freien einer wonnigen Aussicht auf die Gebirge, die Inseln des Marmora, Constantinopel, den Hafen und die Ufer des Bosporus.

Als wir zu unserm Hotel zurückkamen, stand ein fast daran stoßendes Haus in lichten Flammen. Wir erschrocken und packten, um uns im Nothfalle zu flüchten, schleunig unsere Sachen ein. Das Durcheinanderlaufen, Lärmen und Drängen war unbeschreiblich; dabei wurde aber wenig an's Böschchen gedacht. Ich fragte wie das Feuer ausgebrochen sei, und erhielt folgende Antwort: „Sie sahen, wie in dieser Hauptstraße Pera's, wo beständig Omnibus und andere Fahrzeuge sich begegnen, das Haus merklich hervorstand und die Passage einengte. Die Stadtverwaltung hatte zu verschiedenen Malen dem Eigenthümer für das Malignement eine Entschädigung angeboten, die dieser jedoch zu gering fand; da machte man ihm einen kurzen Prozeß und zündete das Haus an.“ Des andern Tages, als ich nach Beendigung des erzbischöflichen Gottesdienstes in's Franziskanerkloster hinuntersiedeln sollte, stürzte die ganze Vorderseite des Gebäudes mitten in die Straße und versperrte so den Durchgang, daß ich einen weiten Umweg machen mußte, und der Träger meiner Kiste sich in den engen, ihm unbekanntem Gassen nicht mehr zurecht fand. Nach vielem unheimlichen Umherirren erreichte ich, sehr müde und vom Schweiß triefend, endlich das Kloster, das mich gastfreundlich aufnahm. Am Charfreitag, wo ich in der dortigen Hauskapelle meine Morgenandacht verrichtete, erfreute und erbaute mich die fromme Christenschaar, welche gekommen war, das zwischen lieblich duftenden Blumen und hellflackernden Kerzen niedergelegte Crucifix zu küssen und zu verehren; dagegen wurde ich beim Anblicke des Schwarms ekelhaft verstümmelter Bettler, die draußen im Hofe lagerten und die Ein- und Ausgehenden um ein Almosen ankrätschten, peinlich berührt.

Ich war bereits mehrere Tage zu Constantinopel und hatte den Sultan noch nicht gesehen. In den geheimnißvollen Räumen

seiner Paläste zurückgezogen, zeigt er sich dem Publikum nur bei feierlichen Anlässen und des Freitags, wo er gleich den übrigen Muselmännern das vorgeschriebene Gebet öffentlich verrichtet. Dies geschieht um zwölf Uhr des Mittags, aber jedesmal in einer Moschee, die erst am Vorabende oder sogar denselben Morgen bekannt gemacht wird. In den Gasthöfen erfährt man es durch die Commissionäre; in meinem Kloster konnte Niemand mir die gewünschte Auskunft geben. Ich versuchte nun, die Sache auf einem andern Wege zu ermitteln, und begab mich gegen zehn Uhr zum Palaste am Bosporus, wo Seine Großherrlichkeit eben residirte. Ich harrete eine langweilige Stunde am Hauptthor, ohne ein Zeichen von der Richtung des Aufzuges zu gewahren: da erschienen endlich Reiter und Fußvolk, sowie viele glänzend uniformirte Herren zu Pferd und in Kaleschen, und von allen Seiten liefen Menschen herbei, die sich ihnen angeschlossen. Wacker ging es die breite Straße Dophane's hinauf zu einer recht schmutzen Moschee am Ufer des Bosporus. Hier machten die Soldaten Halt und schlossen den freien Platz um dieselbe ab; zugleich meldeten wiederholte Kanonenschüsse die Ankunft des gewaltigen Padiſchah's. Alles war in gespannter Erwartung, als nach etlichen Minuten ein vergoldeter Paß, in dessen Hintertheil Seine Majestät unter einem kostbar gezierten Thronhimmel saß, herangeflogen kam. Von Gold und Ehrensternen funkelnde Würdenträger beeiferten sich um die Wette, unter den tiefsten Verbeugungen den gestrengen Oberherrn zu empfangen, und begleiteten ihn in's Innere der Moschee. Ich stand dicht hinter dem von den Soldaten gebildeten Spalier. Angethan mit meiner neuen Soutanelle und meinem ägyptischen Tarbusch und ausgezeichnet durch mein Ordensbändchen, meinen ehrwürdigen Bart und meine ernste, gravitätische Haltung, hatte ich wirklich das Aussehen eines vornehmen Türken. Hierdurch getäuscht, zog sich der vor mir aufgestellte Milizmann seitwärts und eröffnete mir so den Eingang zum innern Beringe. Den Vortheil benutzend, grüßte ich höflichst nach orientalischer Manier und wagte mich hinein. In frühern Zeiten hätte ich mein Leben auf's Spiel gesetzt: „Nekt“, dachte ich, „wirfst du im schlimmsten Falle glimpflich ausgewiesen.“ Man ließ mich indessen unbehelligt vor der Moschee stehen, und nach ungefähr drei Viertelstunden

kam der Sultan sammt dem glänzenden Gefolge wieder zum Vorschein, stieg hastig über den etwas schmalen Cachemirstreifen, den nur seine Füße berühren dürfen, die Treppe herunter und ließ sich in einem größern Kaik ohne Baldachin zu seinem Palaste am jenseitigen asiatischen Ufer hinüberbringen. So hatte ich das unerhoffte Glück, den Großherrn in ziemlicher Nähe zu beschauen. Er ist von mittlerer Größe, seine Gesichtsfarbe bläulich, sein Kinn in einen feinen braunen Bart eingerahmt, seine Augen schwarz, seine Stirne breit und voll, seine Physiognomie wohl nicht düster und abschreckend, aber auch nicht heiter und einnehmend, vielmehr theilnahmslos gegen Alles, was um ihn vorgeht, gleichsam außer-menschlich. Im Bewußtsein seiner Höhe blickt er mit kalter Gleichgültigkeit herab auf die niedrige Welt, die zu seinen Füßen liegt. Sein Anzug war reichlich, jedoch nicht mit blendenden Pierereien überladen: derselbe bestand in einem Leibrock und einem Pantalon aus dunkeln Tuche und in Glanzschuhen; seinen Scheitel bedeckte der rothe Fez umflattert von einem dünnen Reiherfeder-Busch, der vermittels eines Diamantenknauß an den obern Rand befestigt war; aus der an der Brust offen gelassenen Tunica bligte ein Gold- und Perlgeschmeide hervor. — Erst um drei Uhr kam ich nach Hause zurück; ich war während der größten Tageshitze auf den Beinen und lechzte vor Durst. Zu unserer Abendandacht fand sich wieder eine bedeutende Menschenmenge ein, worunter ich zu meinem großen Vergnügen viele vornehme Personen bemerkte.

Als ich von Diekirch abreiste, hatte ich mir vorgenommen, von Constantinopel aus durch den Bosporus, das Schwarze Meer, die Donaufürstenthümer und Ungarn nach Wien zu fahren und zur Zeit der Weltausstellung hier anzulangen. Allein ich wäre um Griechenland geschifft, ohne davon mehr gesehen zu haben, als das Cap Matapan, welches bei der Insel Candia, wie ein weißer Punkt, im weiten Horizonte schimmerte. Aus Furcht, mir bei der Heimkehr gerechte Vorwürfe zu machen, wenn ich vernachlässigte, diesen durch Poesie und Geschichte hochgefeierten altklassischen Boden, von dem ich so viel gelesen, gehört und gesprochen, zu berühren und wenigstens theilweise mit eignen Augen zu schauen, änderte ich meinen ursprünglichen Plan und beschloß, den Rückweg dahin einzuschlagen, an der adriatischen Küste Italiens zu landen und

von Venedig über den Simmering die gemüthliche Kaiserstadt an der blauen Donau zu erreichen. Ich ersuchte daher den Commissionär des Klosters, mich zum französischen Schiffsbüreau zu begleiten, wo ich über die nächste Abfahrt eines Dampfers nach dem Piräus Erkundigungen einzuziehen wollte. Hier erfuhr ich, daß der 16. April dafür festgesetzt sei, und nahm sogleich ein Billet erster Classe. Da die Agentur unten am Goldenen Horn liegt, so stachelte mich die Begierde, dem herrlichen Stambul, das auf mich eine magnetische Anziehungskraft ausübte, in Gesellschaft meines alten, zuverlässigen Führers einen letzten Besuch abzustatten. Zuvor kehrten wir in eine nahe gelegene Restauration ein und labten uns mit gehöriger Erfrischung; hierauf überschritten wir zu Fuß die untere Brücke und fuhren dann in einem Omnibus auf die Höhe. Ich besichtigte neuerdings die äußeren Theile der prächtigen St. Sophie-Basilika; die Wächter des Eingangsthores, denen ich ein Bakischij versprach, erlaubten uns, sogar ohne höhere Ermächtigung, den Eintritt in die Vorhalle und ich konnte mich da durch meinen Dolmetscher eine Weile mit ihnen unterhalten. Wir wanderten über den Atmeidan und traten am Ende desselben, vermittels Bezahlung, in's Janitscharenmuseum. Hier stehen, ruhig und stillschweigend, in natürlicher Größe und Uniformirung, nach ihren verschiedenen Rangordnungen, 150 Figuren dieser einst so indisciplinirten und furchtbaren Miliz. Ihre gräßlichen Schnurr- und Vollbärte, ihre starr und unheimlich blinzenden Augäpfel, ihre wilden, grimassenhaften Gesichter erzeugten in mir ein sonderbares Gefühl, ein gewissermaßen unerklärliches Mißbehagen. Seit der Niedermehelung der Janitscharen sind erst dreißig Jahre verflossen; man sollte aber sagen, es sei ein ganzes Jahrhundert. Die der neuern Zeit noch angehörigen Trachten sind zu geschichtlichen Alterthümern geworden: so sehr stechen sie gegen die heutigen Costüme der Türken ab.

In einer nicht weiten Entfernung von da erstiegen wir den Seraskierthurm, der, wenn auch nicht ein schöneres, doch ein ausgedehnteres Panorama gewährt, als der viel tiefer liegende Genueserthurm. Auf der höchsten Gallerie desselben wandelt beständig ein Wächter, um zu schauen, ob in dem unermesslichen Horizonte, der sich vor ihm entrollt, nicht irgendwo eine Rauch-

säule oder Feuerzunge aus einem Dache emporwirbele. Ist das der Fall, so hängt er bei Tag einen enormen Korb, bei Nacht eine brennende Laterne aus und bezeichnet durch allgemein bekannte Signale den Herd der Feuersbrunst. Dieses Stadtviertel ist seit dem großen Brande Stambuls außerordentlich verschönert worden: breite und saubere Straßen, Privat- und öffentliche Gebäude sowie mehrere öffentliche Plätze geben ihm einen wirklich europäischen Charakter.

Zuletzt durchzogen wir die wunderschönen Bazar's, worin nicht bloß allerlei Lebensmittel, sondern die elegantesten und kostbarsten Luxusartikel jeder Art aufgehäuft sind. Wer Geld genug bei sich hat und vor den Scherereien des Mauthwesens nicht zurückschrickt, dem möchte ich rathen, hier beträchtliche Einkäufe zu machen.

Den 13., des Nachmittags, fuhr ich, von dem Knechte und dem Koche des Klosters begleitet, nach den sogenannten süßen Wassern; das Dampfboot brachte uns aber nur bis zur Vorstadt Ejub, und da wir uns keinem unsichern Raik anvertrauen wollten, so legten wir zu Fuß die letzte Strecke auf dem linken Ufer der lanzenförmigen und malerischen Bucht zurück. Indessen hatte uns das mißliche Wetter den Genuß des ergötzlichen Schauspiels verdorben, welches die buntgekleidete vornehme Welt Constantinopels, auf den dortigen grünen Wiesen lustig herumsplazierend oder gruppenweise auf dem Boden gelagert, den Fremden an Sonn- und Feiertagen darbietet. Wir kehrten mit unserm Ausfluge, den wir in freudigen Erwartungen gemacht hatten, unzufrieden zurück, und die Mißstimmung des Koches, eines heißblütigen Spaniers, wuchs zu grimmigem Aerger, als in Ejub ein wilder Straßenhund ihm den lieben neuen Pantalon aufriß und das Bein verwundete; vergebens suchten wir ihn zu trösten und zu besänftigen.

Den 14. nahm ich wiederum den Hausknecht, der nebst dem Türkischen auch das Italienische sprach, mit mir und unternahm in seiner Begleitung eine Lustfahrt den Bosphorus hinauf bis nach Bujukdere, welches die letzte Station der Bergnügungsdampfschiffe ist, und von wo aus man schon geradezu in's Schwarze Meer hineinsieht. Die Gegend entzückte mich so sehr,

daß ich sie sicherlich zu meinem lebenslänglichen Aufenthalt gewählt hätte, wenn ich der Landessprache kundig und nicht mitten unter Türken gewesen wäre. Wir bestrichen bei der Hinfahrt die europäische und bei der Rückfahrt die asiatische Küste, und ich bin unentschieden, welcher ich die Palme des Vorzugs zuerkennen soll: beide haben schwerlich ihres Gleichen auf dem ganzen Erdenrunde. Das Klima fand ich gemäßigt und gesund, den Boden fruchtbar und durchschnittlich gut bebaut, die Lage der Ortschaften pittoresk und anmuthig. Eben darum hat der Sultan an den Ufern desselben die meisten seiner Paläste, und besitzen auch hier die vornehmen Bürger Constantinopels, sowie fast alle Repräsentanten der europäischen Staaten ihre Landhäuser und Sommerwohnungen. ¹⁾

Der Nachmittag des 15. April wurde dem Besuche der tanzenden Derwische im muselmännischen Kloster zu Pera gewidmet. Die andern Muhammedaner verwehren uns Christen, wie sie sagen, durchaus die Betheiligung an ihrem Gottesdienste; dagegen gestatten uns diese Derwische ohne weitere Umstände, als daß wir die Schuhe ablegen, recht gern, ihren Ceremonien beizuwohnen. Der Saal, worin die religiösen Tänze aufgeführt werden, gleicht einem wirklichen Tanzplatze: ein fein geglätteter Fußboden, durch ein kreisförmiges Geländer abgeschlossen, nimmt das Centrum ein; die oben circular herumlaufende Gallerie, für die Frauen, den Sultan und andere hohe Standespersonen bestimmt, wird von schlanken Säulen getragen; das Orchester befindet sich dem Mirah (Richtungspunkte nach Mekka) gegenüber. Frühe angekommen, stellte ich mich unmittelbar hinter die niedrige Balustrade und konnte so das ersehnte Schauspiel genau beobachten. Die Derwische ließen ziemlich lange auf sich warten; endlich erschienen sie mit ernster Miene und gemessenem Schritte. Der Vorsteher trat zum Mirah hin und lagerte sich auf einen mit Gemälden

¹⁾ Der Bosphorus, bekanntlich jene Wasserstraße, welche das Schwarze mit dem Marmora-Meer verbindet, hat eine Länge von acht Stunden und an einigen Stellen eine Breite von nur zwanzig Minuten. Im Bickzack gebildet, ist er reich an Buchten und Vorgebirgen; seine beiden Ufer sind mit mehreren gut armirten Forts und Batterien versehen, die jeder feindlichen Flotte die Durchfahrt unmöglich machen.

belegten Teppich. Seine Untergebenen defilirten je zwei und zwei an ihm vorüber, huldigten ihm mit Beweisen der tiefsten Ehrerbietung und stellten sich sodann in einem Halbkreise gegenüber auf. Ihre Kopfbedeckung bestand in einer dichten grauen Filzkappe, die ich mit einem umgestülpten Blumentopfe vergleichen möchte; den übrigen Körper bedeckte ein langes Fußkleid von blauem Sommerstoffe, das, fast einer Soutane ohne Knöpfe oder vielmehr einem Reifrock ähnlich, oben knapp anlag und unten einen weiten, faltenreichen Schooß bildete; darüber hing ein Mantel von, ich weiß nicht mehr, schwarzem oder braunem Tuche, den sie bei ihren Drehlänzen ablegten, um ihn wiederzunehmen, wenn sie etwa von der Anstrengung erschöpft und von Schweiß triefend zusammenbrechen sollten. Die Gebete begannen, und mit ihnen die Kniefälle, das Bodenküssen und die andern Firclesanzereien des muslimänischen Cultus. Als sie genug Verse des Koran hergemurmelt und hinreichende Prostrationen gemacht hatten, warfen sie die Mäntel ab und hielten eine Rundprozession, indem sie paarweise vor dem Imam vorbeimarschirten, der jetzt aufrechtstehend ihre demüthigen Grüße entgegennahm und eine Art Segen über sie spendete. Hierauf war eine merkliche Veränderung in ihrer Physiognomie entstanden: ihr Körper zeigte eine strammere Haltung, ihre Augen glänzten in übernatürlicher Verklärung, ihre Füße trippelten unruhig auf dem spiegelglatten Parkett. Zu dem in Fistelstimmen genäselten Herleiern mehrerer Koranverse gesellte sich vom Orchester her das süße Flötengezwitscher, welches sie nun vollends in einen Wonnetaumel versetzte. Einer spannte die Arme kreuzweise aus und fing an, sich langsam auf seinen nackten Füßen zu drehen; die Schnelligkeit wuchs allmählig, und sein hauchiger Rock, im schnellen Umschwunge Luft schöpfend, schwoh gleich einem aufsteigenden Luftballon. Ihm folgte ein Zweiter, dann ein Dritter und zuletzt, von unwiderstehlichem Schwindel ergriffen, die ganze Schaar; es waren ihrer gegen zwanzig. Sie walzten, Jeder für sich allein, mit ausgebreiteten Armen, die Fläche der rechten Hand aufwärts und die der linken abwärts gestreckt, die Augen halbgeschlossen, den Mund halbgeöffnet, auf den flink wirbelnden Zehenspitzen herum. Die Bewegungen waren regelmäßig, geschmeidig, ohne scheinbare Anstrengung und dem Takte der Musik stets genau

entsprechend; sie hatten aber bis dahin nur eine Art Vorspiel aufgeführt. Das Gelispel der Flöten wurde lebhafter, und die Derwische verdoppelten ihre Thätigkeit in berauschter Entzückung: sie kreiseten herum, wie die Räder einer Locomotive, und die straff angeschwollenen Rockschöße fächelten uns liebliche Kühlung zu. Nach Verlauf einiger Zeit waren jedoch Alle erschöpft, aber Keiner fiel in Ohnmacht, was sonst manchmal geschehen soll. Sie hüllten sich in ihre Mäntel ein, spazierten noch einmal je zwei und zwei langsam im Saal herum und verließen ihn dann in der nämlichen Ordnung, wie sie hereingetreten waren. Die Zuschauer, durch diesen sonderbaren, schwindelerregenden Auftritt ergötzt und gerührt, eilten zu den am Eingangsthore aufgehäuften Schuhen und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen. Die Mitglieder jener mythischen Sekte stehen bei den Moslemin in hohen Ehren, und einige von ihnen sollen wirklich gelehrte und achtbare Männer sein. Der Anstand und die gefälligen Manieren, womit sie öffentlich auftreten, beweisen übrigens thatsächlich, daß sie eine feine Bildung und ein zartes Gefühl für die Schicklichkeit besitzen.

Die Sitte, Gott durch solche Tänze zu verehren, kommt allerdings dem Ueingeweihten sonderbar, selbst lächerlich vor; indeffen will man in derselben einen hohen religiösen Sinn finden. — „Das Drehen der Derwische“, schreibt Dr. Moriz Busch in seinem Reisehandbuche für die Türkei, „so wie ihr taktmäßiges Umherschreiten ist keineswegs eine bloße Kunstproduction ohne Bedeutung, sondern man sieht darin Symbole für zwei Mysterien der Sekte. Die kreisförmige Bewegung bedeutet, daß sie die Allgegenwart der Gottheit anerkennen und ihre Nähe allenthalben suchen. Die vorschreitende Bewegung dagegen verfinnbildlicht den Gang des Menschen durch das Leben, der schwach und langsam anfängt, sodann mit unaufhaltbarer Geschwindigkeit weiter eilt, bis er endlich durch die Hand des Todes gehemmt wird. Auch soll es ein bildlicher Ausdruck für die Entjagung derjenigen sein, die mit Hintansetzung aller weltlichen Beschäftigung sich ausschließlich dem Dienste Gottes geweiht haben. Die Ausstreckung der rechten Hand mit der Fläche nach oben bedeutet die Bitte um himmlische Wohlthaten, die des linken Armes mit der nach unten gekehrten

Handfläche hat den Sinn, daß sie die Güter der Erde Andern überlassen.“

X. Von Constantinopel nach Athen und Korfu.

Mit dem Besuche der tanzenden oder vielmehr drehenden Derwische beschloß ich meinen Aufenthalt in Constantinopel und jagte des andern Nachmittags der stolzen Stadt sammt ihrer Million Einwohner Lebewohl auf immerdar. In der Nacht vom 16. auf den 17. April brachte mich der riesige Dampfer *Ebro* in den Archipel zurück und steuerte bei stets ruhiger See neben Lemnos, Skyros, mehreren andern Inseln und endlich der langgestreckten Negroponte (Euböa) hinunter, an deren Südspitze er rasch umbeugte und die Richtung nach dem geräumigen und sichern Hafen Piräus einschlug. Dieser ist mit dem noch mehr als eine starke Stunde entfernten Athen durch eine Kunststraße und eine Eisenbahn (die einzige von ganz Griechenland) in Verbindung gesetzt. Herr Postsekretär Ottaker Grenzdörffer aus Berlin, ein sehr edelgesinnter junger Mann, der mir unterwegs die Aufmerksamkeit eines zärtlichen Sohnes bezeugte, hatte sich mir für die ganze Fahrt bis nach Italien angeschlossen. Um nach Belieben die Landschaft in Augenschein nehmen zu können, mieteten wir für Fr. 6,50 eine zweispännige Kalesche und fuhren so recht gemüthlich das mit Rebem und Delbäumen bepflanzte Cephissusthal hinauf, an dessen rechter Bergseite wir manche Trümmer des Alterthums, unter andern noch Ueberreste der langen Mauer des Themistokles gewahrten. Im schön gelegenen Hôtel des Étrangers fanden wir ein anständiges Unterkommen und eine belebte Gesellschaft. Nach einem kleinen Gabelfrühstücke trieb uns der Vormiz hinaus; wir durchstreiften das jetzige Athen und überzeugten uns, daß es, nach einem regelmäßigen Plan angelegt, durchaus den Charakter einer europäischen Stadt an sich trägt. Die Hauptstraßen sind die des Hermes (ὁδὸς Ἑρμοῦ), des Aeolus (ὁδὸς Αἰόλου) und der Minerva (ὁδὸς Ἀθηνᾶς). Es liegt am nordöstlichen Fuße der Akropolis zwischen den Flüssen Cephissus und Ilissus, die im Sommer wasserlos sind. Hinter letzterem erhebt sich in düsterm Stolge der wegen seiner süßen Honigkräuter und vorzüglichen

Vielen von den alten Dichtern viel besungene Hymettus. Der Umfang der Stadt ist nicht gewaltig, und ihre Einwohnerzahl wird schwerlich 40,000 übersteigen.

Der Nachmittag galt dem alten Athen, das, viel größer und bevölkerter, die Akropolis nach allen Seiten hin umgab und gerade auf den südlichen und westlichen Höhen und Vertiefungen die vorzüglichsten Denkmäler seiner Herrlichkeit besaß. Wir besuchten nämlich die Stoa Hadrians, den Windthurm, den noch vollkommen erhaltenen Theseustempel mit seinem interessanten Museum, die Pnyx, das Odeion des Herodes, das Theater des Dionysos, die sogenannte Laterne des Demosthenes, das Hadrianthor, das Olympieion auf dem freien Plage am Ilissus u. s. w.

Die 150 Fuß hohe Akropolis erhebt sich ganz schroff über das heutige Athen und ist nur an der südwestlichen Seite zugänglich, wo ein bequemer, aber langer Umweg zu ihr hinaufführt. Des andern Morgens ließen wir uns in einem Wagen bis zum Eingangsthor bringen und verwendeten den ganzen Vormittag auf die Bewunderung dieser einstigen Prachtstätte. Das Plateau der Felsmasse mag, wenn man durch die majestätischen Propyläen hinaufgestiegen ist, eine Länge von 1200 und eine Breite von 500 Fuß haben. Hier erregte unser Staunen vor Allem der großartige Bau des Parthenon oder Minervatempels, dessen kolossale schneeweiße Marmorsäulen theilweise noch aufrecht stehen, theilweise schon zusammengestürzt sind und, auf dem Boden liegend, ihre außerordentliche Dicke recht auffallend kennzeichnen. Das ehemals darin aufgestellte 39 Fuß hohe Standbild der Pallas Athene ist natürlich verschwunden. Etwas nördlich befinden sich die merkwürdigen Ueberreste des Erechtheion. Die ganze Anhöhe ist mit verstümmelten Colonnen und Statuen kostbarer Steine übersät und zeugt von einer Pracht, die man, ohne sie gesehen zu haben, sich vorzustellen nicht vermag. Auf der Ostspitze der Felshöhe hat die Gemahlin des frühern Königs Otto von Griechenland ein niedliches Belvedere angelegt, das mit Ruhebänken versehen ist und eine reizende Aussicht über die Stadt und die echt romantische Umgegend gewährt. Nahe bei der Burg, etwas niedriger und durch eine enge Schlucht getrennt, liegt der berühmte

Hügel Areopagus. Eine in den nackten Felsen gehauene Treppe von sechzehn Stufen führt zur Koppe hinauf, wo der ehrwürdigste und unbescholtenste Gerichtshof der Welt unter freiem Himmel seine nächtlichen Sitzungen hielt.

Den Nachmittag benutzten wir, um neuerdings das Innere der Stadt und besonders die öffentlichen Gebäude, die nicht zahlreich noch großartig sind, zu besichtigen; der königliche Palast selbst ist eine einfache, bürgerliche Residenz. Da der jetzige König Georg I. gerade anwesend war und nebstdem den Besuch fürstlicher Gäste hatte, so erhielten wir nur den Eintritt in den dahinter gelegenen Garten, wo es uns gestattet wurde, bis zum Abend in den schattigen und lieblich duftenden Alleen gemüthlich zu lustwandeln. Oft lagen zu unsern Füßen überreife Orangen, die unsern Gaumen reizten; allein wir wollten uns keinem Tadel aussetzen und schritten darüber hin, ohne eine einzige anzurühren.

Am 20. April brachte uns die Eisenbahn nach dem Piräus zurück, und wir bestiegen schon um sechs Uhr des Morgens einen griechischen Dampfer, der uns, die Insel Salamis entlang, durch den Aeginischen Meerbusen an den Korinthischen Isthmus beförderte. Zu Kalamaki (dem alten *Λαοκόων*) angekommen, wurden wir sammt dem Gepäcke auf Wagen geladen und unter gehöriger Militärbedeckung nach Neukorinth transportirt, einem armen Dorfe, das eine Stunde nördlich von dem 146 vor Christus gänzlich zerstörten Aukorinth am Lepantischen Golfe liegt. Hier hat die Landenge nur eine Breite von sechs bis sieben Kilometer und erhebt sich bloß 120 Fuß über der Meeresfläche; indessen hat ihre felsige Beschaffenheit bisher die Durchstechung unthunlich gemacht. Auf der darüber leidlich erbauten Straße legten wir in 45 Minuten die Strecke zurück. Links neben dem Wege erkannte ich genau den Platz, wo beim frühern Heiligthum des Poseidon die berühmten Isthmischen Spiele gefeiert wurden, und in einiger Entfernung südwestlich hinter demselben ragte der 1760 Fuß hohe Bergkegel Aukorinthos empor. Unmittelbar nach unserm Eintreffen in Neukorinth bestiegen wir ein anderes in Bereitschaft gehaltenes Passagierschiff und schwammen nun zwischen hohen und nackten Gebirgen vorbei, unter andern zur Rechten die ehemals von den Mufen und jetzt nicht einmal mehr von den Menschen

bewohnten Berge Helikon und Parnassus, zur Linken, an der nordwestlichen Küste Morea's, die sich mit den Wolken vermischende Cyllene und der schauerlich wilde Erymanthus, in's Ionische Meer hinein zu den Inseln Zante und Cephalonia, hinter welcher letztern das kleine felsige Theaki (Ithaka) schüchtern hervorguckte, und erreichten so am Morgen des 22. April glücklich den Hafen von Korfu (Corcyra), Epirus gegenüber.

Da das Schiff erst beim Anbruche der Nacht die Fahrt fortsetzte, so konnte ich mir unmöglich den Genuß versagen, die vom göttlichen Homer so hochgefeierte Insel Scheria, jenes Land der gastfreundlichen und lebenslustigen Phäaken, ein wenig zu durchwandern und dessen mythische Dertlichkeiten zu betrachten. Ich ließ mich mit meiner theueren Gesellschaft an's Ufer rudern, und wir suchten das vornehme Hôtel d'Angleterre ou la Belle Venise auf, um uns dort ein Mittagessen zu bestellen. Bei der Abfahrt aus dem Piräus hatten wir, mein Freund Grenzdörffer und ich, die Ehre, eine sehr werthgeschätzte Bekanntschaft zu machen. Eine vornehme Dame aus Hamburg, ebenso herablassend als wohlwollend, die mit Gefolge reiste, würdigte uns, weil wir deutsch sprachen, ihrer besondern Geneigtheit und Aufmerksamkeit. So oft sie auf dem Verdecke saß, und ich an ihr vorüberspazierte, bat sie mich, neben ihr Platz zu nehmen und ihr wieder etwas Angenehmes zu erzählen. Sie war Herr J. Kokides, Stabskapitän des Königs von Griechenland und Befehlshaber in Korfu, empfohlen und lud uns ein, sie zu ihm zu begleiten. Er erfreute uns mit einem wahrhaft ausgezeichneten Empfange. Nachdem er uns mit süßen Erfriechungen bewirthet, führte er uns zu Fuß in der hochgelegenen Citadelle herum und dann in seinem Wagen zur Stadt hinaus an die stille, einsame Bucht, wo Homer die Prinzessin Naukkaa den schiffbrüchigen Ulysses im Uferschiffe antreffen und sich seiner zärtlichst annehmen läßt (Od. VI, 110—315). Links davon liegt das kleine mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzte Eiland, welches zur Fabel des von Poseidon in Stein verwandelten Schiffes Veranlassung gab (Od. XIII, 128—187).

Nach dem Mittagessen, welches Herr Kokides mit uns theilte, wurde wieder angespannt; wir galopirten durch eine gut angebaute, liebliche Ebene zu dem zwei Stunden weit entfernten

Berge Belaka, von dessen Höhe sich uns eine entzückende Aussicht auf die sichelförmige Insel, das bläulich schimmernde Meer und die traurig blickenden Gebirge Albaniens eröffnete. So hatte uns der vortreffliche Stabskapitän einen lehr- und genussreichen Tag verschafft und uns zu wärmstem Danke verpflichtet. Neulich vernahm ich zu meiner innigen Freude, einer der jungen Herren von Scherff aus Luxemburg sei kurz nachher zu ihm gekommen, und er habe sich noch mit Vergnügen unsers Besuches erinnert.

XI. Von Korfu nach Brindisi, Loreto und Venedig.

Erst gegen halb zehn Uhr des Nachts bewegten sich wiederum die Räder des Dampfers, um mich des andern Morgens an der adriatischen Küste Italiens auszusetzen. Bevor ich mich in meine Kajüte zurückzog, sagte ich scherzend der gutmüthigen Dame Augusta Kröhnke: „Jetzt schwimme ich den fünf und zwanzigsten Tag und die sechs und zwanzigste Nacht auf dem Meer umher und muß es morgen früh verlassen, ohne mir von einem Seesturm und einer Seekrankheit eine Vorstellung machen zu können; soll mir doch heute Nacht diese Genugthuung nicht gewährt werden?“ Sie nannte mich einen bitterbösen Menschen, der verdiene in's Meer geworfen zu werden. — „Verehrteste Frau“, fuhr ich im angestimmten Tone fort, „der allgütige Gott bewahre uns Alle und besonders Sie vor jedem Unglücke! Möchten wir nur stark geschaukelt und durch Magenjammer etwas übel zugerichtet das feste Land erreichen.“ Mein vermessener Wunsch erfüllte sich nicht: das Meer blieb ganz ruhig, und wir ließen ohne das mindeste Ungemach in den sichern und bequemen Hafen von Brindisi ein.

Die meisten Reisegenossen fuhren direkt nach Venedig oder Triest; mein theurer Herr Grenzdörffer stieg jedoch mit mir aus, und wir ließen geradezu vom Zollamte unsere Koffer auf die Eisenbahnstation besorgen. Hierauf durchstreiften wir die ziemlich öde und unansehnliche Stadt, die aber, seit der Erbauung der Eisenbahn mit den übrigen Theilen Italiens in leichten Verkehr gebracht, einer neuen Blüthe entgegengeht. Durch ein mageres Mittagessen gestärkt, kehrten wir zum Bahnhof zurück und fuhren

zwanzig Minuten vor vier Uhr nach Foggia ab, wo Herr Grenzdörffer die Richtung nach Neapel, und ich die nach Venedig einschlug. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, indem wir uns gegenseitig glückliche Heimkehr und einstiges Wiedersehen wünschten.

So lange es Tag war, ergöhte ich meine Augen an der mit Oelbäumen und Weinreben üppig besetzten Küste, sowie an den wilden Abbruzzen, die sich hinter derselben erhoben; als die Dunkelheit einbrach, suchte ich, aber mit geringem Erfolge, mich dem Schlafe zu überlassen. Um halb sechs Uhr des Morgens erscholl zu meiner großen Freude der Ruf: „Loreto!“ Ich stieg ab, fuhr sogleich zu dem ein paar Kilometer abgelegenen Städtchen hinauf, wählte das Albergo di Roma zu meiner Einquartierung und eilte nüchtern in die nahe Casa santa (das heilige Haus von Nazareth), wo ich meine eigentliche Pilgerfahrt beschließen wollte. Von der Reise angegriffen und zudem der nächtlichen Ruhe entbehrend, bezweifelte ich jedoch, ob ich mich zum würdigen Lesen einer heiligen Messe gehörig sammeln könnte, und begnügte mich daher, dort knieend meine Morgenandacht zu verrichten. Sodann suchte ich den hochwürdigen Pater Bonaventura Diel aus Bacharach auf, um bei ihm meine Gewissensangelegenheiten zu ordnen und mich über die Merkwürdigkeiten des Heiligthums zu erkundigen. Wir unterhielten uns zwei Stunden miteinander, und ich lenkte zuletzt das Gespräch auf den früheren Pastor Klein von Bacharach, der 1830 meinem hochgeschätzten Jugendfreunde Joh. Mich. Föhr jetzt Domprobst und Präses des Clerikalseminars zu Luxemburg, und mir einen unergeßlichen Liebesdienst erwiesen hat. Herr Diel kannte ihn recht gut und freute sich sehr, von mir zu vernehmen, daß der fromme, menschenfreundliche Diener Gottes nach Hause und fortfahre, auf einer ruhigen Pfarrei der Untermosel Paterreich zu wirken. Nicht genug, daß er mir die verlangten Aufschlüsse erteilte, hatte er auch noch die Gefälligkeit, mich dem Bischof von Loreto, der in der Abtei residirt, vorzustellen und zu empfehlen. Dieser empfing mich sehr huldvoll und gestattete mir, des andern Morgens auf dem Altar der Casa santa das unblutige Opfer des neuen Bundes darzubringen. Froh und vergnügt kehrte ich jetzt in mein Gasthaus zurück und ließ mir das Mittagmahl vortrefflich schmecken.

Des Nachmittags durchirrte ich die übrigens wenig merkwürdige Stadt von etwa 6000 Einwohnern; die Hauptstraße enthält fast nur Läden, in welchen allerlei Gegenstände christlicher Frömmigkeit zum Verkaufe ausgestellt sind. Ich verschaffte mir ein Päckchen Rosenkränze, Medaillen und andere Kleinigkeiten zum Austheilen bei meiner Heimkehr. Hierauf besichtigte ich die schöne, fruchtbare Anhöhe von Castelfidardo, wo vor etlichen Jahren die päpstlichen Truppen der piemontesischen Uebermacht unterliegen mußten.

Den 25. April hatte ich nun die hohe Gnade und Freude auf dem reichgezierten Altar der Casa santa zu Ehren meiner huldreichen Beschirmerin eine Danktagungsmesse für die so glücklich vollbrachte Reise zu lesen und mehreren Pilgern die heilige Communion zu spenden. Ein dazu besonders autorisirter Geistlicher reichte mir nachher die heilige Schüssel zum Kusse dar und legte sodann meine frommen Andenken hinein, um sie vorschriftsmäßig zu segnen.

Nach der Vesper, welche um zwei Uhr gehalten wurde, führte mich der dienstfertige Pater Bonaventura in der prächtigen Kirche herum und zeigte mir ihre einzelnen Sehenswürdigkeiten. Mitten in derselben steht das wundervolle Häuschen der heiligsten Familie intwendig in seinem ehemaligen Zustande und etwas geschwärzt, auswärts ringsum bekleidet mit Marmor, worauf schöne Sculpturarbeiten, Abbildungen der alten Propheten und der Begebenheiten, die sich auf die Geburt sowie die Kinderjahre Jesu beziehen, ausgeführt sind. Es ist zehn Meter lang, vier breit und etwas höher; die über dem Altar von Silber, Gold und Edelsteinen funkelnde Statue der Madonna ist von Cedernholz und der Sage nach ein Werk des hl. Lukas. Schon 1291 war das Haus, worin die Jungfrau Maria, vom heiligen Geiste überschattet, den Weltheiland empfing, in Nazareth verschwunden, und die Legenden erzählen, es sei von dem Engeln zuerst nach der Küste Dalmatiens und dann nach Loreto getragen worden, das seit dieser Zeit der besuchteste Wallfahrtsort der christlichen Welt ist, da durchschnittlich jedes Jahr eine halbe Million Pilger dorthin kommen, ihre Andacht zu verrichten. Die Kirche besitzt 24 Altäre, auf welchen täglich viele hl. Messen gelesen werden.

Den 26. April war ich schon um fünf Uhr des Morgens wieder auf dem Bahnhof und nahm wegen des trüben, regnerischen Wetters ein Fahrbillet geradezu nach Venedig, wo der Zug schon gegen Abend eintraf. Eine niedliche und flinke Gondel brachte mich auf Canälen, welche sich zwischen langen Häuserreihen hindurch schlängelten, zum guten bürgerlichen Gasthose Luna nahe am Markusplatz. Bevor ich zu Bette ging, meldete ich dem Herrn Pater Provincialis in Maria Stiegen zu Wien, daß ich mich in den ersten Tagen ihm vorstellen würde, um von ihm zu erfahren, wo ich für ein paar Wochen ein anständiges Unterkommen in der Kaiserstadt finden könnte. Des andern Morgens war mein erster Gang nach der berühmten St. Markuskirche, und ich erhielt die Erlaubniß, auf dem Hochaltar, welcher seit 1228 die irdischen Ueberreste des Evangelisten einschließt, die heilige Messe zu lesen. Diese große Basilika gehört zu den reichlichst gezierten und prachtvollsten Italiens: fünf Portale, von welchen jedoch nur zwei geöffnet sind, führen in dieselbe hinein; auf ihrem Frontispice stolziren, ich weiß wirklich nicht warum, die vier Pferde von Kupfer, welche schon viel in der Welt umhergereist sind. Unter Constantin wanderten sie von Rom nach Constantinopel, 1205 nach Venedig, 1797 nach Paris und 1815 wieder auf den Platz, den sie heute in der Lagunenstadt einnehmen.

Des Nachmittags wohnte ich der Vesper bei und ergöhte mich sehr an dem eigenthümlichen Gesange, den ich in meinem Tagebuche als drölig aufgezeichnet habe. Die Domherren trugen Violettmäntelchen und auf der Brust dicke goldene Kreuze: sie sahen wie lauter Bischöfe aus; der Patriarch war nicht anwesend. Die Kirchenschatzkammer, die ich mir nach dem Gottesdienste eröffnen ließ, enthält viele Kunstwerke, Reliquien und andere religiöse Kostbarkeiten.

Den 28. April, eine Zeit, um welche bei uns hier zu Land die Fröste so großen Schaden anrichteten, herrschte zu Venedig eine solche Kälte mit Regenschauern vermischt, daß ich meinen Ueberrock anziehen mußte und den Aufenthalt daselbst abzukürzen beschloß. Im Bureau des Bahnhofs erfuhr ich, daß um elf Uhr des Nachts ein Gilzug nach Wien abfahre, und ein Billet erster Klasse 20 Franken in italienischem Papier und 91 Franken in

Gold, mithin 111 Fr. im Ganzen koste. Der ganze übrige Tag sollte nun auf verschiedene Ausflüge verwendet werden; allein, durch das erbärmliche Wetter abgeschreckt, beschränkte ich mich auf den Besuch des stolzen Markusplatzes und der daran stoßenden öffentlichen Gebäulichkeiten. Meine vorzügliche Bewunderung erregten die prunkhaften Säle des alten Dogenpalastes mit ihren Goldverzierungen und großen, schönen Deck- und Wandmalereien. Die Seufzerbrücke und die Pozzi (schauerliche Kerker) im Hintertheil desselben, in welchen ehemals so viele Unglückliche geschmachtet, des Lichtes und der frischen Luft beraubt, sind noch vorhanden, dienen aber, Gott sei Dank, nicht mehr zu solch grausamen Zwecken. Fast gegenüber betrat ich den ebenfalls sehr sehenswerthen königlichen Palast, in welchem sich das Quartier des Prinzen Humbert und seiner Gemahlin Margaretha besonders glänzend ausnimmt. Der hohe freistehende St. Markusthurm, auf dessen ganz bequemer Treppe man zur obersten Terrasse gelangt, eröffnete mir ein vollständiges Panorama über die Stadt, das Meer und die flache Umgegend; an seinem Fuße belustigten mich die unzähligen fetten Tauben, welche auf Stadtkosten gefüttert werden und, weil heilig und unverletzlich, furchtlos unter der Menschenmenge umherpazierten. Zuletzt besuchte ich noch eine Mosaikfabrik, wo man allerlei hübsche Schmuckfachen verfertigt; ein Arbeiter schmolz in meiner Gegenwart eine hell blinkende Glaskoralle und schenkte sie mir, was ihm natürlich meinerseits die erhoffte *piccola mancia* (kleines Trinkgeld) einbrachte.

XII. Von Venedig nach Graz und Wien.

Um elf Uhr des Abends ging es nun endlich nach Oesterreich; der Eisenbahnwagen, obschon erster Klasse, war abgenutzt und wackelig, die Gesellschaft aber gut. In Nabresina wurde der Zug gegen einen bessern vertauscht, der uns durch die Herzogthümer Krain, Kärnten und Steiermark gegen sechs Uhr des Abends nach Graz lieferte. Ich war des zwanzigstündigen Sitzens und Geschaukels recht müde und wollte außerdem beim Dunkel der Nacht weder über den Simmering fahren noch zu Wien ankommen. Als ich daher vom Stationschef vernahm, daß noch für den andern

Tag mein Billet gültig sei, entschloß ich mich, in dieser Stadt, die wegen ihrer schönen und gesunden Lage ein Lieblingsaufenthalt für Rentner und Beamte außer Dienst ist, zu übernachten, und bezog den Gasthof „Erzherzog Johann“, wo ich ein gutes Bett und eine erwünschte Bedienung fand. Des andern Morgens um halb sieben Uhr, setzte sich der Schnellzug in Bewegung und brachte mich durch das anmuthige Mürzthal zum Simmering, über welches 1853 die erste große Gebirgsbahn Europa's vollendet wurde. Ihre Länge beträgt ungefähr zehn Stunden und ihre Erbauung soll fünfzehn Millionen österreichische Gulden gekostet haben. Wir begannen, an einer steilen Felswand bis zu einer Höhe von mehr als 800 Meter kühn zu steigen, und senkten uns dann allmählig in die weite Ebene des Erzherzogthums hinab. Auf dieser Strecke passirten wir durch fünfzehn Tunnels und, wenn ich nicht irre, über ebenso viele mehr oder weniger künstliche Brücken. Welch stäter Wechsel reizender Landschaftsbilder wäre uns bei heiterem Wetter gewährt worden! Allein die schwarzen grauen Wolken, welche die Bergspitzen umlagerten, und das beständige Schneegestöber verdarben mir durchaus den erwarteten Genuß. So erreichte ich den 30. April gegen zwei Uhr des Nachmittags den Wiener-Südbahnhof, ohne mich unterwegs aufgehalten noch viel Merkwürdiges gesehen zu haben. Ich ließ meine Kiste auf der Station zurück und eilte in einem Fiaker nach dem Redemptoristenkloster von Maria Stiegen, um mich dort beim Herrn Provincialis hinsichtlich meines Unterkommens zu erkundigen. Zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich daselbst ein recht sauberes und freundliches Zimmer in Bereitschaft. Während der Hausknecht zum Stationsbureau lief, um meine Reiseeffekten abzuholen, wurde ich von den mir entgegen kommenden Patres herzlich bewillkommenet und bewirthet. Ich genoß wieder einen halben Monat lang der liebevollsten Umgebung und sorgsamsten Pflege. Des Morgens hielt ich meine Messe in der schönen gothischen Klosterkirche und theilte mich des Abends an der von hohen wie niedrigen Ständen stark besuchten Maiandacht, die mit erbaulichen Gesängen, Predigt und sakramentalischem Segen begangen wurde.

Der 1. Mai war für die Inauguration der allgemeinen Weltausstellung festgesetzt; allein das kalte und schmutzige Wetter

verdarb fast gänzlich die projektirte Feierlichkeit. Ich sah nur die geschlossenen Hofequipagen rasch vorüberfliegen und eine in ihren Hoffnungen getäuschte, unzufriedene Menschenmenge. Der zur Exposition gewählte Theil des ländlichen Praters zwischen der Hauptallee und der neuen Donau paßte vortrefflich zu einem solchen Zwecke. Die pittoreske Lage in dem mit hochstämmigen Bäumen bewaldeten Parke und die Einrichtung der Gebäulichkeiten gefielen mir wirklich besser, als die des Hyde parks in London und des Marsfeldes in Paris, welche ich zu ihrer Zeit ebenfalls besucht hatte. Indessen fand ich anfangs Vieles noch unvollendet, Manches nicht einmal begonnen. Nur die geringere Anzahl der Wunderdinge war ausgestellt und zugänglich; aber es herrschte in den unermesslichen Räumen und Gallerien die regste Geschäftigkeit, und täglich gewann das Ganze an Reichthum und Schönheit, da die bis in's Innere angelegte Eisenbahn beständig neue Gegenstände zuführte. Im Centralbureau kaufte ich mir zu herabgesetztem Preise sieben Eintrittskarten, von denen ich fünf für mich benutzte und zwei verschenkte. Die fast ohne Unterbrechung dahin fahrenden Omnibus erleichterten den Besuch auf eine erwünschte Weise. Obgleich kein Fachmann und mithin eigentlich kein kompetenter Richter, bemerkte ich dennoch die bedeutenden Fortschritte, welche seit den früheren Ausstellungen das Fabrikwesen und die Industrie überhaupt gemacht haben.

Süße Erinnerungen an meinen frühern Aufenthalt zu Wien tauchten in mir auf. Vor zwölf Jahren (im Herbst 1860) hatte ich nämlich mit den lieben Herren Ernest Simons und Leo Würth, tüchtigen jungen Advokaten in Luxemburg und Söhnen mir befreundeter Väter, eine vergnügliche Ferienreise nach Süddeutschland, Oesterreich und Ungarn gemacht, die uns bei spätern Zusammenkünften reichen Stoff zu angenehmen Unterhaltungen bot. Wir verweilten mehrere Tage zu Wien und besuchten recht fleißig die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der kaiserlichen Residenz. Die großartigen Vorstädte, welche jetzt durch prächtige Ringstraßen, öffentliche Gebäude, Paläste und Kunstanlagen mit derselben verbunden sind und ihr ein wahrhaft majestätisches Aussehen verleihen, waren noch durch ein breites Glacis von der eigentlichen Cité (Altstadt) getrennt.

Den hohen Stephansthurm konnten wir nicht ersteigen, weil man mit der Restauration desselben beschäftigt war. Ich gedenke noch nach vierzehn Jahren eines Wiener Wiges, den ich damals gehört und schon öfter in vertraulichen Gesellschaften erzählt habe. Eines Morgens, während meine Reisegefährten noch schliefen, stand ich vor St. Stephan und betrachtete den Riesenbau sowie das Gerüste, welches zur Wiederherstellung der Thurmespitze oben angebracht war. Da trat ein Spatzvogel zu mir und fragte, ob ich nicht wüßte, wer der Glückliche in Wien sei. Ich erwiderte, als Fremder könne ich das ja nicht wissen. „Ei“, sprach er, „Sie sehen ihn doch jetzt an: es ist eben der Stephansthurm; denn, schauen Sie, er hat jetzt kein Kreuz mehr und ist von allen Seiten her gestützt!“

Wir unternahmen ferner verschiedene Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach der Hohen Warte, nach Schönbrunn, Mödling, Laxenburg, Baden, Wiener-Neustadt. Von hier kehrten die Herren Simons und Würth nach Wien zurück, und ich wanderte zu Fuß noch zwei Stunden weiter, um mich eines theuern Auftrags zu erledigen. Die hochachtbare Dame François aus Diekirch hatte mir an ihre Schwester, die ehrwürdige Ordensfrau Julie Grajser, Schwester Adegonde, die in einem Töchterinstitut zu Frohsdorf als Lehrerin angestellt war, einen Brief mitgegeben, den ich dieser selbst überreichen wollte. Vor dem Dorfe begegnete ich dem erlauchten Grafen von Chambord, der mit einem Herrn in einer offenen Kalesche saß und eine Doppelflinte in der Hand hielt. Sie fuhren langsam den Berg hinauf und beabsichtigten, wie ich glaube, eine Jagdpartie. Ich erkannte ihn sogleich an seiner Adlernase und seinem vollen ovalen Gesichte als einen wirklichen Sprößling des Bourbonengeschlechts. Derselbe besitzt nicht nur Frohsdorf, sondern auch einen großen Bezirk ringsum, und sein Dominium bildet gleichsam eine auswärtige Colonie im österreichischen Gebiete. Als ich in den Ort eintrat, beantwortete man mit meine Fragen beständig auf französisch, und da ich hierüber meine Verwunderung ausdrückte, erhielt ich zum Bescheide: „Sachez, monsieur, que Monseigneur le comte de Chambord réside ici, et que tout le monde parle français.“ Die Gräfin hat dort eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen gegründet

und Lehrerinnen dahin gezogen, welche der beiden Sprachen mächtig sind. Die freundliche Julie öffnete selbst die Thüre und war höchst erstaunt, mich vor sich zu erblicken. Ich brachte bei ihr und einer andern Schulschwester aus Grebenmacher, deren Namen ich vergessen habe, einige Stunden zu. Die herzoglichen Nonnen, welche während der Herbstferien im Kloster allein geblieben waren, bereiteten mir ein gutes Mittagmahl und wurden nicht satt, mich über ihr theures Heimathsland auszufragen. Wir spazierten noch eine Weile im Schloßpark, den die Ordensfrauen zu ihrer Erholung benutzen dürfen, umher, und ich kehrte hierauf, wie ich gekommen, nach Wien zurück, wo ich meinen vorwärtigen Reisegefährten über den gemachten Abstecher einen ausführlichen und gewissenhaften Bericht erstatten mußte.

Durch diesen frühern Aufenthalt hinreichend bekannt mit der stolzen Kaiserstadt und ihren reizenden Umgebungen, begnügte ich mich diesmal, bloß die Hauptpunkte neuerdings in Augenschein zu nehmen, wie die kaiserliche Burg, die Schatzkammer, das Museum, die fürstbischöfliche Kathedrale und den Volksgarten, welcher durch die sich da befindliche treue, wohlgelungene Nachbildung des Theseustempels mich im Geiste nach Athen zurückversetzte. Jetzt erstieg ich auch die 460 Stufen des Stephansthurmes bis zur obersten Rundgalerie hinauf, welche Stadt und Umgegend beherrscht und besonders eine herrliche Aussicht auf die 1809 berühmt gewordenen Schlachtfelder von Lobau, Aspern, Eßling und Wagram gestattet.

Die ehrenvollen Verhältnisse, deren ich bei meinem letztern Aufenthalte in Wien gewürdigt worden bin, sind mit dem eistern so innig verknüpft, daß ich, um sie gehörig zu erklären und zu motiviren, die Erwähnung einiger Zwischenfälle vorausschicken zu müssen glaube.

Der Cardinal-Fürstbischof Joseph Othmar von Kauffner hatte sich 1858 durch den Abschluß des österreichischen Concordats und die Aufbesserung der Zustände seiner Provinz in der katholischen Welt einen so hohen Ruf erworben, daß ich 1860 sehnlich wünschte, Seiner Eminenz die hohe Verehrung des luxemburgischen Clerus zu bezeugen. Allein er wohnte damals nicht zu Wien, sondern auf seinem Sommerschlosse zu Ober-St.-Veit ein paar

Stilometer hinter Schönbrunn. Als ich nun mit den Herren Simons und Würth diese herrliche Kaiserresidenz und deren wunderschöne Anlagen besuchte, nahm ich mir die Freiheit, dem hochgefeierten Cardinal meine Aufwartung zu machen, während meine Reisege-
nossen sich in Penzing und Hiezing gemüthlich amüsirten. Er empfing mich anfangs mit einer fühlbaren Kälte und Zurückhaltung; sobald er jedoch erkannte, daß mein Besuch durchaus uneigennüt-
ziger Art und eine aufrichtige Huldigung seiner ausgezeichneten Verdienste war, wurde er die Liebenswürdigkeit selbst, sprach von der ehemaligen Vereinigung unseres Landes mit Oesterreich und erging sich in der Luxemburgischen Geschichte mit einer mich beschämenden Kenntniß der einzelnen Thatsachen. Er fragte mich zuletzt, ob ich nicht am morgigen Tage zurückkommen und sein Gast sein wolle. Um jeden Verdacht einer egoistischen Nebenabsicht zu entfernen, dankte ich höflich und entschuldigte mich wegen eines Ausfluges, den ich mit meinen Gefährten verabredet hätte. Da sagte er gutmüthig lächelnd: „Es ist doch schmeichelhaft für mich, daß die Luxemburgische Geistlichkeit eine so günstige Meinung von mir hegt, und ich fühle mich veranlaßt, Ihnen für den lieben Besuch irgend eine Erkenntlichkeit zu beweisen. In welchem Gast-
hose sind Sie abgestiegen?“ — „Im Hotel zur „Stadt Frank-
furt.“ — „Ei, dann sind Sie in einen ganz vornehmen Gasthof eingekehrt.“ — „Ja wohl, gnädigster Herr, auch hätte ich mich gern mit einem bescheidenern Unterkommen begnügt; aber meine zwei Begleiter, junge Männer aus den angesehensten Familien unsers Großherzogthums und reichlich mit Geld versehen, halten darauf, sich überall in vornehmer Gesellschaft zu befinden, und ich muß mich ihrer Laune fügen.“ Wir schieden sehr vertraulich von einander, und ich war über den leutseligen Empfang dieses erhabenen Kirchenfürsten wirklich entzückt. Einige Tage nachher überschickte mir der hochwürdige Herr Franz Kornheißl, Canonicus und fürstbischöflicher Kanzleischef, von Seiten Seiner Eminenz ein Schreiben nebst einem Päckchen, welches eine Brachtausgabe mehrerer Predigten und Hirtenbriefe Hochder-
selben enthielt, sowie die Acta et decreta concilii provinciae Viennensis (Verhandlungen und Beschlüsse des Concils der Wiener

Kirchenprovinz). Das waren für mich sehr kostbare Andenken, die ich noch heute sorgsam aufbewahre, und ich bat den Ueberbringer, dem Herrn Domcapitular meinen besten Dank abzustatten.

Bald darauf schiffen wir die Donau hinunter nach Ungarn und verlebten in der stolzen, halborientalischen Doppel- und Hauptstadt Buda-Pest einige recht interessante und vergnügte Tage. Ich wünschte, bei der Rückkehr die neu erbaute Metropolitankirche in Gran, die größte und prächtigste der ungarischen Länder, zu sehen, während meine beiden lebenslustigen Begleiter es vorzogen, inzwischen noch im bunten Gewimmel von Pest sich herumzutreiben. Wir bestimmten die Art und Weise, wie wir uns wieder zusammentreffen würden, und ich fuhr des Abends allein nach Gran. Gegen elf Uhr des Nachts gelangte der Zug zur Station, die oben auf einer Anhöhe noch über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt. Sie war nur matt erleuchtet, und ich konnte in der Finsterniß hinter derselben kaum den engen Omnibus finden, in dem sich bereits fünf dicke Stockungarn eingenistet und mir ein vorderes Sitzplätzchen übriggelassen hatten. Es ging ungefähr, wie vom Friedhofe das Bamerthal herunter nach Diekirch, mit dem Unterschied, daß wir noch über die lange Donaubrücke fahren mußten. Halbwegs hob sich mein Seitennachbar zum Aussteigen, indem er sich stark auf meine Schultern stemmte, mich entsetzlich drückte und belästigte. Endlich war ich seiner los und saß nun um so behaglicher; im Gasthose angekommen, bemerkte ich aber zu meinem großen Leidwesen, daß die lederne Reisetasche, die an meiner Seite hing, aufgeschnitten und das darin sich befindliche Portefeuille verschwunden war. Da in Ungarn, wie in den andern Theilen der österreichischen Monarchie, nur Papiergeld, das man gewöhnlich in Brieftaschen bei sich trägt, in Umlauf ist, so glaubte der Beutelschneider, einen guten Fang gemacht zu haben, hatte aber bloß ein altes von ihm selbst verstümmeltes Portefeuille gestohlen, das jedoch meinen Paß, mein geistliches Instrument, den Brief des Herrn Kornheisl und einige andere Schriften enthielt; mein französisches Gold war in einer Börse wohlverwahrt. Ich hatte also zwar keinen erheblichen materiellen Verlust zu bedauern, indessen versenkte mich der Gedanke, in schlechter Gesellschaft gewesen zu sein (was ich auf keiner meiner vielen frühern Reisen gespürt) in tiefe Betrübniß und Kengstlich-

keit: mich überall von Gaunern und Spitzbuben umringt glaubend, verrammelte ich, so gut ich konnte, die Thüre meines Schlafzimmers und schloß die ganze Nacht kein Auge. Des Morgens begab ich mich zur Domkirche, welche von einer gewaltigen Kuppel überragt, an die von St. Peter in Rom erinnert, und las zu meinem Troste über dem Portal die Worte des hl. Paulus an die Colosser III, 2: „Quæ sursum sunt, quaerite!“ (seid himmlisch gefinnt!) Nach Anhörung einer heiligen Messe beschaute ich die reiche und geschmackvolle Ausstattung des Gotteshauses und kehrte sodann nach meinem Hotel zurück. Während des Frühstückes erzählte ich dem Gastwirth, einem braven, ordentlichen Manne, mein Abenteuer und erkundigte mich nach dem Polizeibüreau, um den Vorfall anzuzeigen. „Der Frevel“, bemerkte er mir, „ist in einem andern Comitate verübt worden; Sie müssen zu N a n a auf der andern Donauseite, wo sie eine Gendarmerie finden, die Sache anmelden,“ und das that ich auch. — „Sie werden doch“, beschied mich die am Brückenkopfe aufgestellten Gendarmen, „nicht verlangen, daß wir Ihnen die gestohlene Briefftasche zurückliefern sollen?“ — „Das“, erwiderte ich, „verlange ich allerdings nicht, sondern klage nur, daß auf euren Bahnhöfen nicht, wie bei uns und in allen civilisirten Ländern, eine polizeiliche Aufsicht besteht noch auf der unheimlichen Fahrt von der Station nach Gran eine Beleuchtung des öffentlichen Omnibus gefordert wird, wodurch die Reisenden vor Mißhandlung und Plünderung bewahrt würden. Mein Verlust ist, Gott sei Dank, unerheblich; aber bedenken Sie meine Lage, wenn ich in dieser weiten Fremde nebst den Beweisstücken eines ehrlichen Mannes mein Geld verloren hätte! Ergreifen Sie daher die nöthigen Maßregeln, daß recht bald diesem traurigen Uebelstande abgeholfen werde.“

Zur festgesetzten Stunde traf ich oben auf der Höhe mit den Herren Simons und Würth wieder zusammen, und wir eilten ohne weiteren Aufenthalt unserm Heimathslande zu. Kurz nach meiner Rückkehr in Diekirch erhielt ich ein fünffach versiegeltes Päckchen aus Wien; ich öffnete es, und sieh da, mein Portefeuille mit allen Schriftstücken und einem Briefe, worin Herr Korn heiss mir scherzend schrieb: „Es scheint, daß Sie bei Ihrem Ausfluge nach Pest ein Päckchen ungarischer Beutelschneiderei bekommen

haben, ich überliefere Ihnen hiermit auch ein Pröbchen österreichischer Polizei. Kein Geld fand sich in der Brieftasche vor; schreiben Sie mir gefälligst, was sie enthielt; vielleicht kann ich Ihnen ebenfalls dazu verhelfen.“ Ich beeilte mich, ihn zu benachrichtigen, ich hätte keinen Kreuzer verloren, wäre aber sehr begierig zu erfahren, wie er in den Besitz des fraglichen Portefeuilles gelangt sei, und ihm sollte, wenn ich je wieder nach Wien komme, gewiß der erste Besuch gelten.

Ich hielt jetzt Wort, und wir freuten uns gegenseitig, einander persönlich bekannt zu werden; das Gespräch wurde gleich anfangs so vertraulich, als sähen sich alte, innige Freunde wieder. Bevor er mir als Kanzleichef das Celebret ausfertigte, mußte ich ihm erzählen, wie ich in Ungarn um meine Brieftasche gekommen, und er theilte mir mit, wie dieselbe ihm übermacht worden sei. Ich fand meine Vermuthung bestätigt: als der Schurke sah, daß er eine für ihn ganz werthlose Beute erwischt hatte, wollte er das corpus delicti nicht länger auf sich tragen und warf die Brieftasche sammt ihrem Inhalte weg. Ein Vorübergehender hob sie auf und brachte sie seinem Ortspfarrer, den das darin befindliche Schreiben des Herrn Kornheisl veranlaßte, sie diesem auf amtlichem Wege zur Weiterbeförderung zu übersenden. — Nachdem wir unsere herzlichsten Plaudereien lange genug fortgesetzt hatten, verehrte ich ihm ein Blumenbild der Schwestern unserer Lieben Frau von Sion in Jerusalem und ein Mosaikwürfelchen aus St. Sophie in Constantinopel, zwei kleine, aber ihm angenehme Geschenke. Er besorgte mir nun die verlangte Facultät, einen Monat hindurch die heilige Messe in allen Kirchen Wiens zu lesen, und erwies mir zudem die Artigkeit, selbst mich Seiner Eminenz vorzustellen. Der erlauchte Herr Cardinal-Fürstbischof, ungeachtet seines hohen Alters noch immer geistesfrisch und voll oberhirtlichen Seeleneifers, erinnerte sich genau meines frühern Besuches und würdigte mich des huldreichsten Empfanges; er unterhielt sich mit mir bis zur Mittagsstunde. Als ich mich ihm ehrerbietigst empfahl, sprach er mit der ihm eigenen Freundlichkeit: „Wenn Sie einige Tage in Wien verweilen, so hoffe ich, Sie bald wieder bei mir zu sehen.“ Was er damit meinte, wird sich gleich aufklären.

Am 7. Mai beehrte mich Herr Kornheisl mit seinem

Gegenbesuche und überbrachte mir seitens Seiner Eminenz eine Einladung auf ein Festessen für den folgenden Tag, die ich selbstverständlich mit Freude annahm. Im Empfangssaale traf ich einen Bischof aus Ungarn, den Weibischof von Wien, mehrere Domkapitulare, das Lehrercorps der theologischen Facultät und einige hohe weltliche Persönlichkeiten. Mir wurde mein Platz angewiesen zwischen dem Weibischof und dem Dr. Hermann Zischke, vormals Rektor des österreichischen Pilgerhauses zu Jerusalem und jetzt Professor der biblischen Alterthümer an der Wiener Hochschule. Dieser wadere, scharfsinnige Gelehrte hat zwei Jahre hindurch das heilige Land bereist und erforscht und mehrere gediegene Abhandlungen darüber veröffentlicht. Er ist in der schönsten Kraft seines Lebens und verbindet mit seinen umfassenden Kenntnissen das einnehmendste Wesen als Gesellschafter. Man kann also leicht denken, wie höchst interessant für mich seine Unterhaltung war, die während der ganzen Mahlzeit fast ununterbrochen fort dauerte. Die übrigen Gäste schenkten mir gleichfalls eine zärtliche Aufmerksamkeit; ich fühlte mich durchaus in einem Kreise vornehmer und feingebildeter Männer. Der Kaffee wurde in einem Nebensaale servirt und durch die ungenirtesten, gemüthlichsten Unterhaltungen doppelt versüßt. Bei der Verabschiedung hielt Seine Eminenz mich zurück, die sanften Worte flüsternd: „Bleiben Sie noch ein wenig bei mir.“ Hochdieselbe reichte mir freundlich den Arm und erkundigte sich, während wir im langen Gemache hin- und her spazierten, über die kirchlichen Zustände unsers Landes. Ich versicherte, wir hätten wohl Ursache mit denselben zufrieden zu sein: vor ein paar Jahren sei von Seiner Päpstlichen Heiligkeit unser früheres apostolisches Vikariat zu einem selbstständigen Bisthum erhoben und den letzten Herbst auch von der Großherzoglichen Regierung als solches förmlich anerkannt worden; die kirchliche Oberbehörde stehe mit den Staatsbehörden auf friedlichem Fuße, und die Einwohner, fast ausschließlich Katholiken, wüßten Nichts von den zwischen verschiedenen Glaubensbekennern herrschenden Reibungen und Mißhelligkeiten. — „O dann“, erwiderte er seufzend, „wünsche ich euch Luxemburgern herzlich Glück. Diesen süßen Trost vermiffen wir österreichischen Katholiken: wir haben beständig mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und noch schwerere,

verhängnißvollere Gewitter sind gegen uns im Anzuge. Der Himmel möge sich unser erbarmen und sie schadlos vorüberziehen lassen!" — Ich schied innigst gerührt von dem apostolischen Streiter für die Rechte der Kirche Gottes auf Erden und wünschte ihm von Grund meines Herzens das beste Wohlsein sowie die Freude einer glänzenden Siegesfeier in Jesu Christo.

Den 10. Mai lud mich Herr Zscholke zu einer Abendgesellschaft ein, die aus mehreren Professoren der Universität bestand. Es war ein vertraulicher Kreis der gelehrten Welt, in welchem ich wieder vier selige Stunden zubrachte. Zu ihrem und meinem Leidwesen mußte ich frühzeitig den herrlichen Abendgenuß unterbrechen, da ich, um die Hausordnung nicht zu stören, Schlag neun Uhr im Kloster sein wollte. Der herzgute unbergfliche Herr Zscholke verehrte mir einige seiner Broschüren über das heilige Land, wie „das Jordanthal in Palästina“, „Beiträge zur Topographie der westlichen Jordansau“, „die Lage des Hirtenthurms bei Bethlehem“, ausgezeichnete Proben von scharfer Beobachtungsgabe und wissenschaftlichen Untersuchungen. Ich habe sie wegen des hohen Interesses, das sie erregen, schon zu wiederholten Malen gelesen, und sie werden stets für mich liebe, theure Andenken sein. Am 13. nahm er mich mit sich in seinen Unterrichtsarhaus und verschaffte mir wiederum eine lehrreiche Stunde durch den vortrefflichen Vortrag über etliche Theile des alten Jerusalem. Bei unserer Trennung tauschten wir unsere Photographien aus, und so besitze ich noch in meinem Album das schöne jugendliche Bildniß dieses durch wissenschaftliche Bildung und wahre Humanität höchst ausgezeichneten Mannes.

Mitten in diesem für mich so ehrenden Verkehr und trotz der täglich wachsenden Pracht der Weltausstellung verspürte ich in mir ein lebhaftes, unabweisbares Heimweh und ich fing an, gegen Alles gleichgültig zu werden. Ich traf daher die zur Abfahrt erforderlichen Vorbereitungen, erfreute die genügsamen Klosterbrüder, die mich sorgfältig gepflegt, mit kleinen frommen Erinnerungen an Jerusalem, zahlte eine angemessene Vergütung für den verursachten Kostenaufwand und suchte die hochwürdigen Patres Provincialis, Minister und Rektor auf, um ihnen für ihre gastfreundschaftliche Aufnahme meine warmen Dankgefühle zu bezeigen. Der letztgenannte,

mein Gewissenslenter und gewöhnlicher Cicerone, überreichte mir zum Andenken ein allerliebsteß Bild mit dem Motto:

„Nur bei Lieb' in Gott verbunden
Wird das ächte Glück gefunden.“

Auf dessen Rückseite hatte er eigenhändig geschrieben:
„Quoties tu mei, toties ego tui.“ Viennae, die 13. Maji 1873.
P. SCHALLER. Wenn er Wort hält, so begegnen sich jeden Tag unsere Gedanken und freundschaftlichen Wünsche auf dem Wege von Wien nach Diekirch.

XIII. Von Wien über Innsbruck nach der Heimath.

Den 16. Mai, um halb zehn Uhr des Morgens, sagte ich der herrlichen, volkbelebten Kaiserstadt Lebewohl, und in eilf Stunden brachte mich der Courierzug über Linz und Salzburg nach Rosenheim im Baierlande. Zu Salzburg, wo wegen der Grenzscheide zwischen den österreichischen und den Zollvereinsstaaten eine Weile Halt gemacht wurde, betrachtete ich mit vielfachen Erinnerungen den 3800 Fuß hohen Gaisberg, den ich 1860 mit den wackern Herren Simons und Würtli mühsam erklettert hatte. Wir übernachteten damals im Gasthause auf dem weidenreichen Hochplateau unter dem höchsten Gipfel, der uns des andern Morgens das reizende Schauspiel der Fernsicht über die Tyroler Alpen und viele Gebirgsseen gewährte. In Rosenheim wählte ich zu meiner Einquartirung den „König Otto“, einen schlichten, aber sehr ehrsamem und billigen Gasthof. Das Städtchen, an sich unbedeutend, hat dadurch eine gewisse Wichtigkeit, daß es den Knotenpunkt der Eisenbahn bildet, welcher Wien einerseits mit München, andererseits mit Innsbruck verbindet. Da ich so nahe bei Tyrol war, so wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen, dieses romantische Land zu schauen und mit dessen Einwohnern von allgemein gerühmter Biederkeit ein wenig zu verkehren; auch bewog mich ein besonderer Grund zu diesem Abstecher. In Innsbruck wirkt gegenwärtig ein mir befreundeter Mann, welcher unserm Luxemburger Namen hohe Ehre macht, Dr. Nilles aus Rippweiler, weiland Pfarrer von Lüntingen und dormalen Professor an der Hochschule zu Innsbruck. Dahin fahren von Rosenheim

die Schnellzüge in drei bis vier Stunden, und es kostet die zweite Klasse nur vier österreichische Papiergulden und 54 Kreuzer. Schon den nächstfolgenden Abend befand ich mich in der anmuthigen Hauptstadt Tyrols und bezog den „Goldenen Stern“, das Lieblingshotel der Geistlichkeit. Ohne Etwas zu essen noch zu trinken, eilte ich unverweilt zu Herrn Nilles, und einige Minuten nachher lagen wir uns schon in den Armen. Wir waren alle Beide außer uns vor Freude und konnten mit Fragen und Gegenfragen nicht fertig werden: wohlgemerkt, das Gespräch wurde in unserm lieben Mutterdialekte geführt, ein Schmaus, dessen meine Ohren seit dem Abschiedskusse des Herrn Pettinger in Alexandria, und die seinigen viel länger entbehrt hatten. Am folgenden Tage las ich die heilige Messe in der Jesuitenkirche, und wurde von Herrn Nilles reichlich mit Kaffee und Weißbrod bewirthet. Darauf machten wir eine Tour durch die Stadt, und er ließ mich vom Minister des Redemptoristenklosters zu einem Festmahl einladen, das unter andern Gästen der Rektor Magnificus der Universität und der Ober-Stadtpfarrer mit ihrer Gegenwart beehrten. Den 19. besuchte ich zum Messelesen die Hauptpfarrkirche und frühstückte im „Goldenen Sterne;“ Mittags war ich der Gast meines glückseligen Compatrioten, mit dessen heiterer Stimmung alle Tischgenossen herzlich sympathisirten. Es amüfirte die hochgelehrten Herren außerordentlich, wenn wir Luxemburger Deutsch sprachen und sie trotzend errathen ließen, was wir gesagt hätten. Zuletzt zog er meine Photographie, die ich ihm bei meiner Ankunft verehrt, in einem Goldrähmchen niedlich eingefast aus seiner Brusttasche hervor und rief, sie mir vor die Augen haltend, aus: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihr Besuch mir willkommen ist, und Sie mir lieb und theuer sind!“

Wir schieden tief gerührt von einander, und er beauftragte mich mit vielen herzlichen Grüßen an seine Luxemburger Freunde, insbesondere an seinen werthgeschätzten Schulkameraden, Herrn F. P. Gläserer, Doktor der Heilkunde und praktischen Arzt in Dietrich.

Die Zwischenzeit meines zweitägigen Aufenthaltes verwendete ich fleißig auf die Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. Innsbruck (auch Innspruck), von den klaren Wassern

des Inn durchflossen, dehnt sich lieblich aus an beiden Ufern in einem breiten Thalkessel zwischen sehr hohen und schroffen Felswänden eingefenkt, deren von Schnee bedeckte Spitzen noch in der letzten Hälfte des Monats Mai daselbe wie mit einem Lilienkranze schmückten.

Jetzt ging es in raschem Fluge und ohne weitere Unterbrechung der Heimath entgegen; um mich jedoch nicht allzu sehr zu ermüden, genoß ich der nächtlichen Ruhe in München, Stuttgart und Saarbrücken. Den 23. Mai brachte mich wohlerhalten, frisch und munter der Zug von vier Uhr des Nachmittags in den Diekircher Bahnhof, wo ich noch im letzten Augenblicke meiner Reise durch eine ebenso unverdiente als unverhoffte Ovation recht angenehm überrascht wurde. Der hochachtbare Herr Direktor des Progymnasiums, Herr Dr. Ludw. Houffe, welcher die Stunde meiner Ankunft ausgeforscht hatte, stand da an der Spitze der Schüler und der meisten Mitglieder des Lehrerkorps, um mich feierlich zu bewillkommen. Während er und seine mir wohlgeneigten Amtsgenossen mich freundlich begrüßten und umarmten, ließ der Gefanglehrer der Anstalt die Zöglinge ein fröhliches Lied anstimmen und mir ein dreifaches Hoch zujuchzen. Es ist für mich eine süße Freude und Genugthuung, ihnen Allen für diese freundliche, liebe Ehrerweisung hier meine beste Dankagung öffentlich zu wiederholen und meine stets aufrichtigen Gesinnungen gegen sie neuerdings zu betheuern. Meine Erscheinung war gleichsam ein Ereigniß für die Stadtbewohner: ich wurde, so zu sagen, von Besuchern bestürmt, die Einen erkundigten sich nach meinen Reiseabenteuern, die Andern erbaten sich fromme Andenken, und in wenigen Tagen waren die Hunderte von Kleinigkeiten, die ich zum Austheilen mitgebracht hatte, verschwunden.

So bin ich nun in meine frühern Alltagsverhältnisse zurückversetzt, und die weite achtmonatliche Wanderschaft liegt hinter mir wie ein Traum, aber ein durchaus süßer Traum, dessen Freudenkelch durch keinen Tropfen Vermuth verbillert ist, und dessen liebliche Bilder meine übrigen Lebenstage verschönern und beglücken. Wohl nie hat Jemand unter so günstigen Umständen eine ähnliche Reise vollbracht: weder zu Wasser noch zu Lande fühlte ich mich einen Augenblick unwohl, sondern vielmehr von

Tag zu Tag gesünder und stärker; überall freute ich mich einer guten Gesellschaft und freundschaftlichen, ehrenvollen Aufnahme. In dieser Hinsicht waren meine kühnsten Wünsche und Hoffnungen wirklich übertroffen; auch ist mir kein anderer Unfall zugestoßen. Die Gelbtauslagen waren bedeutend geringer als meine vorläufig aufgestellte Berechnung, und von den mitgenommenen Kleidungsstücken und andern Sachen vermißte ich bei meiner Rückkehr, nebst einer mir in Rom entfallenen Nähadel, bloß ein Paar abgetragene Pantoffeln, die ich im Piräus unter dem Bette meiner Schiffscabine hatte stehen lassen!

Was mein Glück und meine Zufriedenheit noch erhöht, sogar meinem Selbstgefühl nicht wenig schmeichelt, das ist die freundschaftliche Correspondenz, welche jene edelgesinnten Männer, die sich meiner so liebevoll angenommen haben, fortwährend mit mir unterhalten und dadurch beweisen, daß ungeachtet unserer tausendstündigen Entfernung ihre Herzen mir nahe geblieben sind. Fast in jedem Briefe werde ich sammt der Versicherung ihrer unwandelbaren Zuneigung und Anhänglichkeit zur Wiederholung meines Besuches eingeladen. Ich sei, schreiben sie, allerdings ziemlich bejahrt, aber noch kräftig genug, die Reisebeschwerden gefahrlos zu ertragen, und sie hätten mir noch viel Interessantes zu zeigen. Schwerlich werde ich, wie sehr mich auch das Gemüth antreibt, ihrer wohlgemeinten Wunschäußerung entsprechen; indessen ist es für mich eine tröstliche Genugthuung, zu wissen, daß ich bei ihnen einen günstigen Eindruck zurückgelassen habe, und sie mich ihrer Liebedienste nicht unwürdig erachten. Meine 71 Jahre ermahnen mich an die ernste Vorbereitung zu der weit längern und wichtigeren Wandererschaft in's Jenseits. Möchte ich dort dieselbe freundschaftliche Aufnahme finden und in der seligen Anschauung Gottes alle meine vielgeliebten, hochbegrachteten Gönner und Wohlthäter wiedersehen, um in Ewigkeit nicht mehr von ihnen getrennt zu werden! Amen!

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Vorwort	3
I. Beweggründe und Vorkehrungen	5
II. Von Diekirch nach Genf	6
III. Von Genf nach Nizza	16
IV. Von Nizza nach Rom	23
V. Von Rom nach Neapel	51
VI. Von Neapel nach Alexandria in Aegypten	74
VII. Von Alexandria nach Cairo	82
1. Der Zion	131
2. Der Delberg	133
3. Das Todte Meer	138
4. Das Josaphatsthal	141
5. Das Haus Simons des Pharisäers, die Jeremiasgrotte, die Gräber der Könige, der obere Teich Sion	148
6. Der Haram-es-Scherif oder Tempelplatz auf dem Berge Moriah	150
7. Die Thränenmauer, der Hiskiassteich	157
8. Nach Bethlehern und St. Johann	159
VIII. Von Jerusalem nach Beyruth und Damaskus	173
IX. Von Beyruth nach Smyrna und Constantinopel	186
X. Von Constantinopel nach Athen und Korfu	212
XI. Von Korfu nach Brindisi, Loretto und Venedig	216
XII. Von Venedig nach Graz und Wien	220
XIII. Von Wien über Innsbruck nach der Heimath	231

Druckfehler.

Seite	32	statt	ausgezeichneten	zu lesen	ausgezeichnetern.
"	34	"	Publikum	"	" Publikum.
"	63	"	déjeuner	"	" déjeuner.
"	97	"	Cicurcia	"	" Ciurcia.
"	97	"	Wüdrträger	"	" Wüdrenträger.
"	98	"	Beyreuth	"	" Beyruth.
"	100	"	mesurant de deux mètres	"	" mesurant deux mètres
"	102	"	Baffchiff	"	" Baffchiffes.
"	105	"	miß ergöhte	"	" ergöht.
"	120	"	Gaber	"	" Gareb.
"	136	"	Gaber	"	" Gareb.
"	150	"	gebähren	"	" gebären.
"	154	"	opfert	"	" opferte.
